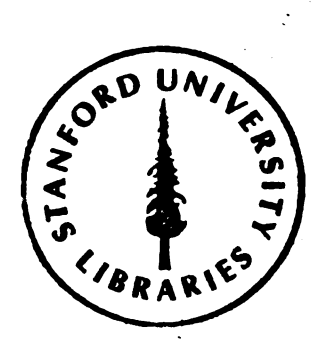
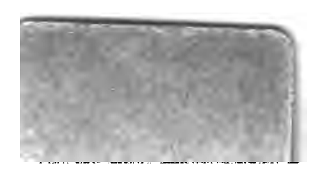





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



21/ H. Rinn, [illegible] [illegible] [illegible] den [illegible] Gottes

22/ W. Hotzen [illegible], Kirchenreformation in der Grafschaft Henneberg.

23/ R. Fay [illegible], [illegible] und [illegible] der Reformation.

24/ J. Schall, Die Reformation, [illegible] [illegible] [illegible] Schrift

25/ Th. Förster, Entstehung [illegible] Marburger Religionsgespräch

26/ F. Baumgarten, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Ref. [illegible] [illegible]

27/ L. F. Stark, die Ref. im untern Allgäu

28/ O. Albrecht, [illegible] [illegible] [illegible]

29/ G. Zeißler, Julius [illegible] von Magdeburg [illegible]

30/ H. v. Schubert, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. —

Luther,

ein Mann nach dem Herzen Gottes.

Von

Dr. Heinrich Rinn.

Motto:
Wer Gott mit Ernst vertrauen kann,
Der bleibt ein unverdorben Mann;
Es zürne Teufel oder Welt,
Den Sieg er doch zuletzt behält.

Halle a. S. 1893.
Verein für Reformationsgeschichte.

Lange, schwere Kämpfe hatte Luther in dem Kloster zu Erfurt bestanden, seine Kräfte hatte er fast aufgezehrt im Gehorsam gegen die Forderungen des Mönchsstandes; doch Frieden war nicht in sein Herz gekommen. Christus blieb ihm der unendlich erhabene, heilige Herr und Richter, von dem er erschreckt sein Angesicht abwandte; den Zweifel, ob ihm seine Sünden vergeben seien, wurde er auch nach Beichte und Absolution nicht los. Da sandte ihm Gott einen Ananias in einem älteren Klosterbruder, einem trefflichen Manne und trotz der Kutte wahren Christen. Ihm, als seinem „Lehrer“, erzählte Luther seine Not. „Was machst du Sohn?“ fragte ihn dieser, „weißt du nicht, daß der Herr selbst uns geboten hat zu hoffen?“ Dann sprach er viel mit ihm über den Glauben und das apostolische Bekenntnis, in dem es heißt: ich glaube eine Vergebung der Sünden. Diesen Artikel erklärte er so, daß man nicht bloß im allgemeinen glauben solle, diesem oder jenem werde Vergebung zuteil, dem David oder dem Petrus, vielmehr solle jeder Einzelne glauben, daß auch ihm seine Sünden erlassen werden. Was der Klosterbruder begonnen hatte, setzte Staupitz fort; durch ihn riß Gott Luther „aus der Anfechtung heraus, in der er sonst ersoffen wäre“. Nun lernte er in Christus den Heiland sehen, der für unsere Sünden gelitten hat; jetzt erkannte er, daß Gottes Gerechtigkeit ist seine Barmherzigkeit, durch welche er uns gerecht achtet und hält; da erfuhr er, was es heißt: der Gerechte wird seines Glaubens leben. In dem festen Glauben an den Erlöser schreibt er an Staupitz: Ich lasse mir genügen an dem süßen Erlöser und Versöhner, meinem Herrn Jesu Christo, dem ich singen will, so lange ich lebe. Buchstäblich hat er dies gethan in folgendem Liede:

Nun freut euch, liebe Christen gemein,
Und laßt uns fröhlich springen,
Daß wir getrost und all in ein
Mit Lust und Liebe singen:
Was Gott an uns gewendet hat
Und seine süße Wunderthat,
Gar teuer hat er's erworben.
Dem Teufel ich gefangen lag,
Im Tod war ich verloren,
Mein Sünd mich quälte Nacht und Tag
Darin ich war geboren.
Ich fiel auch immer tiefer drein
Es war kein Guts am Leben mein,
Die Sünd hat mich besessen.
Mein gute Werk die galten nicht,
Es war mit ihn'n verdorben.
Der frei Will haßte Gott's Gericht,
Er war zum Gut'n erstorben.
Die Angst mich zu verzweifeln trieb,
Daß nichts denn Sterben bei mir blieb,
Zur Hölle mußt ich sinken.

Luther singt weiter von der Barmherzigkeit Gottes, der zu seinem lieben Sohne sprach: „Die Zeit ist hier zu erbarmen", und von dem Sohne, der gehorsam ward, und dessen Blut der Feind vergoß, und der nun zu dem Sünder sagt:

Das leid ich alles dir zu gut,
Das halt mit festem Glauben.

Dem Gott, der in seinem Sohne, unserem Erlöser, Luther und uns allen das Größte gegeben, hat er von da an stets vertraut auch in allen andern Dingen; Gott war ihm Stecken und Stab bis zu seinem seligen Heimgang. Hat Er uns das Größte gegeben, wie sollte Er uns nicht auch das Kleine schenken? das hat er sich stets vorgehalten, und das hat ihn mit Freudigkeit erfüllt und mit innerer Freiheit, in deren Kraft er Gewaltiges gethan hat im Gehorsam gegen seinen himmlischen Vater und im Dienste seiner Brüder.

Herrliche Worte in Luthers Briefen und Tischreden bezeugen es uns, daß das Vertrauen auf Gott sein innerstes Wesen ausmachte. Den Christen in Riga und ganz Lievland übersendet er eine Erklärung des 127. Psalms;

tröstend mahnt er sie darin: „Laß den Herrn das Haus bauen und Haus halten; greif ihm nicht in sein Werk; ihm gebührt dafür zu sorgen, dir aber nicht. Gehört viel in ein Haus, so ist Gott größer denn ein Haus; der Himmel und Erde füllet, wird ja auch ein Haus füllen können, sonderlich weil er sichs annimmt und lässet's von ihm singen." Ein ander Mal sagt Dr. Martinus, daß „kein Mensch auf Erden sei, der da vermöchte zu bezahlen die Unkosten, so unser Herr Gott täglich aufzehret, daß er nur die unnützen Vögel ernährt und speiset. Und ich glaub' es gänzlich, daß der König von Frankreich mit allem seinem Reichtum, Zinsen und Rente nicht vermöchte zu bezahlen, was allein auf die Sperlinge geht; was soll ich denn von der andern Vögel, als Raben, Dohlen, Krähen, Zeisig, Stieglitz, Finken und dergleichen Vögel Speise sagen? So denn nun Gott die Vögel so reichlich und überflüssig ernährt, wer wollte denn von Menschen verzweifeln, daß Gott ihm nicht Nahrung, Futter, Decke und alle Notdurft geben sollte!" Vornehmlich die „Unschuldigen" können sich rühmen, daß Gott ihr „Vorrat und Kornboden ist, ihr Weinkeller und all ihr Gut".

Auch alle geistigen Gaben kommen von Gott; von ihm hat Luther insbesondere die Kraft, die Schrift auszulegen. „Wenn ich meine Kräfte messen wollte," bekennt er dem Kurfürsten Friedrich, „machte ich mich, wäre ich sieben mal Luther, nicht an einen einzigen Psalm."

Wer so weiß, daß er im Leiblichen von Gott versorgt wird und im Geistlichen nicht versäumt, und aller geistigen Gaben teilhaftig ist, wie kann der anders als froh sein in seinem Herrn? „Werdet ihr in Wittenberg nicht traurig," lesen wir in einem Briefe Luthers von der Wartburg, „singet dem Herrn einen Lobgesang in der Nacht, und ich will mit euch singen." Zu seinen Tischgenossen sagte er einst: „Gott gefällt nicht die Traurigkeit des Herzens, ob er wohl weltliche Traurigkeit zuläßt; er will aber nicht, daß ich gegen ihn betrübt bin, wie er spricht: Ich habe nicht Lust an dem Tode des Sünders. Item: Freuet Euch in dem Herrn! Er will nicht einen solchen Diener, welcher sich nichts Gutes zu ihm versieht."

Doch was wollen solche Worte sagen gegen jene, die er an den Stadtschreiber Lazarus Spengler in Nürnberg richtet, in denen er sein Petschaft beschreibt: „Das erste sollt' ein Kreuz sein, schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gäbe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig macht. Denn so man von Herzen glaubt, wird man gerecht. Obs nun wohl ein schwarz Kreuz ist und soll auch wehe thun, noch läßt es das Herz in seiner Farbe, verderbet die Natur nicht, sondern behält lebendig. Denn der Gerechte wird seines Glaubens leben, aber nur des Glaubens an den Gekreuzigten. Solch' Herz soll aber mitten in einer weißen Rose stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Frieden giebt; darum soll die Rose weiß und nicht rot sein, denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose steht im himmelfarben Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig, jetzt wohl schon darinnen begriffen und durch Hoffnung gefasset, aber noch nicht offenbar. Und in solchem Feld einen gulden Ring, daß solche Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höhest, köstlichst Erz ist."

Nur in solcher Freudigkeit konnte Luther sein schweres Werk treiben; er wußte, daß ihm dabei der Herr stets nahe war. „Wir werden," läßt er sich vernehmen, „darum im Kampfe nicht glücklicher sein, wenn wir Angst haben und Betrübnis, und unser Unglück nicht schlimmer, wenn wir von Herzen froh sind. Traurigkeit und Betrübnis wollen wir dem Geiste Carlstadts überlassen. Wir aber rühmen und trösten uns, denn wir treiben nicht unser Ding noch unser Wort, wie St. Paulus auch sich rühmt zu den Römern (15, 17), daß er Gottes Sachen treibe."

Diese Freude will sich Luther nie nehmen lassen; sie allein giebt ihm auch Mut allen Feinden seines Werkes gegenüber. Denn er weiß und glaubt es fest, daß „einer im Himmel ist, der den Hochmütigen widersteht und die vermessenen Geister demütigt und die Weisen in ihrer Klugheit erhascht. Ja, dieser Gott hat sonder Lust, die hohen

Cedern zu brechen und die hochmütigen und verstockten Pharaos zu demütigen; und seiner Kunst und Gewalt ist kein Maß."

An der Spitze aller Feinde steht der Satan. Als Luther nach Worms fuhr, rastete er in Frankfurt. Von dort schreibt er an Spalatin: „Wir sind hier angekommen, trotzdem der Satan mich durch mehr als eine Krankheit aufzuhalten suchte. Denn auf dem ganzen Wege von Eisenach bis hierher bin ich in einem mir bis jetzt unbekannten Maße schwach gewesen und bin es noch. Doch wir werden in Worms einziehen trotz aller Höllenpforten und der Geister, die in der Luft herrschen, denn Christus lebt ja." Auch die Unruhen, die 1522 in Wittenberg erregt wurden, sind Luther ein Werk des bösen Feindes. Da ist ihm der Satan in seine Hürde gefallen und hat etliche Stücke zugerichtet, die er mit keiner Schrift stillen kann; darum muß er mit selbwärtiger Person (persönlich) und lebendigem Mund und Ohren dort handeln, und zwar schnell ohne Sparen und Verziehen, und er will es thun in dem Namen Jesu Christi, des Herrn über Leben und Tod.

Wie oft noch sind in der Folgezeit dem Werke Luthers Hindernisse bereitet worden! Da traten die Sakramentierer auf, die Leute, welche an den Einsetzungsworten des Abendmahls deuteln wollten und nicht zugeben, daß Leib und Blut Christi in, mit und unter Brot und Wein gegenwärtig sei; durch sie wollte der Satan den Christen Christum nehmen; Christi Fleisch und Wort sollte nichts sein. Dann erhoben sich die Bauern, die ihr Treiben, ihr Morden, Sengen und Brennen mit der Lehre des Evangeliums rechtfertigen wollten. „Eitel Teufelswerk treiben sie, und insonderheit ist's der Erzteufel (Münzer), der zu Mülhausen regiert und nichts denn Raub, Mord, Blutvergießen anrichtet," so schreibt Luther selbst über jenes wüste Gebahren; trotzdem verdächtigten seine Feinde ihn und seine Lehre, und nach der Ueberwindung der Empörer nahm Herzog Georg die andern Fürsten besonders und forderte sie auf, nunmehr strenge gegen die Neuerung vorzugehen. So richtete schon frühe der Satan seine giftigen

Pfeile gegen den Reformator, doch der fürchtete sich nicht; nein, je größer die Gefahr, desto höher war sein Mut. Sein Glaube, das ist sein Gottvertrauen, war ihm Frau Domina, Herrin und Kaiserin, der hielt wie eine Mauer und legte sich wider die Feinde wie der kleine David wider den Goliath.

Endlich verdächtigten die Feinde Luthers den festen Mann, der sich und seiner Sache stets treu geblieben ist, als wolle er nachgeben oder habe nachgegeben in bezug auf Beichte, Messe, Rechtfertigung u. a. „Es siehet mich an," meldet er 1539 den Predigern zu Soest, „als wollt' Junker Teufel gern unter uns inwendig eine Zwietracht anrichten, weil er merket, daß er von außen nicht kann zu uns einbrechen. Aber mein Herr Jesus Christus hat nun bisher über zwanzig Jahre mich erhalten in dieser großen Sache wider so viele Geister, die mich haben übermeistern wollen, daß ich hoffe, es solle fürder mit Hülfe und Gnade seines Geistes nicht Not haben." Deshalb will er nichts wissen von Bündnissen der Seinigen, die mit fleischlichen Waffen kämpfen wollten; solche Bündnisse geschehen nicht aus Gott, noch aus Treuen zu Gott, sondern aus menschlichem Witze, und menschliche Hilfe allein zu suchen, darauf zu trotzen, welches keinen guten Grund hat und dazu keine gute Frucht bringen mag . ., und Gott hat uns gegen unsere Feinde allbereit mit guten Mauern seiner Macht verwahrt. Schon im A. T. hat Gott solch Bündnis menschlicher Hülfe verdammt, als Jes. 7, 8. 30, und spricht: Wenn ihr stille bleibt und trauet, so soll euch geholfen werden; denn wir sollen Kinder des Glaubens sein zu Gott in rechter Zuversicht.

Den einzigen rechten Bundesgenossen sah Luther in Gott. Wenn es wahr ist, daß Bundesgenossen sich um so enger zusammenschließen, je mehr jeder die Sache des Andern zu der seinigen macht, so mußte Luther sich immer mehr eins fühlen mit seinem Gott, er konnte aber auch nicht anders, als diesem täglich fester vertrauen, daß Er die Sache des Evangeliums stets schützen werde, es war ja doch Seine Sache. Beides wird er nicht müde den sächsischen Gesandten auf dem Reichstage zu Augsburg, 1530, wieder und wieder vorzuhalten. So schreibt er am

30. Juni an Melanchthon: „Wenn wir fallen, fällt Christus mit uns“ und am 9. Juli an Justus Jonas: „Christus ist der König der Könige und der Herr der Herren. Verliert er diesen Titel zu Augsburg, so soll er ihn auch im Himmel und auf Erden verloren haben.“ Aber das ist ja nicht möglich; in dem zweiten Psalm heißt es: „Du bist mein Sohn“; an diesem mein liegt es; Christus ist Gottes: so wird alles durch den Sohn und den Vater ausgeführt, und die Sache nicht gestellt auf menschliche Kraft oder menschliche Klugheit oder menschliche Sorge; der das Werk angefangen hat, der wird es auch vollenden. Darum liegt gar nichts an der einzelnen Person, Gott kann allein Sein Reich weiter bauen. Freilich fühlt sich Luther verpflichtet für seinen Gott und Herrn zu wirken, so lange er lebt, er ist mit dem Amte betraut; aber an ihm und seinem Leben ist doch nichts auf dieser Erd; und darum fürchtet er sich nicht vor den mancherlei Nachstellungen seiner Feinde; mögen sie ihm nehmen den Leib .. das Reich muß doch bleiben.

Vielfach erweckte der Satan Leute, die Luther nach dem Leben trachteten. Kaum war er mit seinen Thesen auf den Plan getreten, da hörte er, daß seine Gegner ihn nicht nur schriftlich bekämpften; sie sagten auch den Leuten, kein Monat werde ins Land gehen, dann ende er auf dem Scheiterhaufen. Deshalb mahnte ihn der Kurfürst Friedrich, „hinzulegen den schweren Handel, zwischen ihm und dem päbstlichen Ablaß“. Das konnte er nicht; er fühlte sich schuldig zu reden; damals hielt er es an der Zeit, laut zu rufen, wo der Herr Jesus Christus vom Throne gestoßen und geschmäht wurde. Er wußte es, noch nie hat man das Wort treiben können ohne Gefahr, sein Blut für die Wahrheit zu vergießen; aber wir sind verpflichtet, Christum zu bekennen, selbst wenn wir darüber sterben müßten; wir werden ja trotzdem leben, denn Christus lebt. Dem Kurfürsten aber antwortete er so: „Das ist ein schlecht Wunder, ob zu unsern Zeiten einer oder zwei unterdrückt werden, so wir doch finden, daß zur Zeit Arii des Ketzers, da die heilige Kirche noch rein und neu war, alle Bischöfe von ihren Kirchen verjagt und die Ketzer, mit Anhang des

ganzen Reichs, durch alle Welt den einigen heiligen Athanasium verfolgten. So denn Gott zur selbigen Zeit solches in der Kirchen verhängt, ist mirs auch nicht groß Wunder, ob ich armer Mensch unterliegen muß. Aber die Wahrheit ist du blieben und wird ewig bleiben."

Solche Klänge vernehmen wir noch häufig. Als er nach Augsburg gefordert wurde vor den Cardinal Cajetan, zog er getrost dorthin trotz der Warnungen, die ihm von befreundeter Seite zugingen. „Ich hoffe," so lesen wir in einem Briefe an Wenzeslaus Link, „ein Schuldner zu sein Jesu Christo, der auch mir vielleicht sagt: Ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen. Je mehr jene drohen, um so mehr vertraue ich. Nehmen sie mir den Leib, so machen sie mich vielleicht um zwei Stunden ärmer am Leben, meine Seele werden sie mir nicht nehmen." Auch in Leipzig stellte er sich „auf Erfordern vor denen, die ihn und die Seinen nicht sehen wollten, und dennoch, all ihr Mutwille und List half sie nichts". Selbst nach Worms zu gehen weigerte er sich nicht, ob er wohl wußte, daß man dort Gewalt gegen ihn gebrauchen werde. In jenen Tagen ist er der Held seines Volkes geworden. Da schreibt er an Spalatin: „Noch lebt und regiert der alte Gott, der die drei Jünglinge in dem glühenden Ofen errettet hat. Und wenn er mich nicht erhalten will, was bedeutet mein Leben im Vergleich mit Christus, der in der größten Schmach den Tod erlitten hat! Hier darf ich nicht achten auf Gefahr und Rettung, nur eins gilt es: das Evangelium, das wir einmal in den Lauf gebracht haben, darf nicht den Gottlosen zum Spott werden, unsre Feinde dürfen sich nicht rühmen gegen uns, daß wir nicht wagen mit dem Tode zu besiegeln, was wir im Leben gelehrt haben. Und wenn es so weit kommen muß, daß die Könige und Herren dieser Welt sich versammeln gegen den Herrn und seinen Gesalbten, so sollen doch die selig sein, welche auf ihn vertrauen. Der Herr lacht ihrer ja doch und spottet, und wir haben nicht zu überlegen, ob mein Leben oder mein Tod dem Evangelium und dem Vaterlande mehr oder weniger Gefahr bringt. Du weißt, die Wahrheit Gottes ist ein Stein des An-

stoßes, gesetzt zu einem Fall und Auferstehen vieler in Israel."

Ein halbes Jahr war etwa verflossen seit dem Reichstage in Worms, die Feinde Luthers hatten es müssen bewenden lassen bei Ungunst, Haß, Neid, Lästerwort, Schmach und Schande. „Freilich, wenn Gott nicht bisher hätte widerstanden," lesen wir in einem Briefe des Reformators aus jener Zeit, „so viel an den blutdürstigen Seelenmördern gelegen, wären wir längst von ihnen, wie David sagt, Psalm 124, 2 ff., mit Zähnen zerrissen. Darum ist unser Leiden noch nicht höher gekommen, denn daß sie uns Wicleffiten, Husiten, Ketzer und aufs allerschändlichst ausschreien; und so sie nicht mehr vermögen, büßen sie dieweil ihren Mutwillen an unserm Namen und christlicher Ehre. Aber laß gehen, lieber Mensch, laß gehen. Er ist droben, der es richten wird. Wir können uns von Gottes Gnaden rühmen, daß sie sich bisher in ihr Herz müssen schämen, nämlich, daß wir das Licht noch nie gescheut haben, welches sie bisher fürchten, wie der böse Geist das Gericht. Sie müssen ohne ihren Dank bekennen, und mit großem Schmerz und Leid hören, daß ich mich nun dreimal gestellt hab', nicht vor meinen Freunden, sondern vor ihnen selbst meinen Feinden, mit Erbietung, Ursach und Grund zu beweisen unsers Glaubens. Nun sehet, solch drei Erbietung und Erscheinung rühme ich, nicht als von uns geschehen, sondern daß wir Gottes Gnade erkennen, erheben und uns auf ihn trösten und trotzen, der unsre Feinde so blöde und verzagt macht, daß sie allesamt nicht so keck sind, einen armen Bettler, mitten unter ihren Händen gegenwärtig, zu hören oder zu bestreiten, sondern fliehen das Licht wie die Fledermäuse, und wie die Nachtraben heulen sie uhu uhu im Finstern, meinen uns damit zu schrecken" . . Zum Schluß sagt Luther: „Ich bin von Gottes Gnaden noch so mutig und trotzig, als ich je gewesen bin." Es dauerte nicht lange, so bewährte er diese Worte durch die That. Hätten in Worms so viele Teufel auf ihn gehalten, als Ziegel auf den Dächern waren, er wäre dennoch mitten unter sie gesprungen mit Freuden; wie hätte er jetzt, als in Wittenberg durch Carlstadt und seine Helfershelfer Unruhen

ausgebrochen waren, sich fürchten sollen dorthin zu gehen, trotz der Drohungen des Herzogs Georg!

Wir sehen, Not und Tod, äußere Gefahr und Bedrängnis achtete Luther für nichts; alles dies stählte nur seinen Mut und seinen Glauben! Noch ein andres ängstigte ihn oft: es waren Anfechtungen, die ihn an der Berechtigung seines Werkes zweifeln ließen. Auch deren Urheber konnte ihm nur der Satan sein, denn „Gott betrübt nicht, er schreckt nicht, tötet auch nicht, weil er ein Gott der Lebendigen ist.“ Zumal in der Nacht, wenn er erwachte, stand der Teufel schadenfroh an seinem Lager und raunte ihm angstvolles zu. „Ich kann nicht leugnen,“ so klagt er dann, „mir wird oft angst und bang darüber, daß der Teufel mir ein Gewissen macht, als hab' ich unrecht gelehrt und die Kirche, so unter dem Pabsttum still und friedsam war, zerrissen.“ Dieser Anfechtungen wurde er Herr dadurch, daß er sich Christo anvertraute und in seinem Worte Belehrung suchte. Darüber schreibt er: „Ich empfinde täglich bei mir, wie gar schwer es ist, langwährige Gewissen und mit menschlichen Satzungen gefangen, abzulegen. O wie mit viel großer Mühe und Arbeit, auch durch gegründete heilige Schrift, hab' ich mein eigen Gewissen kaum können rechtfertigen, daß ich einer allein wider den Pabst habe dürfen auftreten, ihn für den Antichrist halten, die Bischöfe für seine Apostel. Wie oft hat mein Herz gezappelt, mich gestraft und mir vorgeworfen ihr einig stärkest Argument: Du bist allein klug? Sollten die andern alle irren, und so eine lange Zeit geirrt haben? Wie, wenn Du irrest und so viel Leute in Irrtum verführest, welche alle ewiglich verdammt würden? Bis so lang, daß mich Christus mit seinem einigen gewissen Wort befestigt und bestätigt hat, daß mein Herz nicht mehr zappelt, sondern sich wider diese Argumente der Papisten als ein steinern Ufer wider die Wellen auflehnt und ihr Dräuen und Stürmen verlachet.“

Unter den menschlichen Veranstaltungen war es besonders die Universität Wittenberg, von welcher Luther Förderung seines Werkes erhoffte. Darum wird er nicht müde, die Fürsorge des Kurfürsten für diese Schule anzurufen; darum

freute er sich von Herzen, wenn von überall her Jünglinge dorthin kamen, sich über Gottes Wort belehren zu lassen. Was hätte also, um mit Luther zu sprechen, dem Satan lieber sein können, als wenn er diese einzig dastehende Akademie zu verderben und auseinanderzusprengen vermocht hätte, die er nicht ohne Grund vor allen andern haßte! Fast schien ihm dies zu gelingen, als im Jahre 1527 die Pest in Wittenberg wütete. Damals erregte er in den Herzen solche Scheu, Furcht und Grauen, daß viele flohen, und die Universität nach Jena verlegt werden mußte. Aber Luther blieb trotz aller Abmahnungen in seiner Stadt und half seinem Freunde Bugenhagen in Predigt und Seelsorge, hielt auch den wenigen zurückgebliebenen Studenten Vorlesungen. Gehörte er von Natur zu den „Starken“, seine Stärke erhöhte das Bewußtsein „wir sind nicht allein hier, Christus ist bei uns, und so werden wir triumphieren über den Mörder von Anfang.“ Mit dieser Rüstung wehrt er sich und sagt: „Hebe dich weg, Teufel, mit deinem Schrecken. Kannst du schrecken, so kann mein Christus stärken, kannst du töten, so kann mein Christus Leben geben.“

Die größte Gefahr drohte ganz Deutschland und somit dem Evangelium von seiten der Türken. Auch diesem Sturme gegenüber vertraute Luther allein auf Gott. „Daß Deutschland im Blute badete, das wäre des Pabstes Meinung, Wohlgefallen und Lust. Aber ich,“ so sagt er, „habe zu Gott Vertrauen, er werde den Türken schlagen und dämpfen. Unser Wall, Büchsen und alte Festung, die werden ihn wohl ungeplagt und ungekrauet lassen. Ich sag' es auch den Baumeistern allhie zu Wittenberg und spreche: Liebe Herren, was bauet ihr lange; wenn das Vater Unser nicht eine Mauer bauet, die da heißt, die Engel des Herrn lagern sich um die, so ihn fürchten, so ist euer Wall ein Dreck. Den Türken schlägt niemand, denn der Mann, der Christus heißt, das Vaterunser und der Glaube.“

Luther müßte kein Mensch gewesen sein, wenn es nicht je und dann Zeiten gegeben hätte, in denen dieses felsenfeste Vertrauen wankte. Aber sie währten nicht lange:

er hatte ein unfehlbares Mittel, sich wieder zu stärken, den Glauben zu mehren: das war das Gebet. Wohl niemand auf Erden hat heißer gebetet, niemand häufiger. In seiner Schrift für Meister Peter, Balbierer, erzählt er uns selbst, wie er sich zum Beten halte. „Erstlich," so lesen wir, „wenn ich fühle, daß ich durch fremde Geschäfte oder Gedanken bin kalt und unlustig zu beten geworden, nehme ich mein Psälterlein, laufe in die Kammer, oder so es der Tag und Zeit ist, in die Kirche zu der Gemeinde und hebe an die zehn Gebote, den Glauben und danach ich Zeit habe, etliche Sprüche Christi, Pauli oder Psalter mündlich bei mir selbst zu sprechen, allerdinge wie die Kinder thun. Darum ist's gut, daß man früh Morgens lasse das Gebet das erste, und des Abends das letzte Werk sein." So hat Veit Dietrich, Luthers Genosse auf der Coburg, ihn beten hören; er schreibt davon: „Es vergeht kein Tag, daß er nicht zum wenigsten drei Stunden, so zum Studieren am bequemsten, auf's Gebet verwendet. Einmal glückte es mir daß ich ihn beten hörte. Guter Gott, welch ein Glaube war in seinen Worten! Mit solcher Ehrfurcht betete er, daß man sah, er redete mit Gott, und doch wieder mit solchem Glauben und solcher Hoffnung, daß es schien, als rede er mit einem Vater und Freunde, das Herz brannte mir, da er so vertraulich, so ernst und andächtig mit Gott redete." Aehnliches berichtet uns Justus Jonas; er war einmal Zeuge davon, wie Luther am Fenster stehend mit lauter Stimme sein Herz vor dem himmlischen Vater ausschüttete. Am liebsten betete er das Vaterunser, dieses war ihm das liebste und edelste Gebet, an dem sog er täglich wie ein Kind, trank und aß wie ein alter Mensch, konnte sein nicht satt werden, es war ihm auch über den Psalter, den er doch lieb hatte, das allerbeste Gebet. Aber darum band er sich doch nicht sklavisch an „solche Worte oder Silben". Blieb er auch, so nahe er immer konnte, bei dem „Gedanken und Sinn" des Herrngebetes, so betete er doch bald mit wenigern, bald mit mehr Worten, je nachdem ihm „das Herz erwärmt und zu beten lustig" war.

Wie niemand heißer und häufiger, so hat auch wohl nie ein Mensch mit solcher Gewißheit gebetet, wie Luther

daß der liebe Vater im Himmel sein liebes Kind erhöre, kein Mensch mit so viel Erfahrung, daß er erhört wurde. Und so diente ein zeitweiliges Schwanken im Vertrauen zu Gott diesem Gottesmanne nur zu neuer Befestigung darin, und die bösen Mächte, welche ihm seinen Gott rauben wollten, mußten sich gesagt sein lassen: Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott hat es gut gemacht . . „Das weiß ich," sagt er einmal, „so oft ich mit Ernst gebetet habe, daß mirs recht ernst gewesen ist, so bin ich ja reichlich erhört worden und habe mehr erlangt, denn ich gebeten habe. Wohl hat Gott bisweilen verzogen, aber er ist doch gekommen." In der Schrift für Meister Peter spricht sich Luther so aus: „Zuletzt merke, daß du mußt das Amen allewege stark machen und nicht zweifeln, Gott höre dir zu gewißlich mit allen Gnaden und sage Ja zu deinem Gebete; und denke ja, daß du nicht allein da kniest und stehest, sondern die ganze Christenheit und alle frommen Christen bei dir, und du unter ihnen in einmütigem, einträchtigem Gebet, welches Gott nicht verachten kann, und gehe nicht vom Gebet, du habest denn gesagt: Wohlan, dies Gebet ist bei Gott erhört, das weiß ich gewiß und fürwahr, das heißt Amen." Die Schlußworte von Veit Dietrich's oben angezogenem Berichte lauten: Unterm Gebet drang Luther „also auf die Verheißungen in den Psalmen, als der gewiß war, daß es geschehen werde, was er bat." Am denkwürdigsten wird immer die Erhörung des Gebetes bleiben, die Luther im Jahre 1540 an Melanchthons Krankenbett zuteil wurde. In Weimar war dieser treue Gehilfe am Werke der Reformation auf den Tod erkrankt. Ein Trostbrief von Wittenberg hatte ihn schon erquickt, bald stand der Schreiber desselben persönlich neben ihm. Menschliche Hilfe schien ganz zu versagen; da trat Luther heran mit der ganzen Kraft seines Glaubens und seiner Liebe. Wohl erschrak auch er über den Zustand des Kranken. „Behüt Gott, wie hat mir der Teufel dieses Organon (Rüstzeug) geschändet!" rief er aus; dann trat er an das Fenster, wie er das so gern that beim Beten. Hierüber erzählt er selbst: „Allda mußte mir unser Herr Gott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Thür

und rieb ihm die Ohren mit allen seinen Verheißungen, daß er Gebet erhören wolle, die ich in der heiligen Schrift aufzuzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte." Dann tröstete er Melanchthon mit der Gnade Gottes, forderte ihn auf, Nahrung zu sich zu nehmen, und so kam der Kranke allmählich wieder zu Kräften. Brieflich giebt Luther seine Freude über die Genesung des Freundes Ausdruck, aber auch darüber, „daß hier doch jeder sehen und greifen könne, wie Gott, der liebe Vater, das Gebet erhöre." Und über Tische äußerte er einmal: „Durchs Gebet wird viel erhalten, wie wir zu Weimar M. Philippum lebendig beteten, da er sonst ohne das gestorben wäre. Ei, das Gebet thut viel!"

Zwei Jahre später betete Luther wieder an einem Krankenbett: sein Töchterchen Magdalene, ein gar frommes und gehorsames Kind, der Eltern höchste Freude, war dem Tode nahe. Tief betrübt saß der Vater neben ihr; aus seiner Seele rangen sich die Worte: „Ich habe sie sehr lieb, aber lieber Gott, weil es dein Wille ist, daß du sie hinnehmen willst, so mag ich sie auch gerne bei dir haben." Und als das Kind auf seine Frage, ob es auch gern zu „jenem Vater" ziehe, antwortete: „Ja, herzer Vater, wie Gott will," da wandte er sich ab, weinte sehr und sprach: „Ich habe sie zu sehr lieb, aber wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn." Bald darauf starb Magdalene. Luther tröstete seine Käthe und sich mit dem Hinweis auf den Ort, wo sie hinkomme; so gern er sie behalten hätte, wenn Gott der Herr sie ihm hätte lassen wollen: Gottes Wille stand ihm über seinem Willen.

Welch' gewaltiger Unterschied zwischen dem Gebete dort am Krankenlager Melanchthons und dem hier am Totenbette des eigenen Kindes! Dort betete Luther für und um den, der ihm Gottes Sache auf Erden so lange hatte führen helfen, der sie vielleicht an seiner Stelle bald allein noch weiter führen sollte; da galt es Gottes Reichssache, und da hielt er Ihm Seine Verheißungen vor: hier ist es das eigne Fleisch, hier geschieht etwas „nach Menschen Weise", da fügte sich Luther in den Willen des allmächtigen

Vaters, der doch nur Gedanken des Friedens mit den Menschen hat und auf ihre Gebete, wenn auch nicht immer nach ihren Wünschen, doch jedenfalls so hört, wie es ihnen zum Besten dient.

Je öfter Luther erhört wurde, desto mehr fühlte er sich getrieben, zu beten ohne Unterlaß, und zu beten in allem Anliegen.

„Das ist des Teufels Kunststücke auch eins,“ sagt er einmal, „daß er Einem die Wehre nimmt, sonderlich wenn er Einen unversehens erschreckt und bestürzt macht. Solches hat er mir oft mitgespielt. Er weiß, daß mein Herz ohne Unterlaß betet das Paternoster, noch plagt er mich oft mit der Anfechtung, als habe ich das Gebet anstehen lassen. Es ist der Teufel ein solcher Geist, der Einem das Schwert nicht läßt, wenn unser Herr Gott ein wenig hinter das Tüchlein tritt; deshalb, so heißt es immerdar beten: O himmlischer Vater, hilf! Und es soll niemand mit dem Teufel kämpfen, er bete denn zuvor ein Vaterunser.“ An Melanchthon schreibt er: „Ich will beten und klagen und nicht ruhen, bis ich mein Geschrei im Himmel erhört weiß“; und an Conrad Cordatus: „Laß uns nur beten und nicht aufhören.“

Weiter betete Luther in allem Anliegen; darüber sagt er uns: „In allen menschlichen Dingen richten wir alles durch's Gebet aus; was geordnet ist, das regieren wir, was geirret ist, ändern und bessern wir, was nicht kann geändert und gebessert werden, das leiden wir, überwinden alles Unglück und erhalten alles Gute. Wider Gewalt ist kein Rat, sondern allein das Gebet.“ Dieselben Worte richtet er an Melanchthon, und wie oben von dem Glauben, so spricht er hier von dem Gebet als der einzig allmächtigen Kaiserin in menschlichen Dingen.

Im Jahre 1531 unternahm Kurfürst Johann eine Reise. Durch den Kanzler Brück ließ er Luther um seine Fürbitte ersuchen. Darauf erwiderte dieser: „Des gnädigen Grußes und aller Gnade, so mir Ew. Kurf. Gnaden unverdient, mannigfaltig und reichlich erzeigt, danke ich aufs allerunterthänigst und steht bei mir nicht zu verdienen. Aber für Ew. Kurf. Gnaden zu beten bin ich ja schuldig,

hab's auch bisher beide öffentlich auf der Kanzel und heimlich in meinem Kämmerlein mit Fleiß und von Herzen gethan, wills auch, weil ich lebe, treulich thun. Der große und gnädige Gott, so Ew. Kurf. Gnaden würdig gemacht hat, um seines Wortes willen so viel zu leiden, ja auch um weltliches Regiments willen so viel zu tragen, wird Ew. Kurf. Gnaden nicht verlassen, sondern stärken und trösten bis zum seligen Ende." Als die Wurzener Fehde ausgebrochen war zwischen Johann Friedrich und Herzog Moritz, schrieb Luther an beide, es sei zwar nicht seines Amtes, darin zu richten noch zu handeln, „doch stehet da Gottes Wort I. Tim. 2, 1, welches uns Predigern und der ganzen Kirche gebietet, für die weltlichen Herrschaften zu sorgen und zu beten um Frieden und stilles Wesen auf Erden. Solches Gebet ist geschehen und geschiehet noch täglich von ganzem Herzen, wie das beide Bücher und Gesänge zeugen."

Auch gegen auswärtige Feinde, besonders gegen die Türken betete Luther. Er fühlte sich zu alt und schwach, um selbst unter dem Haufen zu sein und mitzukämpfen, aber sein Gebet hat längst zu Felde gelegen. Und als er dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg zu der Uebernahme der Feldherrnstelle in diesem Kriege Glück wünscht, schreibt er: „Weil wir wissen, daß Ew. Kurf. Gnaden und so viel feiner Leute . . . da sind, wollen wir, so viel uns Gott giebt, treulich mit unserm Gebet bei euch sein und mit euch Sorge tragen, beten helfen und thun, was uns möglich ist."

Ebenso war in geistlichen Dingen für Luther Gebet die beste Waffe. Kränkten ihn seine Sünden, dann wandte er sich mit Flehen an Gott, fiel auf seine Kniee und rief gen Himmel; er betete mit Gewalt und schrie mit hellen Worten das Vater Unser. So that er auch für andre Menschen Fürbitte. Als auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 die Sakramentierer den Landgrafen von Hessen in ihr Lager herüberzuziehen suchten, da rühmt sich Luther, „einer der Fürnehmsten zu sein, der für den Fürsten herzlich sorgt und bittet, mit hoher Begierde Gott den Vater aller Barmherzigkeit anrufend, daß der ihn mitten unter

den Wölfen sonderlich in diesen wüsten Zeiten barmherziglich erhalten wolle in seinem Erkenntnis und reinem Wort, ihm seinen Geist senden und ihn zu seinem angenehmen Werkzeug zubereiten, dadurch er viel und großen Nutz und Frommen zu Lob und Ehre seines Wortes ausrichte."

Vermochte Luthers Gebet so viel, so ist es natürlich, daß er auch andre aufforderte zu beten für sich, für ihn, für andre Menschen und zuhöchst für Gottes Sache.

An Agricolas Ehefrau schreibt er: „Du mußt nicht so kleinmütig und zage sein, sondern denken, daß Christus nahe ist und hilft dir dein Uebel tragen. Denn er hat dich nicht so verlassen, als dir dein Fleisch und Blut eingiebt. Allein ruf' du nur mit Ernst von Herzen, so bist du gewiß, daß er dich erhört, weil du weißt, daß es seine Art ist helfen, stärken, trösten alle die, so sein begehren."

Für ihn selbst, wie oft mahnt er die Seinigen zu beten! Wie viele Briefe schließen mit den Worten: „Lebe wohl und bete für mich." Und nicht umsonst war seine Bitte, aber auch nicht vergeblich seiner Freunde Gebet. So schreibt er: „Ich halte mein und der Meinen Gebet stärker denn den Teufel selbst, und wo das nicht wäre, sollte es längst anders um den Luther stehen." Im Jahre 1537 meldet er seiner Hausfrau, er sei gestern (26. Februar) von Schmalkalden auf des Kurfürsten Wagen nach Gotha gefahren; wörtlich fährt er fort: „Ist die Ursach, ich bin nicht über drei Tage hier gesund, hab' nie geruhet noch geschlafen . . Summa, ich bin tot gewesen und habe dich mit den Kindlein Gott befohlen und meinem guten Herrn, als würde ich euch nimmermehr sehen. Nun hat man so hart gebetet für mich zu Gott, daß vieler Leute Thränen vermocht haben," daß mir Gott diese Nacht Linderung verschafft hat, „und mich dünkt, ich sei wieder von neuem geboren." Auch im Jahre 1541 ist er dem Tode gar nahe gewesen, aber „der Pomer (Bugenhagen) hat mit seinem Anhalten mit Fürbitten in den Kirchen solches (meines Achtens) verhindert, und ist Gott Lob besser worden."

Während der Pest des Jahres 1527 mahnte er Justus Jonas: „Höre nur nicht auf zu beten, denn du siehest,

welche Frucht das schaffet; von so vielen Kranken sterben doch nur wenige." Herzlich mahnt er auch 1540 für den Kaiser zu beten, der trotz alles Drängens der Feinde ihm und den Seinen noch kein Leid zugefügt habe. Für die, welche die Anfechtung nicht ertragen können, mahnt er in der Kirche zu beten, immer einer für den andern und für alle.

Noch auf dem Todesbett bat er die Umstehenden, zu beten für das heilige Evangelium; wie oft hat er es im Leben gethan! Während der öfter erwähnten Wittenberger Unruhen schrieb er an die dortigen Christen: „Gehabt euch wohl und haltet fest am Beten, daß das liebe Evangelium rein gelehrt und ausgebreitet werde und immer zunehme." Dieselbe Mahnung läßt er ergehen an alle, als die Evangelischen in den Niederlanden so hart verfolgt wurden. Den Christen in Miltenberg (am Main) hält er vor, „Christus habe befohlen zu bitten, daß Gottes Reich komme und sein Name geheiligt werde, das ist, daß sein Wort und die Christen zunehmen und stark werden; darum sollen sie mit Ernst und mit ganzem Herzen bitten um starke Schützen, die scharfe Pfeile auf den Teufel schießen, treffen und nicht fehlen, und um feurige Wachholderkohlen, die mit Brunst und Feuer die verführten blinden Leute anzünden und mit gutem Leben erleuchten zu Preis und Lob des Namens Gottes."

Sorget nichts, sondern in allen Dingen lasset eure Bitte im Gebet und Flehen vor Gott kund werden: soweit hat Luther nach dem bisher Gesagten das Wort des Apostels Paulus stets und gern befolgt; daß er es auch mit Danksagung gethan hat, wollen wir im folgenden zeigen. Dankbarer, kindlich dankbarer ist wohl selten ein Mensch auf Erden gewesen. Wie freut sich Luther doch über die Güte Gottes, die in irdischen Dingen offenbar wird! Als der Frühling wieder einmal seinen Einzug gehalten hatte, und Alles knospete, blühte und grünte, da ging er in seinem Garten auf und ab. „Gelobt sei Gott!" rief er aus, „der Schöpfer, der aus toten verstorbenen Creaturen im Lenzen alles wieder lebendig macht." Vor dem Fruchtbaum, den er voll Obst hängen sah, stand er vergnügt

über die Pracht: „Wenn Adam nicht gefallen wäre, hätten wir immer alle Bäume so bewundert.“ Eine große Birne nahm er erstaunt in die Hand. „Sehet, vor einem halben Jahre war sie tiefer unter der Erde, als sie lang und groß ist, und saß im äußersten Wipfel der Wurzel. Die allerkleinsten und unachtsamsten Creaturen sind die größten Wunderwerke. Gott ist in der geringsten Creatur, als in einem Baumblatt oder Gräslein.“ Dankbar ist Luther auch für den Segen des göttlichen Wortes, das wächset und Frucht bringt und in des Kurfürsten Land so zugenommen hat, daß beide Knäblein und Mädlein mehr davon wissen als früher die großen Prälaten. Und nicht nur mit dem Munde bekennt er dies, durch die That beweist er seine Dankbarkeit gegen Gott, der so Großes thut und durch ihn gethan hat. Wollen wir aber die Gesinnung nennen, aus welcher alle Bekenntnisse der Dankbarkeit in Wort und That hervorgehen, so ist es die Demut, die Mutter aller christlichen Tugenden, die für sich gar nichts sein will. Die Demut ist nach dem Gottvertrauen und dem Gebetsgeist die dritte Blume in dem Kranze, der den Mann nach dem Herzen Gottes schmückt.

In seiner Demut will Luther, wie Paulus, nichts sein als ein Diener Jesu Christi und ein Haushalter über die Geheimnisse Gottes; als solcher will er auch weiter nichts denn treu erfunden werden.

Weil er Diener Gottes ist, will er nicht, daß jemand ihm Ehre gebe oder ihn mit hochklingenden Namen nenne. Wie er als Mönch von dem Namen Augustinus wenig Gebrauch machte, so weist er jetzt die Bezeichnung Theologus ab. Noch weniger wünscht er, daß die Leute um seinetwillen glauben oder sich nach ihm nennen. „Viele sind ihr,“ schreibt er im März 1522 an Hartmuth von Kronenberg, „die um meinetwillen glauben; aber jene sind allein die rechtschaffen, die darin bleiben, ob sie auch höreten, daß ich selbst (da Gott für sei!) verleugnete oder abträte. Das sind sie, die nichts danach fragen, wie böses, gräulichs, schändlichs sie hören von mir oder von den Unsern. Denn sie glauben nicht an den Luther, sondern an Christus selbst. Das Wort hat sie, und sie haben das Wort, den

Luther lassen sie fahren, er sei ein Bub oder heilig . . Ich kenne selbst auch nicht den Luther, will ihn auch nicht kennen, ich predige auch nichts von ihm, sondern von Christo.“ Noch deutlicher sagt er seine Meinung in der Auslegung des 120. Psalms, die er an die Christen zu Miltenberg sandte: „Wiewohl ichs nicht gern habe, daß man die Lehre und Leute lutherisch nennt, und muß von ihnen leiden, daß sie Gottes Wort mit meinem Namen also schänden, so sollen sie doch den Luther, die Lutherische Lehre und Leute lassen bleiben und zu Ehren kommen.“ Wie Paulus, so will auch Luther nicht von einem menschlichen Tage gerichtet werden, Menschenlob verschmäht er. Schon 1516 thut er dies in einem Briefe an Spalatin, der ihm gemeldet hatte, der Kurfürst Friedrich gedenke seiner oft und in Ehren. „Ich wünschte,“ lesen wir, „weder von dir noch von sonst jemand gelobt zu werden, denn Menschenlob ist eitel, nur Gottes Lob ist etwas wert. Ich will gewiß meine Lobredner nicht tadeln, aber sie loben doch Menschen mehr als Gott, dem allein gebührt Lob, Preis und Ehre.“ Und als er ergraut ist in dem Kampfe um diese Ehre Gottes, da bittet er Bugenhagen, er möge in dem Buche des Caspar Güttel da, wo der gute Mann ihn lobe, seinen Namen austilgen. „Ich weiß wohl,“ fährt er fort, „wie herzlich gut ers meint, aber ihr wisset, wie feindselig mein Name dem Teufel und seinen Papisten ist, sonderlich wo man mich lobt, daß dadurch das Lesen oder ja die Frucht des Lesens zunichte wird, weil auch wohl bei vielen, die der Unsern sein wollen, mein Name stinket.“

Aber Luther hat doch noch einen tieferen Grund, weshalb er seinen Namen nicht in den Vordergrund gerückt sehen will: was die Leute sein Werk nennen, gehört ihm gar nicht an, das ist ja Gottes Werk. An den oben genannten Caspar Güttel schreibt er: „Wir sind es doch nicht, die da könnten die Kirche erhalten; unsre Vorfahren sind es auch nicht gewesen, unsre Nachkommen werdens auch nicht sein, sondern der ist's gewest und wird's sein, der da spricht: Ich bin bei euch bis zu der Welt Ende. Denn du und ich sind vor 1000 Jahren nichts gewest,

da doch die Kirche ist ohne uns erhalten worden, und hat's der müssen thun, der da heißt: der da war gestern und heute und derselbe in Ewigkeit." Darum wartet Luther auch auf die Zeit, die ihm der Herr zeigt; er sitzt als wunderlicher Gefangener auf der Wartburg gern und doch auch nicht gern; willig und gern, weil der Herr es will und damit etwas besonderes beabsichtigt; gezwungen und nicht gern, weil er am liebsten vor aller Welt einstehen möchte für das Wort; doch er ist es noch nicht wert gewesen.

In Lievland gewann das Evangelium Boden, besonders in Riga, ebenso in Preußen, in Breslau und Zürich. Da hofft Luther, die thörichten Fürsten und Bischöfe würden doch endlich einmal einsehen, daß nicht Luther, dieser unbedeutende Mensch schuld daran ist, sondern Christus; Luther ist doch nur ein unwürdiges Gezeug Gottes gewesen, dadurch er vielen Seelen geholfen hat. Nun dieser Erfolg erzielt ist, bedarf die Welt seiner gar nicht mehr; kommt er um, so wird der Welt nichts fehlen. Als ihn Eck in Rom so sehr anschwärzte, und ihm von dort wirklich Gefahr drohte, schreibt er: „Was ich gethan habe und thue, thue ich aus Zwang", wir erklären, von Christus gezwungen, wie Paulus von der Liebe Christi gedrungen.

Derselbe Christus aber, welcher ihn gezwungen, hat ihm auch Gaben gegeben. Darum ist er hoch und stolz in seinem Gott, an seinen Gaben freut er sich, triumphiert und jubiliert. Aber auch nur an diesen; über sie hinaus will er nichts und maßt er sich nichts an. Deshalb erkennt er gern für sich, für sein Erkennen und Können, bestimmte Schranken an. Nicht hält er seinen Dünkel in gemeinen Sachen für den besten, wo es gilt, Anordnungen in den äußeren Kirchengebräuchen zu treffen. Aber auch in den Künsten und in dem Verständnis der Bibel will er nicht als vollkommen gelten; auch da hat er seine Gaben, wie andre die ihrigen, und ebenso haben dort jene ihre Schranken, wie er die seinen. In dem Briefe vom 30. Mai 1518 an Pabst Leo X. schreibt er: „Widerrufen kann ich nicht, und großen Haß, das sehe ich, habe ich mir durch die Veröffentlichung der Thesen zugezogen; durchaus gegen meinen Willen unterziehe ich mich dem gefährlichen und schwankenden, öffent-

lichen Urteil, zumal ich ungelehrt bin und in einer Zeit lebe, die auch einen Cicero zwingen würde, sich in den Winkel zu verkriechen. Nur die Not zwingt mich als Gans unter den Schwänen zu schnattern." Denen gegenüber, welche sich in besondrem Sinne des Geistes rühmten, Münzer u. a., nennt er sich „einen armen elenden Menschen, der nicht mit hohen Worten rühmt und trotzt, der auch seine Sache nicht so trefflich angefangen hat, sondern mit großem Zittern und Furcht, wie St. Paulus auch bekennt von sich selbst, der doch auch wohl hätte gewußt von himmlischer Stimme zu rühmen." Bekannt ist, wie er sich selbst dazu geboren erscheint, daß er mit den Rotten und Teufeln kriege und zu Felde liege, daß er die Klötze und Stämme ausreute, Dornen und Hecken weghaue, die Pfützen ausfülle; wie er sich den groben Waldrechter nennt, der Bahn brechen und zurichten muß. „Aber Magister Philippus fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begießt mit Lust, nachdem Gott ihm hat gegeben seine Gaben reichlich." Ein ander Mal schreibt er: „Ich danke es meinem Philipp, daß er uns griechisch lehrt; ich bin älter als er, das hindert mich nicht, von ihm zu lernen. Ich sage es frei heraus, er versteht mehr als ich, dessen ich mich nicht schäme." Brenz gegenüber spricht er gar bescheiden von seiner Art zu schreiben, die sei nicht „glatt und lieblich"; sein Geist gleiche „dem Winde, dem Erdbeben und Feuer, das Berge umkehrt und Felsen zersplittert; er tröstet sich aber damit, daß er glaubt, ja weiß, „daß der große Hausvater droben im Himmel auch den einen oder andern harten Knecht nötig hat gegen die Harten, einen Rauhen gegen die Rauhen, so zu sagen einen bösen Keil gegen böse Knoten" (Knüppel). An den Kurfürsten Friedrich schreibt er: „Wir alle, welche die Schrift auslegen, müssen uns gegenseitig helfen und denen, die irren, verzeihen, haben wir doch selbst geirret und irren auch ferner. Ich weiß es, wie vermessen die Rede derer ist, welche behaupten, e i n Buch der Schrift ganz verstanden zu haben. Ja, wer wollte sich anmaßen, einen Psalm ganz zu verstehen! In unserm Leben giebt es nur einen Anfang und einen Fortgang, aber keine Vollkommenheit.

Wenn ich bis zum Mond gekommen bin, will ich doch nicht sogleich meinen, auch die Sonne ergriffen zu haben; ja ich will mich auch nicht über die kleinen Sterne erheben. Es giebt Stufen im Leben und im Thun, warum nicht auch in dem Verständnis?" Ebenso wenig wie die ganze Schrift, behauptet Luther alle Lehren des Christentums zu verstehen. So schreibt er an Caspar Aquila: „Man muß allerdings den Leuten etwas sagen von dem unerforschlichen Willen Gottes, damit man weiß, daß es einen solchen giebt, aber das Beginnen, ihn begreifen zu wollen, ist höchst gefährlich. Darum lasse ich mir genügen an dem Worte Christi an Petrus: Folge du mir nach, was gehet es dich an, wenn jener bleiben soll?, und an dem andern, was er zu Philippus sagt, der sich nur zufrieden geben will, wenn er den Vater sieht: Wer mich siehet, der siehet den Vater." Wie wenig Luther nach hohen Dingen trachtete, sondern das Einfachste immer wieder trieb, spricht er so recht demütig aus in dem mehrmals angezogenen Briefe an Güttel. Man hatte ihm vorgeworfen, er wolle in der christlichen Predigt das Gesetz nicht mehr ausgelegt haben; dagegen verteidigt er sich so: „Mich wundert sehr, wie man doch kann mir zumessen, daß ich das Gesetz oder zehn Gebote sollte verwerfen, so doch allda vorhanden so viel und nicht einerlei meiner Auslegung der zehn Gebote, die man auch täglich predigt und übt in unsern Kirchen; ich schweige der Confession und Apologie und anderer unserer Bücher; dazu (sie) auch zweierlei Weise gesungen werden, über das auch gemalet, gedruckt, geschnitzt, auch von den Kindern frühe, mittags, abends gesprochen, daß ich keine Weise mehr weiß, darin sie nicht geübt würden, ohne daß wir sie (leider!) mit der That und Leben nicht üben noch malen wie wir schuldig sind, und ich selber, wie alt und gelehrt ich bin, täglich wie ein Kind dieselben von Wort zu Wort spreche. Daß, wenn ja Jemand hätte aus meinen Schriften etwas anders verstanden, und doch sähe und griffe, daß ich den Katechismum so heftig triebe, (er) billig mich sollte angeredet haben und sagen: Lieber Doctor Luther: Wie, daß du so heftig die zehen Gebote treibest, so doch deine Lehre ist, man solle sie verwerfen!"

Wie von allem, was er that und erstrebte, so dachte Luther demütig und bescheiden von seinen Schriften. Als ihm Capito riet, seine Werke herauszugeben, erklärte er, er erkenne kein Buch von sich als daseinsberechtigt an, denn das über den freien oder unfreien Willen, und den Katechismus. Darum liegt ihm auch nichts daran, daß das Wormser Edikt verbietet, seine Bücher weiter zu verbreiten, vielmehr ihre Verbrennung gebietet; es ist ihm gar nicht recht, daß seine Schriften in solcher Menge unter die Leute kommen. Allerdings möchte er um keinen Preis, daß diese wieder vergäßen oder verlernten, was ihnen durch seine Bücher gesagt worden war; aber dafür war ja gesorgt, gab es doch, wie er meint, bessere, wir wollen lieber sagen ein besseres Buch, die Bibel. Darum hat er es für seine größte Lebensaufgabe angesehen, diese dem Volke zu geben, darum hat er bis an sein Ende nicht aufgehört daran zu bessern. Wie Luther mit seiner Person hinter Gott und Christus zurücktreten will, so sollen auch seine Worte zurückstehen hinter Christi Worten, menschliche Schriften hinter der Schrift. Darum will er auch nicht zu viel Zuthaten zu dem Worte Gottes, denn er fürchtet, es möchte wieder werden wie im Pabsttum, wo zu viele Erklärungen zur Bibel gegeben wurden, so daß man des eigentlichen Textes gar nicht mehr achtete. So hoch uns Luther in dieser seiner Demut steht, so sehr freuen wir uns doch heute, wie seiner verdeutschten Bibel, so auch der von ihm erklärten; und wenn er einmal über seine Erklärung des Galaterbriefes sagt, sie solle nur Zeugnis geben von seinem Glauben an Christum, so ist sie uns auch so und gerade darum gar wert; können wir doch so diesen Glauben ansehen und uns durch ihn ziehen und heben lassen.

Es ist mir ja das Rühmen nichts nütze, sagt Paulus. Alles, was wir bis jetzt gesagt haben, zeigt, daß dies auch Luthers Wahlspruch gewesen ist. Aber auch darin erweist er sich vermöge seiner Demut als der würdige Nachfolger des großen Apostels, daß er für seine Arbeit keinen Lohn nimmt; umsonst hat er die Gaben von Gott empfangen, umsonst stellt er sie darum auch in Gottes Dienst. In einem Briefe an Spalatin spricht er von seiner gar ge-

ringen Jahreseinnahme; aber er will diese Worte nicht so gedeutet haben, als wünsche er, daß ihm mehr gegeben werde; er will ja dem Ruhme des Paulus nacheifern und nicht andre Gemeinden berauben, um den Seinigen zu dienen. In diesem Sinne sprach er einmal zu seinen Tischgenossen: „Wenn ich's mir nicht von Herzen ließe sauer werden um des Mannes willen, welcher für mich gestorben ist, so sollte mir die Welt nicht können Goldes genug geben, daß ich ein Buch schreiben oder etwas in der Bibel verdolmetschen wollte. Ich will meine Arbeit von der Welt unbelohnt haben, sie ist zu gering und arm dazu."

In einer Hausrechnung vom Jahre 1542 zählt er auf, „daß er nun bei dreißig Jahren in Wittenberg Prediger gewesen sei, nichts von ihnen zu Lohn genommen habe und wenig geschenkt, als etlich tausend Ziegel oder Kalk. Und habe also von dem Meinen ihnen gedienet, (bin) oft in der Pestilenz bei ihnen geblieben." So darf er denn getrost ausrufen: „Den Namen habe ich Gott Lob! behalten, daß ich nicht Geld nehme." Es ist ihm Lohn und Ruhm genug, Christo treu gedient und als ein seiner, des Hauptes würdiges Glied sich gezeigt zu haben; Eck und andre sind über ihm reich geworden, er will arm bleiben. Selbst Geschenke, die aus Liebe und Verehrung ihm gegeben wurden, nahm er nicht immer und von allen gern, insbesondre war es ihm nicht erwünscht, prächtigen Hausrat zu haben. Darum bittet er Nicolaus Hausmann, er möge den Rat von Zwickau davon abbringen, ihm Geschenke zu machen, sie sind ihm lästig und bringen ihn in den Verdacht, er besitze viele irdische Güter. Ihm schuldet niemand etwas als Speise und Trank und Kleidung, er aber ist allen alles schuldig. Mehrfach scherzt er über die Art seiner Freunde und Gönner, wie sie ihn beschenken. Im August 1544 hatte er seinen Freund Nicolaus von Amsdorf in Naumburg besucht. Nach Wittenberg zurückgekehrt, fand er in seiner Reisetasche eine silberne Kanne und einen silbernen Löffel. „Vielleicht," so schreibt er an den Naumburger Bischof, „hast du dir Joseph als Vorbild genommen, der seinem Bruder Benjamin einen Becher

in den Sack Getreide legen ließ; aber du selbst weißt es ja, wie wenig es sich für einen armen Theologen niedrigen Standes und niedrer Stellung ziemt, aus Gold und Silber zu trinken." Aehnlich schreibt er an Melanchthon von einem Ring, den er von dem Kurfürsten zum Geschenk erhalten hatte. Als er ihn an den Finger stecken wollte, fiel er zur Erde, er war eben zu weit; Luther aber deutet dies dahin, daß er nicht dazu bestimmt sei, Gold zu tragen; er sagt sich: „Du bist ein Wurm, Faber und Eck hätte das Gold geschenkt werden sollen, dir gebührt Blei."

Der wahrhaft demütige Mensch sagt sich nicht nur, daß er alles, was er ist und was er hat, nur Gott verdankt: er weiß auch, daß er immer noch, mag er auch „mehr gearbeitet haben als sie alle", ein Schuldner ist seinem Herrn. Wie es Paulus stets als schwere Last auf Seele und Gemüt gelegen hat, daß er durch die Verfolgung der Gemeinde die Ausbreitung des Gottesreiches eine Zeit lang gehemmt, so erhebt auch Luther einmal eine schwere Anklage gegen sich. In einem Briefe an Spalatin sagt er: „Vielleicht bin ich nicht würdig viel Frucht zu schaffen. Ich wollte ja wohl, gefiele es Gott, des Lehrens und Predigens ledig sein; fast bin ich es überdrüssig, wo ich so wenig Dankbarkeit gegen Gott erwachsen sehe; vielleicht trifft mich aber die ganze Schuld."

Wie kann Luther so Hartes von sich sagen? Nun, es drängt ihn dazu das Bewußtsein, das den Zöllner im Gleichnis erfüllte, daß er ein Sünder sei, der es nicht verdiene, von Gott stets gesegnet zu werden. Wir wissen, wie oft im Kloster zu Erfurt sein unruhiges Gewissen, das noch keine Gnade bei Gott, keinen Frieden in Gott gefunden hatte, ihm den Ruf auspreßte: „O meine Sünde, meine Sünde!" Auch später noch fühlte er sich oft der Verzweiflung nahe, wenn er an seine Sünden gedachte: darum hören wir ihn seine Freunde so oft um ihre Fürbitte angehen. Was er da nur kurz andeutet, finden wir ausgeführter in einem Schreiben an drei sächsische Edle, denen er die Auslegung des Evangeliums von den zehn Aussätzigen zueignet und zugleich einiges über die Beichte mit-

teilt. Er will niemand zu der Beichte zwingen oder gezwungen wissen, ist aber auch weit entfernt davon, sie zu verwerfen. Dawider können seine Gegner nur solch arm Geschrei vorbringen: sie schuldigen und schelten ihn, als ob er allein darum die Beichte scheue und verdamme, daß er nicht gerne beichte. Darauf antwortet er: „Wir bekennen unsre Schuld, wir sind arme Sünder, die nicht gerne beichten, und ist auch nicht Wunder, denn ohne Gnade Gottes ist's nicht möglich, daß die Natur sollte gerne beichten, und also ist's wahr, daß wir der Beichte feind sind auch aus Gebrechlichkeit der Natur, nicht allein aus redlicher Ursache göttlichen Rechts; das ist uns auch keine sonderlich große Schande, dieweil es ein gemeines Gebrechen ist aller Welt. Das ist aber groß Wunder, wie es zugeht, daß sie selber, die Beichttyrannen und großen Heiligen, die nicht sind wie andre Leute, auch nicht wie wir, öffentliche Sünder, dennoch so gar ungern beichten, und ja so tief in der gemeinen Gebrechlichkeit oder wohl tiefer stecken, denn wir arme Sünder." Noch persönlicher ist das Bekenntnis, das er am 10. November 1527 in einem Briefe an Justus Jonas ablegt. Seine Gegner haben recht, wenn sie ihn hart verfolgen, denn er trägt den Zorn Gottes, weil er gegen ihn gesündigt hat; Pabst und Kaiser, Fürsten und Bischöfe samt der ganzen Welt hassen ihn und haben es auf ihn abgesehen; aber damit nicht genug: auch die Brüder quälen ihn bis aufs Blut, und seine Sünden, der Tod und der Satan mit seinen Engeln wüten gegen ihn ohne Unterlaß. Wenn ihn nur Christus nicht verläßt! Doch der wird nicht für immer in Stich lassen ihn, den ärmsten Sünder, den letzten aller Menschen. „In meinem Hause," hören wir ihn ein ander Mal sagen, „steht es ziemlich gut; ich armer Sünder aber bin den bösen Geistern ganz und gar preis gegeben. Daß mich doch Christus errettete und erlöste!" Bei Tische mahnte er einst seine Gäste: „Liebe Freunde, lasset uns Sünder sein, welche sich demütigen und nicht hoffärtig sind und sich aufblähen."

Aber dabei bleibt es nicht, daß Luther sich im allgemeinen als sündig und der Gnade Gottes gar bedürftig

erklärt, er scheut sich nicht auch im einzelnen seine Sünden zu bekennen. So spricht er einmal von drei Hunden, die ihn beißen. Insbesondere klagt er sich der Heftigkeit an. Im Januar 1519 giebt er seinem Kurfürsten Nachrichten über die Verhandlungen mit Miltitz; er will schweigen, sofern der Widerpart auch schweigt. „Zum andern," heißt es weiter, „wollt' ich päbstlicher Heiligkeit schreiben und mich ganz demütig unterwerfen, bekennen, wie ich zu hitzig und zu scharf gewesen, doch nicht vermeinet, der heiligen römischen Kirche damit zu nahe zu sein." Auch will er öffentlich bekennen, daß er die Wahrheit allzu hitzig und vielleicht unzeitig an den Tag gebracht. Daß er gegen Herzog Georg scharf geschrieben hat, erkennt er an, und er will sich gewiß nicht damit entschuldigen, als sei nichts Menschliches an ihm, vielmehr kann er sich des rühmen mit Paulus, ob er gleich zu hart ist, daß er doch die Wahrheit gesagt hat und ihm niemand schuld geben kann, daß er geheuchelt habe. „Soll ich ja," sagt er weiter, „einen Fehler haben, so ist mir's lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu unvernünftig herausstoße, denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielt."

Durch derartige Bekenntnisse wollte Luther verhüten, daß seine Feinde und auch die Freunde nicht Aergernis an ihm nähmen; nur der Drang, dem höchsten Herrn zu dienen und die Verpflichtung, die Wahrheit zu bekennen, hat ihn zuweilen hingerissen, doch dafür hofft er auf Gottes Gnade. Aber auch in andern Dingen ist er auf das ängstlichste bedacht, nicht Aergernis zu geben. Wie leicht hätte dies geschehen können! Ueberall lauerten ihm seine Feinde auf. Als ihn im Frühjahr 1518 Hieronymus Emser in Dresden hinterlistig zu einem Abendessen geführt hatte, bei dem er gezwungen war, mit zornigen Feinden zu streiten, horchte ein Dominikanermönch an der Thüre; am folgenden Tage streute er in der Stadt aus, Luther sei vollständig zugedeckt (überführt) worden. Auf ein Gastmahl beziehen sich auch folgende Worte aus einem Briefe an Spalatin: „Meinen eiligen Aufbruch bitte ich zu entschuldigen. Ich mußte mich frühe entfernen, denn ich weiß,

der Name Mönch hat einen schlechten Klang wegen der Höfe und Töpfe; sodann wollte ich aber jenem Mann kein Aergernis geben, dem ich, das sah ich ja wohl, ein lästiger Gast war. Du weißt, wie oft man um eines Menschen willen vieles unterlassen muß, was man sonst thun dürfte. Du siehst auch, wie scharf die Leipziger mich beobachten. Sollte jener Mann nun insgeheim den Leipzigern schreiben, ich sei froh und aufgeräumt gewesen, hätte auch mit unserm Pistorius Würfel gespielt, so würden jene mit Freuden diesen Anlaß ergreifen und mein Leben mit dem Worte, welches zu ihrem Leidwesen von mir gelehrt wird, vergleichen und um meinetwillen das Evangelium hindern. Denn was würden die nicht gern schreiben, die durch Rubius ausposaunen lassen, daß ich in Leipzig (bei der Disputation 1519) einen Strauß Blumen in der Hand trug, um mich an deren Geruch und Farbe zu erfreuen, viel lieber aber sagen möchten, ich hätte ihn auf dem Kopfe getragen; doch das wagen sie nicht. In allen Stücken kann und will ich nicht auf meiner Hut sein, der Schwachheit jedoch und dem Hasse will ich nachgeben. Nicht aus Geringschätzung der Gäste also bin ich weggegangen, sondern aus Furcht, Anstoß zu erregen."

Aber auch den über ihm Stehenden will Luther kein Aergernis geben dadurch, daß er ihnen die gebührende Ehre nicht erwiese.

Schwer hat es lange auf ihm gelegen, daß er gegen den Willen seines Vaters in das Kloster gegangen war. Als er am Ende der Möncherei innerlich ganz entsagt hatte, wenn er auch das Mönchskleid noch trug, schrieb er jenen herrlichen Brief, in dem er u. a. fragte: „Lieber Vater, willst du mich noch aus der Möncherei nehmen? Doch damit du dich nicht darfst rühmen, ist dir Gott zuvorgekommen und hat mich selbst herausgenommen." Die Ueberzeugung, daß er seinem Vater einen Herzenswunsch erfülle, hat ihn außer andern Gründen bestimmt, in die Ehe zu treten. An seine Freunde Rühel, Thür und Müller schreibt er: „So hab ich auch nun aus Begehren meines lieben Vaters mich verehelicht, bin willens den nähesten nach Baptistä (am 25. Juni 1525) eine kleine Freude und

Heimfahrt zu machen . . . Wo ihr von gutem Willen . . wolltet oder künntet samt meinem lieben Vater und Mutter kommen, möget ihr selbst wohl ermessen, daß mir's eine besondere Freude wäre.“ In kindlicher Demut schreibt er am 15. Februar 1530 an seinen kranken Vater, es sollte ihm große Freude machen, wenn er sich samt seiner Mutter herbeiführen ließe nach Wittenberg, welches seine Käthe auch mit Freuden begehrte. „Ich hoffe,“ heißt es dann weiter, „wir wollen euer auf das beste warten. Darauf hab' ich Cyriakus zu euch abgefertigt, zu besehen, ob es eurer Schwachheit halben möglich wäre. Denn es geriete euch nach göttlichem Willen zu diesem oder jenem Leben, so wollte ich ja herzlich gerne, wie auch wohl billig, leiblich um euch sein und nach dem vierten Gebot mit kindlicher Treue und Dienst mich gegen Gott auch dankbar bezeugen.“

Mit welch ehrerbietiger Demut spricht er von der römischen Kirche! Als ein treues Kind derselben ist er gegen ihre Mißbräuche aufgetreten; gerade dadurch, daß er dies gethan, hat er seine Ergebenheit gegen sie bezeugt. In einem Briefe an seinen Kurfürsten wünscht er zu erfahren, welche Artikel irrig seien und von ihm widerrufen werden sollen. „Und alsdann,“ fährt er fort, „so ich den Irrtum gelehrt werde, soll und will ich denselben widerrufen und der heiligen römischen Kirche ihre Ehre und Gewalt nicht schwächen.“ Allerdings, wo man verlangt, daß er der Wahrheit entsagen sollte, da scheut er vor nichts zurück, auch nicht vor Aergernis, das Menschen an ihm nehmen.

Auch jedem einzelnen Vertreter der Kirche naht er in Demut, hofft er doch durch seine ungeheuchelte Liebe zu der Wahrheit sie zu wahren Dienern Gottes zu machen. So schreibt er an den Erzbischof von Mainz am 4. Februar 1520: „Ich würde es niemals wagen, verehrungswürdiger Vater in Christo und erlauchter Fürst, ich ein Mann aus dem niedersten Stande, an deine Hoheit auch nur in einem Briefe mich zu wenden, wenn mich nicht eine höhere Rücksicht dazu zwänge: das Bekenntnis des christlichen Glaubens und die Beobachtung des Heiles

unser aller in Christo." In dem ersten Briefe an Pabst Leo X. vom 30. Mai 1518 spricht er es deutlich genug aus, daß er von der Wahrheit keinen Finger breit weichen werde; widerrufen kann er nicht, aber andrerseits möchte er auch nicht den Schein haben, als ob er die Macht der Kirche und die Ehrfurcht vor der Schlüsselgewalt der Priester außer acht gelassen und so Aergernis erregt habe. Auch der Brief vom 3. März 1519 an den Pabst ist ein Ausdruck der tiefsten Demut Luthers gegenüber der Höhe und Majestät des Stellvertreters Christi, aber unerschrocken erklärt er sich auch außer stande, etwas gegen die Wahrheit zu thun. Wir wissen, wie er in dem vom 6. September 1520 datierten Schreiben Leo X. in allen Ehren den allerheiligsten in Gott Vater nennt, wie er bekennt, sich nichts anders bewußt zu sein, denn daß er allezeit das Ehrlichste und Beste von des Pabstes Person gedacht, wie er ihn bedauert als umlagert von seinen schlimmsten Feinden, wie er auch jetzt wieder kommt zu seinen Füßen liegend: aber er kann doch nicht anders als in Pflicht brüderlicher Liebe die große Höhe in Rom belehren über die Summe eines christlichen Lebens. Wahrlich, Luther steht da, der Wahrheit gehorsam und doch treu auch einem Leo X. gegenüber: nach keiner Seite giebt er Aergernis. Als aber alles nichts half, da kannte er keine Rücksicht mehr; da hieß es für ihn nur, kein Aergernis geben der Wahrheit, mochten auch Pabst und Bischöfe wüten und toben.

Wie den kirchlichen Würdenträgern, so lange es möglich war, so bewies Luther auch der weltlichen Obrigkeit, dem Kaiser und den Fürsten überall die schuldige Demut. Bei der Auslegung des vierten Gebotes sagt er: Ihre Landesfürsten und Oberherren haben die Römer Väter des ganzen Landes geheißen, uns, die wir Christen sein wollen, zu großen Schanden, daß wir sie nicht auch ebenso heißen oder zum wenigsten dafür halten und ehren. Zu der vierten Bitte des Vaterunsers fügt er die Worte: „Gieb allen Unterthanen Gnade, treulich zu dienen und gehorsam zu sein."

Seinen Worten entsprechend hat Luther dem Kaiser

sein Leben lang in Demut die Treue gewahrt. Als er sich im August 1520 an ihn wandte, erklärte er es für durchaus natürlich, daß jedermann sich wundere, wenn er, ein Mann aus dem Volke, es wage, die hehre Majestät, den König der Könige und Herrn der Herren auf Erden anzureden, aber als Diener der Wahrheit, die auch dem Thron der göttlichen Majestät sich nahen darf, thut er es, freilich in aller Demut. Nach dem Verhör in Worms dankt er von Friedberg aus am Sonntag Cantate 1521 Karl V. alleruntertthänigst dafür, daß er ihm das Geleit treu gehalten und bis zu seiner sicheren Heimkunft gelobt hat; am Schlusse verspricht er, für den Kaiser und das ganze Reich zu beten, daß seine Wohlfahrt gedeihe. Wie er schon längst die Maßnahmen der kaiserlichen Regierung nicht billigen konnte, ließ er doch nie die schuldige Ehrfurcht vor der Person des Kaisers außer acht und hielt darauf, daß auch andre dies nicht thaten.

So weit es sich mit dem Dienste der Wahrheit und mit seiner Ehrlichkeit vertrug, ehrte er auch in Herzog Georg von Sachsen den von Gott gesetzten Träger des Schwertes. Seinen Landesfürsten war er von Herzen stets ergeben, aber am rechten Platze und zur rechten Zeit bewies er auch Kühnheit und Freimut, wie er dies vor sämtlichen Fürsten und Großen des Reichs bei dem zweiten Verhör in Worms am 18. April 1521 gethan hatte. In diesem selbigen Jahre verfaßte er eine Schrift gegen den Kardinal Albrecht von Mainz, der in Halle von neuem einen Ablaßkram aufgerichtet hatte. Spalatin meldete Luther, der Kurfürst werde die Veröffentlichung nicht dulden. Da wandte sich sein Zorn gegen beide: „Ich ertrage es nicht," schrieb er an den Hofprediger, „wenn du sagst, der Fürst werde die Schrift gegen den Mainzer nicht leiden und könne nicht den öffentlichen Frieden stören. Wie? ich habe dem Pabst widerstanden und sollte einem seiner Geschöpfe (dem Kardinal) weichen?" Um die Sache zum Austrag zu bringen, ritt Luther mitten durch Herzog Georgs Land über Leipzig nach Wittenberg und traf mit den dortigen Freunden die nötigen Verabredungen; dann kehrte er auf die Wartburg zurück. Doch nicht lange mehr hielt es ihn

in seinem Patmos: die Unruhen in Wittenberg machten seine persönliche Anwesenheit dort erforderlich. Ende Februar 1522 meldete er Friedrich dem Weisen brieflich, er wolle selbst, so Gott will, bald da sein; „Ew. Kurf. Gnaden nehme sich mein nur nichts an.“ Am 1. März verließ er ohne Wissen nnd Willen des Kurfürsten die Wartburg; am 5. schrieb er von Borna, unweit Leipzig, jenen herrlichen Brief, um seinen Schritt zu rechtfertigen. Wir entnehmen demselben folgende Stellen: „Von meiner Sach', gnädigster Herr, antwort' ich also: Ew. Kurf. Gnaden weiß, oder weiß sie es nicht, so lasse sie es sich hiermit kund thun: daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel durch unsern Herrn Jesum Christum habe, so daß ich mich wohl hätte mögen, wie ich denn hinfort thun will, einen Knecht und Evangelisten rühmen und schreiben. Daß ich mich aber zum Verhör und Gericht erboten habe, ist geschehen, nicht daß ich dran (an der Wahrheit) zweifelte, sondern aus übriger (überflüssiger) Demut, die andern zu locken. Nun ich aber sehe, daß meine allzu große Demut gelangen will zur Niederung des Evangelii, und der Teufel diesen Platz ganz einnehmen will, wo ich ihm nur eine Hand breit räume, muß ich aus Not meines Gewissens anders dazu thun.

„Ich habe Ew. Kurf. Gnaden genug gethan, daß ich dies Jahr gewichen, Ew. Kurf. Gnaden zu Dienst. Denn der Teufel weiß sehr wohl, daß ich's aus keinem Zag gethan habe. Er sah mein Herz wohl, da ich zu Worms einkam, daß, wenn ich hätte gewußt, daß so viel Teufel auf mich gehalten hätten, als Ziegel auf den Dächern sind, wäre ich dennoch mitten unter sie gesprungen mit Freuden. Nun ist Herzog Georg noch weit ungleich einem einzigen Teufel. Und sintemal der Vater der unergründlichen Barmherzigkeit uns durch's Evangelium zu freudigen Herren gemacht hat über alle Teufel und Tod und uns gegeben hat den Reichtum der Zuversicht, daß wir dürfen zu ihm sagen Herzliebster Vater, so kann Ew. Kurf. Gnaden selbst ermessen, daß es solchem Vater die höchste Schmach ist, so wir nicht so wohl ihm vertrauen sollten, daß wir auch Herren über Herzog Georgs Zorn sind. Das weiß ich ja

von mir wohl; wenn diese Sache zu Leipzig also stünde wie zu Wittenberg, so wollte ich doch hineinreiten, wenn es gleich — Ew. Kurf. Gnaden verzeihe mir mein närrisch Reden — neun Tage eitel Herzog Georgen regnete, und ein jeder wäre neunfach wütender denn dieser ist. Er hält meinen Herrn Christum für einen Mann aus Stroh geflochten, das kann mein Herr (Christus) eine Zeit lang wohl leiden. Ich will aber Ew. Kurf. Gnaden nicht verbergen, daß ich für Herzog Georg nicht einmal (gar oft) gebetet und geweint habe, daß Gott ihn wollte erleuchten. Solches sei Ew. Kurf. Gnaden geschrieben, der Meinung, daß Ew. Kurf. Gnaden wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz, denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Kurf. Gnaden Schutz zu begehren. Ja, ich halt' ich wollt' Ew. Kurf. Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Dazu, wenn ich wüßte, daß mich Ew. Gnaden könnte und wollte schützen, so wollt' ich nicht kommen. Dieser Sache soll noch kann kein Schwert raten oder helfen; Gott muß hier allein schaffen, ohn' alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum, wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß Ew. Kurf. Gnaden noch gar schwach ist im Glauben, kann ich in keinerlei Wege Ew. Kurf. Gnaden für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte.

„Daß nun Ew. Kurf. Gnaden begehrt zu wissen, was sie thun soll in dieser Sache, sintemal sie achtet, sie habe viel zu wenig gethan, antworte ich unterthäniglich: Ew. Kurf. Gnaden hat schon allzu viel gethan und sollte gar nichts thun. Denn Gott kann und will nicht leiden Ew. Kurf. Gnaden oder mein Sorgen und Treiben. Er wills ihm gelassen haben, sich und keinem andern. Da mag sich Ew. Kurf. Gnaden nach richten.

„Glaubt Ew. Kurf. Gnaden dies, so wird sie sicher sein und Friede haben, glaubt sie nicht, so glaube doch ich und muß Ew. Kurf. Gnaden Unglauben lassen seine Qual in Sorgen haben, wie sich's gebührt allen Ungläubigen zu leiden.

„Dieweil denn ich Ew. Kurf. Gnaden nicht folgen will,

so ist Ew. Kurf. Gnaden vor Gott entschuldigt, so ich gefangen oder getötet würde. Vor den Menschen soll Ew. Kurf. Gnaden sich also halten: nämlich als ein Kurfürst der Obrigkeit gehorsam sein und Kaiserliche Majestät in Ew. Kurf. Gnaden Städten und Ländern an Leib und Gut walten lassen, wie sich's gebührt nach Reichsordnung, und ja nicht wehren noch sich widersetzen der Gewalt, noch Widersatz oder irgend ein Hindernis begehren, so sie mich fangen oder töten will.

„Ich hoffe aber, sie werden Vernunft brauchen und erkennen, daß Ew. Kurf. Gnaden in einer höheren Wiege geboren ist, denn daß sie selbst Stockmeister über mir werden sollte. Wenn Ew. Kurf. Gnaden das Thor offen läßt (für die Häscher des Kaisers) und das Kurfürstliche Geleit hält, wenn sie selbst kämen mich zu holen oder ihre Gesandten: so hätte Ew. Kurf. Gnaden dem Gehorsam genug gethan. Sie können ja nichts Höheres von Ew. Kurf. Gnaden fordern, denn daß sie den Luther wollen bei Ew. Kurf. Gnaden wissen. Und das soll geschehen ohne Ew. Kurf. Gnaden Sorgen, Thun und einige Gefahr. Denn Christus hat mich nicht gelehrt, zum Schaden eines andern ein Christ zu sein. Werden sie aber so unvernünftig sein und gebieten, daß Ew. Kurf. Gnaden selbst Hand an mich lege, so will ich Ew. Kurf. Gnaden alsdann sagen, was zu thun ist; ich will Ew. Kurf Gnaden vor Schaden und Gefahr an Leib, Gut und Seele sicher halten meiner Sache halben, es glaube es Ew. Kurf. Gnaden oder glaub's nicht.

„Es ist ein andrer Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennt mich sehr wohl und ich ihn nicht übel. Wenn Ew. Kurf. Gnaden glaubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen; weil sie aber noch nicht glaubt, hat sie auch noch nichts gesehen.“

Besonders erfreut war Luther, wenn hohe Herren ihm persönlich Liebesdienste und Freundlichkeiten erwiesen. Dem Herzog Albrecht von Preußen dankt er im Jahre 1539 „aufs allerdemütigst, daß er ihn durch seinen Gesandten so gnädiglich hat lassen grüßen und nach seiner Gesundheit fragen,“ und dem Kurfürsten Johann Friedrich spricht er aufs allerunterthänigste seine dankbare Freude darüber

aus, daß dieser ihm seinen Leib- und Wundarzt gesandt hat, ihn in seiner Krankheit zu pflegen.

Noch größere und edlere Demut beweist Luther da, wo er sich zu den Kleinen und Niedrigen herunterläßt. Mit ebenso großem Recht wie Paulus kann er sagen: Ich bin allen alles geworden. Wie weiß er sich den Kindern zu nähern! Auf der Feste Coburg übersetzte er für sie die Fabeln des Aesop und reinigte sie von allem Ungeschickten und Unzüchtigen, damit es ein lustiger und lieblicher, doch ehrbarer, züchtiger und nützlicher Aesopus werde, des man ohne Sünde lachen und gebrauchen könne, Kinder und Gesinde zu warnen und zu unterweisen auf ihr künftiges Leben und Wandel. In rührender Kindlichkeit schreibt er eben dorther den bekannten Brief an sein Söhnlein Hänschen; im Liede hat niemand besser Kindes Sinnen und Denken ausgesprochen, als er es gethan hat in dem Weihnachtsliede „Vom Himmel hoch da komm' ich her". Im Jahre 1517 schreibt er an den Nürnberger Rechtsgelehrten Christoph Scheurl: „Nicht der ist ein Christ, der die Menschen wegen ihrer Bildung, Tugend und der Heiligkeit ihres Rufes aufnimmt, sondern der, welcher die Hülflosen, die Armen, die Unverständigen, die Sünder und die Elenden liebt, wie der Psalmist singt: Selig, wer nicht siehet den Gelehrten, Gebildeten, Heiligen, Starken, sondern auf den Dürftigen und Armen." Darum wandte er sich in seinen deutschen Schriften an das Volk. Die Gelehrten konnten das in ihrem Hochmut nicht begreifen, sie höhnten ihn wohl wegen seiner kleinen Sexterlein[1]) und deutschen Predigten für die ungelehrten Laien. Luther aber that sich auf seine deutschen Bücher gerade am meisten zu gut und erwiderte den Tadlern: „Wollte Gott, ich hätte einem Laien mein Leben lang mit allem meinem Vermögen zu der Besserung gedient: ich wollte mich genügen lassen, Gott danken und gar willig danach lassen alle meine Büchlein umkommen. Ich will einem jeden die Ehre größerer

---

[1]) Eine von der Zahl der Bogen (6) hergenommene, in der Reformationszeit gebräuchliche Bezeichnung für die aufkommenden Flugschriften.

Dinge herzlich gern lassen und mich gar nichts schämen, deutsch den ungelehrten Laien zu predigen und schreiben. Ich habe frei in die Gemeine gedienet von dem, das mir Gott gegeben und ich schuldig bin; wer sein nicht mag, der lese und höre andre. Auch ist mir nicht groß daran gelegen, ob sie mein nicht wollen bedürfen, mir ist eben genug und mehr denn zuviel, daß etliche Laien, und die vornehmlich, sich demütigen, meine Predigten zu lesen."

Wie in allem, so war auch bei dem Herablassen zu den Niedrigen Christus für Luther Vorbild und Gesetz. Alles soll uns gemeinsam sein, so heißt es in einem Briefe aus dem Juli 1520 „nach dem Willen dessen, der für uns alles geworden ist und uns das Gebot gegeben, daß einer des andern Last tragen soll, damit keiner, der da glaubt, sich selber lebe, keiner sich selbst sterbe, sondern in der Gemeine der Heiligen in allen Stücken ohne Unruhe und Sorge lebe und leide."

In der Weise hat Luther zunächst dieses Gebot befolgt, daß er Arme mit Geld unterstützte. So bittet er einmal den Hofprediger Spalatin, einem gewissen Marcus Schart in seinem Namen Dank zu sagen für ein Geschenk von zehn Gulden. Allerdings hat er das Geld nicht für sich behalten, sondern sofort Aermeren geliehen. Im weiteren bedauert er, daß in der Gemeinde Jesu Christi so wenig Liebe vorhanden ist, daß einem Dürftigen nicht einmal zwanzig Gulden zu gebote stehen. Wie gern und wie reichlich Luther, auch als er verheiratet war und für seine Familie zu sorgen hatte, den Armen selbst gegeben und seine Käthe gemahnt hat, ebenso zu thun, ist uns in dem ersten Hefte unsrer Sammlung (S. 27 ff.) gesagt worden. Wo es ganz und gar über seine Kräfte ging, legte er Fürbitte ein für die Notleidenden: Fürbitte bei dem höchsten Helfer in aller Not im Gebete, Fürbitte in Schriften bei weltlichen Großen und Herren. Gar mannigfacher Art sind diese Bittschriften. Hören wir zuerst, wie Luther den Kurfürsten Friedrich um Unterstützung angeht für einen Armen; er schreibt: „Ich bemühe nicht gern Ew. Kurf. Gnaden mit Fürbitte und Fürschrift für andre

Leute; der Lust, so ich auch daran habe, möchte ich wohl entbehren. Es dringet die Not und zwinget die Liebe, also zu thun. Ich habe zwar aus meiner Wüste an Ew. Kurf. Gnaden geschrieben von N. N., der aus Not mich so weit aufgesucht, aber doch endlich ist wieder zu mir gekommen; jetzt ersucht er mich abermals so kläglich, daß michs erbarmt, und sein Elend mir herzlich wehe thut, also daß ich gleich dürftig (mutig) an Ew. Kurf. Gnaden geworden bin zu schreiben. Es muß ein Fürst sich das erwägen, daß sein Regiment mit Unrecht vermischt sei; darum ihm auch not ist, desto mehr Barmherzigkeit und Wohlthat dagegen erzeigen, daß die Barmherzigkeit wider das Gericht den Trutz behalte. Darum falle ich Ew. Kurf. Gnaden zu Füßen und bitte unterthäniglich, wollt' sich des armen Mannes erbarmen und ihn vollend seine alten Tage bis an sein Ende ernähren. Ew. Kurf. Gnaden kann ihm leichtlich mit einem Tisch, Speis und Trank oder sonst helfen. Gott hat noch mehr Schneeberge,[1]) daß Ew. Kurf. Gnaden Fürstentum nicht sorgen dürfe, es werde arm von viel Ausgaben, ist auch bis daher nicht arm davon worden." Ueberall wo eine Gemeinde die regelmäßige Versorgung der Armen einrichten wollte, mahnte sie Luther, das Werk eifrig zu treiben; „es ist, schreibt er an die Gemeinde zu Leisnig, „kein größerer Gottesdienst, denn christliche Liebe, die den Dürftigen hilft und dienet, wie Christus am jüngsten Tage selbst wird bekennen und richten." Warm nahm sich Luther auch der armen Studenten in Wittenberg an. Konnte er selbst nicht helfen, so verwandte er sich für sie bei dem Rat ihrer Vaterstadt, daß sie Stipendien erhielten oder sie weiter behielten. An Lazarus Spengler in Nürnberg schreibt er dieserhalb so: „Es bittet mich Laurentius Strauch, so jetzt der kleinen Stipendien eins hat vom ehrbaren Rat zu Nürnberg, daß ich für ihn bitten wollte, ob er das größere, so jetzt auf Ostern ledig werden soll, be-

---

[1]) Schneeberg, eine Silbergrube auf dem Schneeberg im Erzgebirge, 1471 aufgedeckt. Nach dem Berge ist die heutige Stadt Schneeberg im Königreich Sachsen benannt.

kommen möchte.“ Aehnliche Gesuche richtet er an den Rat zu Reval und zu Rothenburg an der Tauber. Hier unterstützt er seine Bitte mit dem Hinweise darauf, daß allenthalben Mangel sei an gelehrten Leuten, die Gottes Reich bauen und sein Reich mehren helfen, lägen doch jetzt schon viele Schulen und Pfarren leider wüste.

Vielfach wurde Luther auch gebeten, er möge dem oder jenem zu einer Stellung verhelfen. Daraufhin verwandte er sich einmal bei Spalatin für einen gewissen Matthes Buchbinder, daß ihm die Stelle eines Brückenwärters in Wittenberg übertragen werde; Nicolaus Hausmann ersuchte er um seine Vermittlung, daß ein aus dem Kloster getretener Mönch in Zwickau ein Handwerk erlernen könne.

Mit Katharina von Bora hatte nebst sieben andern Nonnen auch Else von Kanitz 1523 das Kloster Nimptsch verlassen. Vier Jahre später hätte sie Luther gern in Wittenberg gesehen, um eine Mädchenschule zu leiten; damit wollte er ein Werk andern zum Beispiel anfangen. „Bei mir sollt ihr sein,“ schrieb er damals an sie, „zu Hause und zu Tische, daß ihr keine Fahr noch Sorge haben sollt.“

Fühlte sich jemand in seinem Rechte verletzt durch die kurfürstlichen Beamten: Luther wurde um seine Vermittlung angegangen. Eine Frau, die von dem fürstlichen Speicher zehn Scheffel Weizen leihweise erhalten hatte, wurde von dem Schösser zur Rückgabe gedrängt, auch forderte dieser einen bereits zurückerstatteten Teil des geliehenen Maßes von neuem. Luther bittet Spalatin dafür zu sorgen, daß die Sache klargestellt und für den Rest der Witwe Ausstand gewährt werde, sonst habe sie keinen Samen, den Acker zu bestellen. Bald darauf legte er Fürsprache ein für einen Müller, dem bestimmte, durch einen Lehnbrief gesicherte Rechte geschmälert werden sollten. „Derhalben,“ lesen wir in dem angezogenen Briefe, „ist meine unterthänige Bitte für ihn, daß Ew. Kurf. Gnaden wollen doch andern Befehl thun, daß sie solches besichtigen und erkennen, damit dem guten Manne solcher Schade und Gewalt nicht zu weiterem Verderben gereiche.“

Auch in Ehesachen wurde sehr häufig Luthers Rat eingeholt und sein Eintreten für den unschuldigen Teil erbeten. Einmal kam ein Mädchen aus Torgau zu ihm und zeigte einen Ring und eine durchbrochene Münze, die ihr als Pfand der Treue von dem kurfürstlichen Hofbarbier gegeben waren; trotzdem hatte er sie verlassen. Luther bittet Spalatin alles zu thun, daß der Kurfürst gegen derartiges leichtfertiges Aufheben von Eheversprechen in Zukunft einschreite, damit das andre an und für sich schon bedauernswerte Geschlecht nicht noch mehr bedrängt werde.

Aber es waren nicht die kleinen und doch drängenden Lasten des täglichen Lebens allein, die Luther den Schwachen und Bedrückten tragen half: auch in großen und wichtigen Angelegenheiten kargte er nicht mit guten Ratschlägen. Galt es eine Pfarrstelle zu besetzen oder aus irgend welchen triftigen Gründen einem Pfarrer von einem Orte fortzuhelfen, stets war er bereit, das Seinige dazu zu thun; handelte es sich um die Förderung der Universität zu Wittenberg oder um die Gründung von Schulen anderwärts, nirgends hielt er zurück mit seinem Wissen und Wünschen.

Wir sehen, es waren Nöte und Verlegenheiten mannigfacher Art, in denen Luther um Hilfe mit Rat und That angegangen wurde, doch noch nicht die schwersten, nicht jene, die den Menschen persönlich an seinem Leib oder seiner Seele treffen. Hörte er von solchen, so bewährte er sich auch da als rechten Helfer; seine Trostbriefe an Leidende aller Art zeigen uns mehr als alle andern, wie herzlich und treu er die Leiden seiner Nebenmenschen mittrug.

In seinen vielen Mühen und Sorgen hatte er erfahren, wie wohl Trost thut; ja er hatte die tröstenden Worte von Menschen, besonders von Bugenhagen, als Worte Gottes selbst ansehen gelernt. Ganz unmittelbaren Trost von Gott fand er in seinem Wort und in Betrachtung seiner Werke. In bezug auf diese schreibt er dem Kanzler Brück am 5. August 1530 so: „Ich habe neulich zwei Wunder gesehen; das erste, da ich zum Fenster hinaus sah, die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölbe Gottes, und sah

doch nirgend keine Pfeiler, darauf der Meister solch Gewölbe gesetzt hatte; dennoch fiel der Himmel nicht ein und steht auch solch Gewölbe noch fest. Nun sind etliche, die suchen solche Pfeiler und wollten sie gern greifen und fühlen. Weil sie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern sie, als werde der Himmel gewißlich einfallen, aus keiner andern Ursache, denn daß sie die Pfeiler nicht greifen noch sehen. Wenn sie dieselbigen greifen könnten, so stünde der Himmel fest.

„Das andre: ich sah auch große, dicke Wolken über uns schweben, mit solcher Last, daß sie mochten einem großen Meer zu vergleichen sein; und sah doch keinen Boden, darauf sie ruhten oder fußten, noch keine Kufe, darein sie gefaßt wären; noch fielen sie dennoch nicht auf uns, sondern grüßten uns mit einem sauren Angesicht und flohen davon. Da sie vorüber waren, leuchtete hervor beide der Boden und unser Dach, der sie gehalten hatte, der Regenbogen. Das war doch ein schwacher, dünner, geringer Boden und Dach, daß es auch in den Wolken verschwand und mehr als ein Schemen (Schattenbild), — wie durch ein gemaltes Glas zu scheinen pflegt — denn als ein solcher gewaltiger Boden anzusehen war, daß einer auch des Bodens halben wohl so sehr verzweifeln sollte, als der großen Wasserlast. Dennoch fand sich's in der That, daß solch ohnmächtiger Schemen die Wasserlast trug und uns beschützte. Noch sind etliche, die des Wassers und der Wolken Dicke und schwere Last mehr ansehen, achten und fürchten, denn diesen dünnen, schmalen und leichten Schemen; denn sie wollten gern fühlen die Kraft solches Schemens; weil sie das nicht können, fürchten sie, die Wolke werde eine ewige Sintflut anrichten.

„Solches muß ich mit Eurer Achtbarkeit freundlicher Weise scherzen und doch ungescherzt schreiben; denn ich besondre Freude davon gehabt, daß ich erfahren habe, wie Eure Achtbarkeit vor allen andern einen guten Mut und getrostes Herz hat in dieser unsrer Anfechtung."

So wurde Luther selbst getröstet. Sehen wir nun, wie er andre tröstete. Als eine von Christus gebotene Pflicht erscheint es ihm, Kranke zu besuchen und zu trösten. Darüber

spricht er sich aus in einem Briefe an den Kurfürsten Friedrich, als er ihm ein „trostreiches Büchlein in aller Widerwärtigkeit eines jeden christgläubigen Menschen“ zueignete. Das Gebot Christi, was ihr meiner Kleinsten einem gethan habt, das habt ihr mir gethan, ist ihm ein allergemeinst Gebot gegen alle Menschen, aber man muß es „doch mehr in den Bewandten des Glaubens und am allermeisten in den Freunden und Nächsten beweisen.“ Seinen kranken Vater tröstet er in dem schönen Briefe vom 15. Februar 1530 so: „Laßt euer Herz in eurer Schwachheit frisch und getrost sein, denn wir haben dort in jenem Leben bei Gott einen gewissen, treuen Helfer, Jesum Christum, welcher für uns den Tod samt der Sünde erwürget hat und jetzt da für uns sitzet und samt allen Engeln auf uns siehet. Er hat zu große Gewalt über den Tod und die Sünde, daß sie uns nichts thun können; so ist er so herzlich, treu und fromm, daß er uns nicht lassen kann und will, allein daß wirs ohne Zweifel begehren.“ Für nichts braucht der Vater zu sorgen, denn daß er „mit seinem Herzen fest und getrost bleibt an Gottes Wort und Glauben.“ An den Fürsten Wolfgang von Anhalt schreibt Luther einmal einen Trostbrief in bezug auf seine Mutter, ein andermal wegen eines Zufalls, der seine Gemahlin betroffen. In dem letzteren sagt er zunächst, wie leid ihm die Fürstin thue, dann fährt er fort: „Christus unser lieber Herr wollt' es gnädiglich schicken zur Erlösung solcher Trübsal. Doch müssen Ew. F. Gnaden danach auch denken, daß sie mit allen Heiligen im Jammerthal allhie sind und noch nicht in unser ewiges Vaterland gekommen, das wir hoffen. Darum wirs nicht besser haben können, denn unsre Vorfahren und alle Mitbrüder in der ganzen Welt, die alle mit uns in dem Schiffe fahren und den Teufel mit seinem Sturmwinde leiden müssen. Er ist uns ja deshalb nicht gram, daß er uns mit Trübsal versucht, wenn wir uns nur mit rechtem Vertrauen und Ernst zu ihm schicken könnten oder wollten.“

Als sein Vater gestorben war, nahm Luther den Psalter, ging in sein Kämmerlein und weinte und betete einen ganzen Tag; danach kam er getröstet wieder zu denen,

die auf der Coburg um ihn waren. Mit dem Troste, mit dem er sich selbst hier tröstete, hatte er schon vorher andre getröstet, und so tröstete er sie auch später. Nach dem Ableben des Kurfürsten Friedrich schrieb er an dessen Bruder Johannes: „Ich habe jetzt freilich Ursache, zu Ew. Kurf. Gnaden zu schreiben, wenn ich nur wohl schreiben könnte, nachdem der allmächtige Gott uns das Haupt, unsern gnädigsten Herrn in solcher fährlicher gräulicher Zeit hat weggenommen und uns so lassen im Jammer stecken. Das ist die Schule, darinnen uns Gott züchtigt und lehrt auf ihn trauen, auf daß der Glaube nicht immer auf der Zunge und in den Ohren schwebe, sondern auch im Grunde des Herzens rechtschaffen werde. In dieser Schule ist Ew. Kurf. Gnaden jetzt freilich auch, und hat Gott das Haupt ohne Zweifel weggenommen, auf daß er selbst an dessen Statt desto näher zu Ew. Kurf. Gnaden komme und lehre sie dieses Menschen tröstliche und liebliche Zuversicht lassen und übergeben, und allein an seiner Güte und Kraft stark und getrost werden, die viel tröstlicher und lieblicher ist."

Im April 1532 war ein Student, Johannes Zink, in Wittenberg gestorben. Luther hatte ihm nahe gestanden und „viel Abend sein gebraucht, den Diskant zu singen in seinem Hause"; um so mehr fühlte er sich gedrungen die Eltern zu trösten. Ihren Schmerz kann er würdigen; er selbst ist bekümmert um den stillen, züchtigen und im Studieren sonderlich fleißigen Jüngling. „Doch vermahn' ich euch," wendet er sich an die Eltern, „daß ihr wollet Gott vielmehr danken, der euch solch fein fromm Kind bescheeret. Aber das soll, wie es auch uns thut, auf's höchste trösten, daß er so säuberlich und sanft entschlafen ist, mit solcher feiner Bekenntnis, Glauben und Vernunft, daß uns alle Wunder hat, und kein Zweifel sein kann, so wenig der christliche Glaube falsch sein kann, er sei bei Gott, seinem rechten Vater, ewiglich selig."

Auch an Witwer und Witwen hat Luther herrliche Trostbriefe geschrieben nach dem Tode ihrer Gattinnen und Gatten; überall finden wir neben der innigen Teilnahme am Schmerz der Betroffenen den Hinweis auf das bessere

Leben, zu dem die Entschlafenen eingegangen sind, und auf die „trotz aller Ruten und Stäupe“ sich ewig gleich bleibende Vaterliebe Gottes.

Wir haben oben gesehen, wie oft Luther selbst die schwersten Anfechtungen zu erdulden hatte, auch, wie er sie durch Gebet und Betrachtung des göttlichen Wortes überwand. Um mit dieser Waffe stets und auf's beste gerüstet zu sein, stellte er eine Anzahl schöner auserlesener Sprüche der heiligen Schrift zusammen, sich damit „fast“ zu trösten. So konnte er denn auch andre wieder recht trösten. Im Jahre 1531 schreibt er an einen ungenannten Fürsten: „Ich hab' vernommen, wie Ew. Fürstl. Gnaden in großen Anfechtungen hoch bekümmert sind, und wie ich denken kann, nicht aus einer Ursach allein, wie's denn pflegt zu gehen, daß kein Unglück allein ist, und ich an mir selber wohl erfahre, wo der Teufel Ursache findet, gern über den Zaun steiget, da er am niedrigsten ist, und wo es zuvor naß ist, mehr zugeußt, und aus einer Anfechtung, als aus einem Funken gern ein Feuer oder Sintflut macht. Derhalben ist mein unterthänig Bitte und Vermahnen, Ew. Fürstl. Gnaden wollen eignen Gedanken, die doch nicht ganz eigen sind, sondern gewißlich vom Teufel aufgeblasen werden, so viel als möglich ist, widerstehen. Unser Herr ist ja nicht so zornig, als wir uns lassen dünken und fühlen, sondern versucht uns, ob wir ihm zu Ehren auch wollten etwas Tapferes leiden, dieweil er selbst unschuldig solch unbegreiflich Leiden für unsre Sünden williglich auf sich genommen hat, und das alles aus dem allergnädigsten Herzen seines Vaters, unsers lieben Gottes. So bitt ich nun denselbigen Gott Vater, er wolle solches alles wie das reichlich in der Schrift gefunden wird, durch seinen lieben heiligen Geist in Ew. Fürstl. Gnaden Herz schreiben und stetig daran gedenken lassen und viel tiefer zu Herzen gehen, denn Ew. Fürstl. Gnaden eignes Leben, und was Ew. Fürstl. Gnaden mag lieb sein auf Erden.“

Einen gewissen Jonas von Stockhausen, den der böse Feind hartnäckig anfocht mit Ueberdruß des Lebens und Begierde des Todes, ermahnt Luther Gott gehorsam zu sein. „Weil ihr greifen müßt, daß euch Gott das Leben

giebt und noch nicht tot will haben, so sollen solchem göttlichen Willen eure Gedanken weichen. Es war unserm Herrn Christo das Leben auch sauer und bitter, noch wollte er nicht sterben ohne seines Vaters Willen und floh den Tod, hielt das Leben und sprach: Meine Stunde ist noch nicht gekommen."

Unter den vielen Briefen Luthers an Spalatin finden wir auch einen, der ihn trösten soll in seiner Schwermut. Der treffliche Mann glaubte in einer Sache gefehlt zu haben; Luther schreibt ihm: „Wohlan denn, magst du dich vergangen haben, willst du dich darum in Traurigkeit verzehren? Es ist genug, daß du gesündigt hast, laß die Sünde vorübergehen, laß weichen die Traurigkeit, die mehr sündigt. Ist denn an dir allein die Hand des Herrn verkürzt? Ist es denn so ganz unerhört, daß der Mensch, so lange er im Fleische lebt, und von so viel feurigen Pfeilen des Bösen umgeben ist, auch einmal verwundet und zu Boden geworfen wird? Darum laß dir das Wort gesagt sein: Ich bin niedergeworfen und gefallen, aber der Herr hebt mich auf."

In den letzten Jahren seines Lebens ist Luther oft unzufrieden gewesen mit den Verhältnissen in Wittenberg, einige Male hat er sogar die Absicht gehabt, der Stadt den Rücken zu kehren; schließlich gab er doch den dringenden Bitten seiner Freunde nach und blieb. Was er damals gethan hat, dazu hatte er bereits 1532 Andreas Osiander in Nürnberg ermahnt. Dieser konnte sich in vieles nicht finden, was in der genannten Stadt vorging; da schrieb ihm Luther so: „Es sind des Tages zwölf Stunden, und unsre Augen können nicht sehen, was kommen wird. Irgendwie muß eine Aenderung eintreten; schlägt sie zum Schlimmen aus, dann würden wir nichts erreichen durch unser Fliehen, kommt das Bessere heraus, dann würden wir alles erlangen durch unser Bleiben. Es ist ein Uebergang, sprach der Fuchs, es muß der Vogel sich einmal mausen, so kriegt er wieder schöne Federn."

Die ganze Größe Luthers als eines rechten Trösters sehen wir in seinen Briefen an die Christen, welche bekümmert sind um den Bestand des Reiches Gottes auf

Erden, oder verfolgt werden um des Evangeliums willen, oder auch trauern um einen Freund, der ihnen in solcher Verfolgung entrissen ist.

Zu den Erstgenannten gehören vornehmlich die sächsischen Gesandten auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530. Gar häufig kommt Luther auf diesen Tag zu sprechen in seinen Briefen und Tischreden, immer wieder preist er, was dort geschehen, als das Größte, was von ihm und den Seinen gethan ist. Er selbst thront während dieser Zeit als ein Held oben auf der Coburg, erhaben über dem Getriebe der Dohlen und Krähen, die da kecken für die lange Weil. Mit voller Wucht schlägt er los auf die Geistlichen, versammelt auf dem Reichstag zu Augsburg, mit den gewaltigsten Worten spricht er den Seinen Trost ein, und daneben kann er an Frau und Kind schreiben, als ob auch nicht das Geringste auf dem Spiele stünde, kann Melanchthon berichten von seinem herrlichen Leben da droben, wo er Herr ist und sich's wohl sein läßt, kann drei Zelte aufschlagen, für die Psalmen eins, für die Propheten eins, und eins für den Aesop. Wahrlich, wer in solcher fährlichen Zeit so getrost selber ist, der kann auch andre trösten, die des Trostes bedürfen.

Der Grundton, der durch alle diese Briefe hindurchgeht, klingt wieder in einem Schreiben vom 12. März 1541 an den Fürsten Wolfgang zu Anhalt; da lesen wir: „Ob wir der Sachen zu gering und unwürdig sind, so ist sie doch so gut und gewiß, daß sie muß Gottes eigne Sache heißen und nicht unsre. Wird er nun seiner eignen Sachen vergessen? Das sollen sie wohl erfahren, länger, je mehr, darum wollen wir getrost und unverzagt sein. Denn Gott kann nicht verlieren, ob wir gleich darüber geklemmt werden; so werden wir zuletzt auch mit gewinnen.“ An Melanchthon schreibt er am 15. Mai 1530: „Wenn unser Wort Wahrheit ist, (und daß es dies ist, hat die wahnsinnige Wut unsrer Feinde deutlich gezeigt) dann steht es gut mit unsrer Sache. Wir sind Sieger, und vor Gottes Auge hat gewonnen unsre Sache, und unser Gebet und unsre Hoffnung ist erfüllt.“ Den Kurfürsten tröstet er bald danach so: „Es ist gewiß, daß Ew. Kurf. Gnaden

Mühe, Kosten und Gefahr um Gottes willen tragen muß. Weil denn das gewiß ist, so ist's ja ein groß Zeichen, daß Gott Ew. Kurf. Gnaden lieb hat, als dem er sein heiliges Wort so reichlich gönnet und würdig dazu machet, daß sie um desselbigen willen solche Schmach und Feindschaft leiden müssen, welches ja ein tröstlich Gewissen macht. Denn Gott zum Freund haben ist ja tröstlicher, denn aller Welt Freundschaft haben."

Zwei Tage nach der Uebergabe der Augsburgischen Confession wendet sich Luther wieder an Melanchthon. „Ich hasse," lesen wir, „deine übergroßen Sorgen, in denen du dich verzehrest. Daß sie solche Macht über dein Herz haben, daran ist schuld nicht die große Sache, der du dienest, sondern unser großer Unglaube; denn viel schlimmer stand es um diese Sachen zu den Zeiten des Johannes Hus und vieler andrer. Doch mag sie noch so groß sein, größer ist, der sie angefangen hat und noch treibt. Warum quälst du dich also ohne Unterlaß? Ist die Sache recht, warum sollen wir den zum Lügner machen, der uns so Großes verheißt und sagt: Wirf dein Anliegen auf den Herrn! Bist du traurig, so rufe Gott an, er ist dir nahe! Mit Sorgen richtet ihr nichts aus." Kurz nachher schrieb er weiter: „Es muß nicht heißen: So hätte i ch es gemacht, ich Philipp Melanchthon; das „Ich" ist zu gering. Es heißt: So werde Ich sein, der Ich sein werde. Das ist der Name dessen, „der Ich sein werde" (Jehovah). Man sieht nicht, wer er ist, aber er wirds sein, so werden wir sehen."

Alle Verhandlungen über eine Einigung zwischen Protestanten und Katholiken scheiterten zu Augsburg; Luther hatte es vorausgesagt und darum den Seinen oft zugerufen Heim! Heim! Als alle nach Hause gezogen waren, zeigten sich die Feinde des Evangeliums gar rührig, das Wort Gottes zu dämpfen. Scharf ging auch Herzog Georg von Sachsen vor; er vertrieb mehrere der reinen Lehre zugethane Bürger aus Leipzig. Luther tröstet sie und schreibt unter anderm: „Es weiß jedermann, daß ihr allein um Christus willen leidet. Aber haltet fest; Christus hebt an zu regieren und will des Spiels ein Ende machen.

Seid getrost, lieben Freunde, es muß sauer vorher gehen, ehe das Lachen kommt."

In den letzten Jahren seines Lebens schrieb Luther an die Bewohner des Städtchens Pensa in Böhmen, die ebenfalls um ihres Glaubens willen verfolgt wurden, einen gar herzlichen Trostbrief. Er mahnt sie, sich mit ihm zu freuen, daß er würdig ist zu erfahren, wie sie die rechten Apostel oder Jünger Christi geworden sind; denn hier steht das wahre Zeugnis, das unser Meister sagt: die Welt wird sich freuen, ihr aber werdet betrübt sein. „Sehet zu, euer Betrübnis ist kurz, eure Freude lang; sie freuen sich über euch mit dem Teufel, mit euch aber freuen sich die Engel mit Christo, dem ihr durch's Kreuz gleichförmig werdet. Stehet fest, werdet nicht müde, denn euer Gott ist mit euch."

Es war natürlich, daß in den Ländern, die dem Kaiser oder seinem Bruder unterstanden, das Evangelium am frühesten verfolgt wurde. In Brüssel, in Karl's V. Landen gewann die evangelische Lehre ihre ersten Märtyrer; dort wurden am 1. Juli 1523 Hendrik Voes und Johann von Essen (gewöhnlich Esch genannt), beide Augustiner aus Antwerpen, verbrannt. Anfangs August schrieb Luther an die Christen in Holland, Brabant und Flandern folgenden Trostbrief: „Lob und Dank sei dem Vater aller Barmherzigkeit, der uns zu dieser Zeit wiederum sehen läßt sein wunderbares Licht, welches bisher um unsrer Sünde willen verborgen gewesen, (der) uns der gräulichen Gewalt der Finsternis hat lassen unterworfen sein und so schmählich irren und dem Antichrist dienen. Aber nun ist die Zeit wiedergekommen, daß wir der Turteltauben Stimme hören, und die Blumen aufgehen in unserm Lande. Welcher Freude, meine Liebsten ihr nicht allein teilhaftig, sondern die vornehmsten geworden seid, an welchen wir solche Freude und Wonne erlebt haben. Denn euch ist vor aller Welt gegeben, das Evangelium nicht allein zu hören und Christum zu erkennen, sondern auch die ersten zu sein, die um Christus willen Schande und Schaden, Angst und Not, Gefängnis und Fährlichkeit leiden, und nun so voller Frucht und Stärke geworden, daß ihr's auch mit eignem

Blut begossen und bekräftigt habt, da bei euch die zwei edlen Kleinode Christi Heinrich und Johannes zu Brüssel ihr Leben gering geachtet haben, auf daß Christus mit seinem Wort gepreiset würde.

„O wie verächtlich sind die zwei Seelen hingerichtet, aber wie herrlich und in ewiger Freude werden sie mit Christo wiederkommen. Gott sei gelobt und in Ewigkeit gebenedeiet, daß wir erlebt haben rechte heilige und wahrhaftige Männer zu sehen und hören, die wir bisher so viel falsche Heilige erhoben und angebetet haben!

„Darum meine Allerliebsten, seid getrost und fröhlich in Christo und laßt uns denken seiner großen Zeichen und Wunder, so er angefangen hat unter uns zu thun. Er hat uns das frische, neue Exempel seines Lebens vorgebildet. Nun ist's Zeit, daß das Reich Gottes nicht in Worten, sondern in der Kraft stehe. Hier lernt sich's, was da gesagt sei: Seid fröhlich in Trübsal! Und: Ich bin, spricht Gott, mit ihm in Trübsal, ich will ihn erretten und will ihn zu Ehren setzen, denn er hat meinen Namen erkannt. Weil wir denn die gegenwärtige Trübsal sehen, tröstliche Verheißungen haben, so laßt uns unser Herz erneuen, gutes Mutes sein und mit Freuden dem Herrn uns schlachten lassen.

„Bittet für uns, lieben Brüder, und unter einander, auf daß wir die treue Hand einer dem andern reichen und alle in einem Geist an unserm Haupt Jesu Christo halten, der euch mit Gnaden stärke und vollbereite, zu Ehren seinem heiligen Namen; dem sei Preis, Lob und Dank bei Euch und allen Creaturen in Ewigkeit. Amen."

Von Lob und Dank gegen den Vater aller Barmherzigkeit strömt auch das Lied über, das Luther über den Tod dieser ersten evangelischen Märtyrer gedichtet hat, und das den Reigen der evangelischen Lieder überhaupt eröffnet, ein Lied, aus dem man merkt, „daß hier ein David herschreitet, der in der einen Hand die Harfe hat, aber mit der andern die Schleuder gegen den Philisterriesen führt und den Löwen zerreißt."

Hier folgen einzelne Strophen aus demselben:

1. Ein neues Lied wir heben an,
Das walt Gott unser Herre,
Zu singen was Gott hat gethan
Zu seinem Lob und Ehre.
Zu Brüssel in dem Niederland
Wohl durch zwei junge Knaben
Hat er sein Wundermacht bekannt,
Die er mit seinen Gaben
So reichlich hat gezieret.

2. Der erst recht wohl Johannes heißt,
So reich an Gottes Hulden,
Sein Bruder Heinrich nach dem Geist
Ein echter Christ ohn Schulden,
Von dieser Welt geschieden sind,
Sie han die Kron erworben,
Recht wie die frommen Gottes Kind
Für sein Wort sind gestorben,
Sein Märtrer sind sie worden.

7. Man schrieb ihn'n vor ein Brieflein klein
Das hieß man sie selbst lesen.
Die Stück sie zeichten [1]) alle drein
Was ihr Glaub war gewesen.
Der höchste Irrtum dieser war:
„Man muß allein Gott glauben,
Der Mensch lügt und trügt immerdar,
Dem soll man nichts vertrauen."
Des mußten sie verbrennen.

10. Die Asche will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen.
Hier hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er tot an allem Ort
Mit aller Stimm und Zungen
Gar fröhlich lassen singen.

12. Die laß man liegen immerhin, [2])
Sie habens keinen Frommen [3]);
Wir sollen danken Gott darin,
Sein Wort ist wiederkommen.
Der Sommer ist hart vor der Thür,

---

[1]) zeichneten auf. [2]) Man lasse die Feinde nur lügen, wenn sie sagen, die Märtyrer hätten sich in der letzten Not wieder dem Pabsttum zugewandt. [3]) Nutzen.

Der Winter ist vergangen;
Die zarten Blumen gehn herfür:
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden.

Aus demselben Augustinerkloster in Antwerpen, dem Voes und Esch entstammten, kam Heinrich von Zütphen nach Bremen, um als „Evangelist“ die reine Lehre zu verbreiten. Auf die Einladung des Kirchherrn Boye in Meldorf ging er nach Dietmarschen, um auch da zu reformieren. Bei dieser Gelegenheit wurde er in Heide auf das grausamste getötet. Luther tröstet die Bremenser, indem er schreibt: „Weil denn der barmherzige Gott euch zu Bremen so gnädiglich heimsucht und so nahe bei euch ist, dazu seinen Geist und Kraft so scheinbarlich unter euch in diesem Heinrich erzeigt, daß ihr's greifen mögt, so habe ich's für gut angesehen, seine Geschichte und Leiden an euch zu schreiben, auf daß ich euer Herz ermahne in Christo, daß ihr nicht betrübt seid, sondern fröhlich seid, Gott danket und lobet, der euch würdig gemacht hat, solche seine Wunder und Gnade zu sehen und haben.“

Den höchsten und seligsten Trost bringt der, welcher die Leiden abstellen kann, die den Menschen bedrängen. Nicht oft ist uns das möglich, um so herrlicher ist es da, wo wir es können. Dahin gehört die Versöhnung Streitender, das Friedenstiften. Frieden stiften aber kann nur, wer friedfertig ist. Und das ist Luther allen seinen Gegnern gegenüber anfangs gewesen. Aber auch wenn die Feindschaft lange gedauert hatte, und es war nach vielen Kämpfen endlich möglich, Frieden zu schließen, ehrlich, und ohne daß dem höchsten Richter, dem Worte Gottes, etwas vergeben wurde, dann freute sich keiner mehr wie Luther, daß es so weit gekommen war. Wie lieb war es ihm doch, daß er im Jahre 1536 mit einem Teile derer, die bisher seiner Lehre vom Abendmahl fern gestanden hatten, Frieden machen konnte! Darum wie gesagt, war er auch so gern bereit, zwischen Feinden den Vermittler zu spielen. In dem Briefe an einen Ungenannten lesen wir: „So ihr meines Rates begehrt, so rate ich, nehmt Frieden an, wo er euch werden kann, und leidet lieber an Gut und

Ehre Schaden, denn daß ihr euch weiter sollt begeben in solches Vornehmen, darin ihr müsset alle die Sünde und Büberei auf euch nehmen, so euch dienen würde zur Fehde." Wohl fühlt er den Kummer mit, der eine Frau Jörgerin bedrückt wegen der Uneinigkeit ihrer Söhne; um so dringender mahnt er sie nicht abzulassen, mit Gottes Wort sie zu brüderlicher Liebe zu vermahnen und daneben ernstlich zu bitten, daß Gott zu solchem Vornehmen sein Gedeihen und Gnade geben wolle.

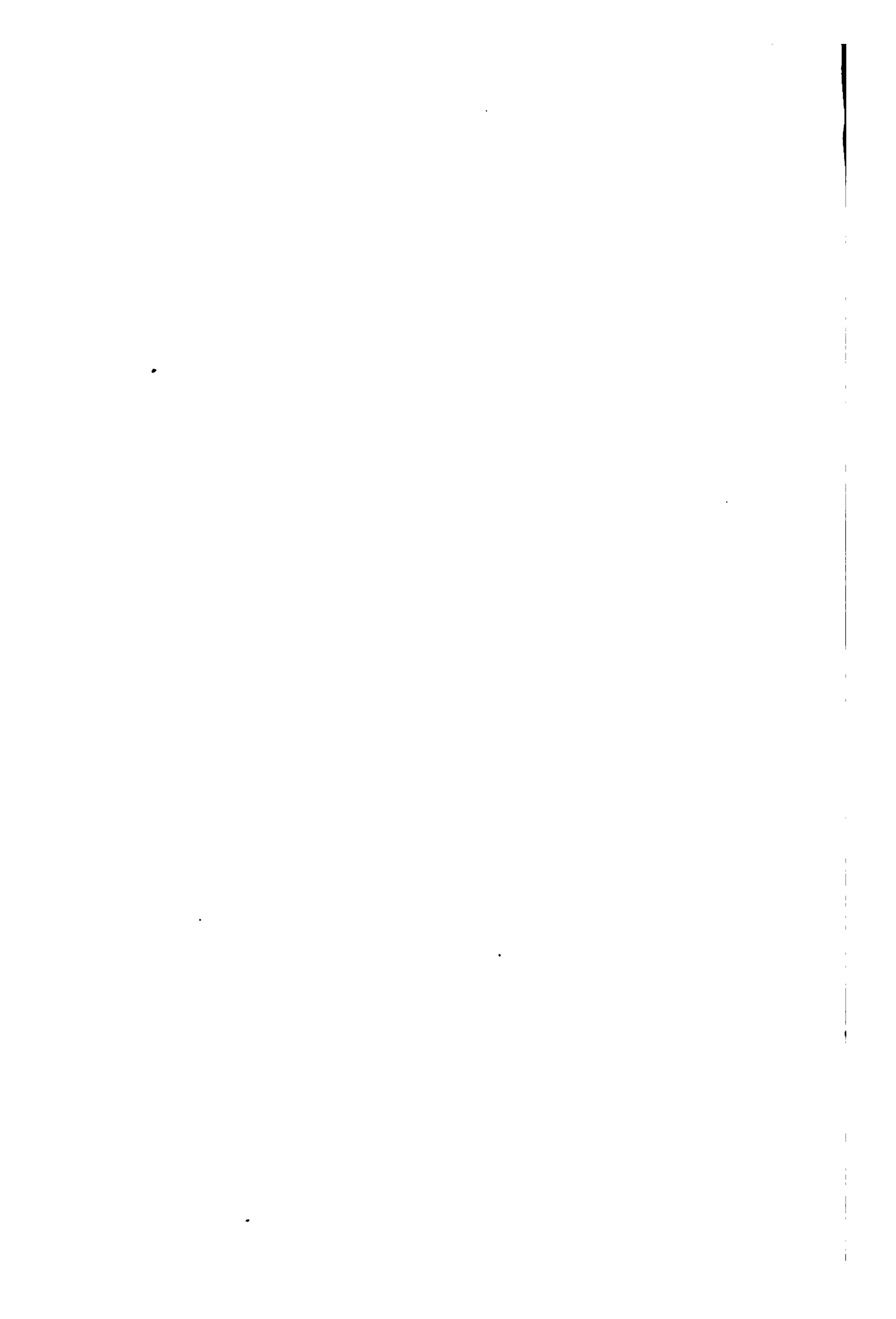
Luthers letztes Werk ist ein Werk des Friedens. Am 6. Dezember 1545 schreibt er an den Grafen von Mansfeld, er habe zwar viel zu thun, doch „es muß um ein acht Tage nicht not haben, damit ich mit Freuden in meinen Sarg mich legen möge, wo ich zuvor meinen lieben Landesherrn vertragen und freundliches, einmütiges Herzens ersehen habe." Am 23. Januar 1546 verließ er Wittenberg; mehrere Briefe ernsten oder scherzhaften Inhalts, von der Reise aus geschrieben, berichten über sein Befinden und den Fortgang der Vergleichung; am 14. Februar meldet er Käthe, Gott habe große Gnade hier erzeiget, „denn die Herren durch ihre Räte fast alles verglichen haben"; unter dem 16. Februar finden wir Luthers und Jonas' Bedenken nebst gestiftetem Vertrag in der Mansfeldischen Streitsache; zwei Tage darauf starb der Friedensstifter im Frieden mit seinem Gott, dem er sein Leben lang vertraut hatte.

An Luther hat sich herrlich erfüllt das Wort des Apostels: Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat! Sein Gottvertrauen gab ihm Freudigkeit zum Gebet, und die stete Bereitschaft zum Beten erhielt ihn demütig vor Gott und den Menschen, und die Demut ließ ihn Frieden suchen und Frieden gewinnen.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Berichtigung zu Heft XIX.

Die auch sonst weit verbreitete Ansicht, daß der Prediger M. V. Preibisch in Glogau bei der Gegenreformation in Schlesien sein Leben eingebüßt habe, beruht nach neueren Forschungen auf einem Irrtum. Derselbe wurde nur des Landes verwiesen, nachdem er in der Gefangenschaft standhaft geblieben war, und starb 1632 in Wittenberg.



Kurze Geschichte
der
Kirchenreformation
in der
gefürsteten Grafschaft Henneberg.

Von

W. Höhn,
Pastor zu Wiedersbach bei Schleusingen.

Halle a. S. 1894.
Verein für Reformationsgeschichte.

Gedenket seiner Wunder, die er gethan hat, seiner Wunder und seines Worts, ihr, der Same Israels, seines Knechts, ihr Kinder Jakobs, seine Auserwählten.

1. Chron. 17, 12 f. —

Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme. Offbg. Joh. 3, 11. —

Inhalt.

1. Vorbemerkungen.

Das Jahr 1894 bringt uns die 350-jährige Gedächtnisfeier der Kirchenreformation in der ehemaligen gefürsteten Grafschaft Henneberg-Schleusingen. Es giebt wenige unter den vielen nunmehr erloschenen gräflichen Häusern, die im Mittelalter im deutschen Reiche eine größere Rolle gespielt haben als das Haus Henneberg. Ueber den Ursprung dieses Hauses lassen sich, da wir keine sicheren Nachrichten*) darüber besitzen, nur Vermutungen aussprechen.

Im J. 751 nach Christi Geburt wurde der letzte Frankenkönig aus dem Geschlechte der Merowinger, Childerich III., entsetzt, und Pippin der Kurze, aus dem Geschlechte der Karolinger, wurde König des Frankenreiches. Die Karolinger teilten das Reich, um eine bessere Verwaltung herzustellen, in sog. Gaue, d. h. größere oder kleinere Landesteile. Verwaltet wurden die Gaue durch sog. Gaugrafen. Diese wachten über die Einkünfte des Königs, handhabten die Rechtspflege und sorgten für Ruhe und Sicherheit. Im Kriegsfalle führten sie die Truppen, die der Gau zum Reichsheere zu stellen hatte. Einer dieser Gaue war der

---

*) Die Sage berichtet, im 5. Jahrhundert sei ein vornehmer Römer aus dem Geschlechte der Columneser (Colonnas), namens Poppo, wegen mancherlei Widerwärtigkeiten aus Italien ausgewandert und sei mit den Seinigen nach Franken gezogen, wo es ihm so gut gefallen habe, daß er sich daselbst niederließ und eine Burg baute. Bei dem Aufräumen des Platzes sei vor seinen Augen eine Henne aufgeflogen. Dies habe ihn veranlaßt, die von ihm erbaute Burg Henneberg zu nennen. Die Grafen von Henneberg scheinen selbst noch im 15. Jahrhundert diese Sage für wahr gehalten zu haben. —

Gau Grabfeld. Er umfaßte das ganze Gebiet zwischen der Fulda, dem Thüringer Walde und dem Main.*) Um die Mitte des 11. Jahrhunderts löste sich ein Gauverband nach dem andern. Die Gaugrafen wollten wohl nicht mehr bloß Stellvertreter des Königs sein, sondern hinfort selbständig ihr Land regieren. Dabei nahmen sie oft die Namen gewisser fester Burgen und Schlösser ihres Landes an. Der Grabfeldgau zerfiel um das J. 1037, und es ist höchst wahrscheinlich, daß von diesem Jahre ab die Gaugrafen des Grabfeldes sich nach ihrem Schlosse Henneberg Grafen von Henneberg nannten. Jedenfalls werden in einer Urkunde aus diesem Jahre zum ersten Male Grafen von Henneberg erwähnt.

Nachdem die Gaugrafen selbständig geworden waren, wuchs ihr Besitz und ihre Macht mehr und mehr. Die eigentliche Blüte des Hauses Henneberg fällt in die Zeit von etwa 1100—1350. In diesem Zeitraume erhielt die Grafschaft Henneberg durch Beerbungen, Ankauf u. s. w. den Umfang eines Herzogtums. Es gehörte zu ihr so ziemlich die ganze südwestliche Hälfte des Thüringer Waldes diesseits des Rennstieges**) von Altenstein an bis über Sonneberg hinaus (einschließlich Ilmenau), ferner das ganze nordöstliche Franken in seinen Hauptbestandteilen bis an die Rhön im Westen

---

*) Der Gau Grabfeld ist also nicht gleichbedeutend mit dem jetzt so genannten Grabfeld, d. h. dem Landstrich, welcher sich an den Fuß der Gleichberge bei Römhild anschmiegt und die Gegenden von Römhild, Königshofen, Behrungen, Mellrichstadt, Neustadt an der Saale und Münnerstadt umfaßt. —

**) Der Rennstieg (Rennsteig) ist ein alter Grenzweg zwischen dem austrasischen Franken und dem Königreiche der Thüringer, der auf dem Kamme des Thüringer Waldes bis in das Fichtelgebirge sich hinzieht. Man hat wohl auch angenommen, er sei in alter Zeit eine Soldatenstraße oder ein Weg für Fuhr- und Kaufleute gewesen. Beides ist jedoch kaum denkbar, da der Rennstieg über die höchsten Berge führt, an den meisten Stellen im Winter wegen des überaus hohen Schnees unpassierbar ist und nur wenige Ortschaften berührt, da man hätte übernachten können. Zudem läßt sich hier und da selbst jetzt noch zwischen den diesseits und jenseits dieses Weges liegenden Ortschaften ein großer Unterschied in Sitte, Sprache, Kleidertrachten u. s. w. beobachten. —

und den Main im Süden sowie darüber hinaus. Gegenwärtig besitzen nicht weniger als fünf deutsche Staaten größere oder kleinere Teile dieser alten Grafschaft (Vergl. S. 46 Anmerkg.).

Im J. 1245 starb Graf Poppo VII.*) Er hinterließ drei Söhne, Heinrich III., Hermann I. und Berthold IV.. Letzterer leistete auf das väterliche Erbe Verzicht und trat in den geistlichen Stand. Die beiden erstgenannten schritten noch in demselben Jahre zu einer Teilung des Landes. Heinrich III. erhielt die althennebergischen Lande und nahm von jetzt ab seinen Wohnsitz meist auf dem Schlosse Henneberg bei Meiningen. Hermann I. erhielt Lauterburg, Callenberg, Heldburg, Strauchhain, Irmelshausen, Königshofen, Steinach, die Hälfte von Schweinfurt und Münnerstadt, Kissingen, Aschach u. a. Nach und nach erwarb er die ganze nachherige Pflege Coburg hinzu. Auch die Herrschaft Schmalkalden gelangte — höchst wahrscheinlich durch Erbschaft — in seinen Besitz. Sein Land wird in der Geschichte gewöhnlich die „neue Herrschaft" genannt zum Unterschiede von dem althennebergischen Gebiete. Zu seiner Residenz wählte Graf Hermann das Schloß Strauchhain, weil dieses so ziemlich in der Mitte der neuen Herrschaft lag. Später siedelte er nach dem Schlosse Aschach über, wo er im Jahre 1290 starb. Die von ihm gestiftete Linie starb schon ein Jahr nach seinem Tode mit seinem einzigen Sohne Poppo aus.**)

Graf Heinrich III., welcher bei der Teilung im J. 1245 die althennebergischen Lande erhalten hatte, starb 1262. Seine drei Söhne, Berthold V., Hermann II. und Heinrich IV., regierten nach des Vaters Tode zwölf Jahre lang das Land gemeinsam, nahmen dann aber 1274 eine abermalige Teilung desselben vor und stifteten dadurch drei besondere hennebergische Linien. Berthold V., als der älteste, erhielt

*) Die Zählung von 1037 an. —

**) Die neue Herrschaft kam nach mannigfachen politischen Schicksalen zu 3/4 durch Kauf (1312—1316) und zu 1/4 durch Erbschaft (1308) für einige Jahrzehnte (bis 1353) wieder an Henneberg-Schleusingen, fiel dann aber bei Verheiratung schleusingischer Prinzessinnen wieder an andere Länder. —

das Stammschloß Henneberg, die Städte und Aemter Schleusingen, Suhl, das halbe Gericht Benshausen, Wasungen, Sand, Kaltennordheim, Maßfeld, Behrungen und die Hälfte von Themar. Er wählte Schleusingen zu seiner Residenz und wurde der Stifter der Linie Henneberg-Schleusingen (ausgestorben 1583). — Hermann II. erhielt Aschach, Ebenhausen, die Hälfte von Münnerstadt, das halbe Gericht zu Saal und viele im Bistum Würzburg zerstreut gelegene Güter und Ortschaften. Er residierte zu Aschach und wurde der Stifter der Linie Henneberg-Aschach. — Heinrich IV. endlich bekam das Schloß Hartenberg bei Römhild, Stadt und Amt Römhild, die Osterburg, die andere Hälfte von Themar und Benshausen. Er nahm auf Hartenberg seinen Wohnsitz und ist der Begründer der Linie Henneberg-Hartenberg. — Der letzte Graf der Hartenberger Linie, Berthold X., verkaufte, da er tief verschuldet war, seine Erbschaft bis auf die Osterburg und die Hälfte von Themar*) an seinen Vetter Hermann V. zu Aschach unter dem Vorbehalt des lebenslänglichen Nießbrauches. Nach seinem Tode (1378) wählte Hermann V. zu Aschach das Schloß Hartenberg zu seiner Residenz. Deshalb wird seine Linie von da ab nicht mehr die Aschacher, sondern die Hartenberger oder — da in der Folge das Schloß Hartenberg abgetragen und in Römhild neu aufgebaut wurde — die Römhilder Linie genannt (ausgestorben 1549.**) —

Wäre es der Zweck dieses Schriftchens, eine vollständige Geschichte der Grafschaft Henneberg zu geben, so könnte vieles von den Grafen und ihren Thaten gesagt

---

*) Die Osterburg und die Hälfte von Themar fiel an Bertholds Schwester Richza und kam später durch Kauf an Henneberg-Schleusingen. —

**) 1549 erbte Henneberg-Schleusingen von Römhild die Aemter und Schlösser Hallenberg, Kühndorf, Schwarza, die Hälfte des Gerichtes Benshausen, die Vogtei über das Kloster Rohr, die Kellereien zu Hentungen und Behrungen, die Hälfte des Dorfes Mehlis, den 4. Teil des Schlosses Henneberg und verschiedene einzelne Güter und Lehnschaften. Der übrige Teil fiel an die Grafen von Mansfeld (infolge eines 1548 abgeschlossenen Kaufvertrages). —

werden, was auch solche Leser interessieren würde, die das alte Henneberg nicht kennen. Denn unter denselben befanden sich mehrere, die die trefflichsten Staatsmänner ihrer Zeit waren und allgemeines Ansehen und Vertrauen in Deutschland genossen. So war, um nur ein Beispiel anzuführen, Graf Berthold VII. (II.) von Schleusingen (1284—1340) wegen seines Verwaltungstalentes und seines äußerst klaren Blickes für die oft sehr verwickelten politischen Verhältnisse seiner Zeit, wegen seiner Rührigkeit und seiner Ueberredungsgabe, der fast niemand zu widerstehen vermochte, der Geheimrat und die rechte Hand dreier Kaiser und wurde von ihnen auf das höchste geehrt. U. a. erhob Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg 1310 die Grafschaft Henneberg-Schleusingen zu einer gefürsteten Grafschaft. 1337 beehrte Kaiser Ludwig von Bayern den Grafen auf dem Schlosse zu Schleusingen mit einem längeren Besuche u. s. w. Dieser Graf war es auch, der den damals noch geringen hennebergischen Orten Hildburghausen und Eisfeld ums J. 1323 eine städtische Verfassung gab und den Städten Coburg und Schmalkalden vom Kaiser besondere Privilegien auswirkte. Seine jüngste Tochter Elisabeth wurde die Gemahlin des Burggrafen Johann II. von Nürnberg, des Großvaters jenes Friedrich VI., dem im J. 1415 Kaiser Sigismund die Mark Brandenburg mit der Kur- und Erzkämmererwürde übertrug. So ist Graf Berthold weiblicherseits einer der Stammväter unseres deutschen Kaiserhauses. — Doch diese Blätter wollen ja nur eine kurze Geschichte der Einführung der Reformation in Henneberg geben. So mag denn das Gesagte genügen.

Es wird dieses Schriftchen jedoch nur die Einführung der evangelischen Lehre in den schleusingischen Teil Hennebergs behandeln, weil wir hierüber geschichtliche Urkunden besitzen. Bezüglich des römhildischen Teiles sind wir, da fast alle geschichtlichen Nachrichten fehlen,*)

*) Als erster evangelischer Oberpfarrer in Römhild wird M. Adam Rüdiger genannt. Er starb am 10. Januar 1569 und soll das dortige Pfarramt 22 Jahre verwaltet haben. Er war für Henneberg-Römhild etwa das, was D. Forster und M. Fischer (siehe Seite 30 ff.) für Henneberg-Schleusingen waren. — Friedrich

nur auf Vermutungen und Folgerungen angewiesen. Wahrscheinlich ist es, daß nach der Einführung der Reformation in Henneberg Schleusingen (1544) von dort aus die lutherische Lehre auch in Henneberg-Römhild eingedrungen ist. Jedoch scheint es erst in den Jahren 1549 oder 1550 zur Vollendung der Reformation daselbst gekommen zu sein. In einem großen Teile der neuen Herrschaft, nämlich in der Pflege Coburg, wurden schon 1524 evangelische Gottesdienste eingerichtet.

2. Kirchliche Zustände vor der Reformation.

Kaum ist jemals in der Geschichte ein Ereignis durch die Zeitverhältnisse so dringend gefordert worden als die Reformation D. M. Luthers. Auf die Zeit, welche der Reformation vorausging, könnte man ebenso wie auf die Zeit vor Christi Erscheinen die Worte der Schrift anwenden: „Finsternis bedeckte das Erdreich und Dunkel die Völker“ (Jes. 60, 2). Ein Zeitgenosse, treuer Freund und Gehülfe Luthers, giebt eine getreue Schilderung der damaligen kirchlichen Zustände und des in der katholischen Kirche zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts herrschenden Verderbens. Er schreibt wörtlich: „Es ward zu der Zeit Christi Leiden, Erlösen, Sterben, Genugthun und Bezahlen gar verschwiegen und nur für eine Historie wie Ulyssis Meerfahrt gepredigt. An seiner Statt hat man zur Fürbitterin und Seligmacherin vorgestellet die Jungfrau Maria, wie die Heiden ihre Diana, darnach andere verstorbene Heilige. Aber dennoch lehret man, daß dieselben auch nicht für uns beten, es sei denn, daß man um sie und ihren Orden sich verdient gemacht habe. Da wurde nun der Werke, welches Gottes Wort und die heiligen zehn

---

Burkhard, Schneider und Stadtfähnbrich zu Römhild, soll das erste Kind gewesen sein, das zu Römhild nach lutherischem Ritus getauft wurde. Da er am 28. Dezember 1631 in einem Alter von etwa 80 Jahren starb, so mag er im J. 1550 oder 51 getauft worden sein. — Das Römhilder Kirchenbuch beginnt erst mit dem J. 1557 und enthält keine Nachrichten über [illegible] Einführung der Reformation. —

Gebote befehlen, geschwiegen. Dagegen erfand man Werke, die viel Gelds den Pfaffen und Mönchen eintrugen, und sagte: wer derselben viele selbst thäte oder kaufte sie denen ab, die sie thäten, verdiente das ewige Leben. Wer es aber nicht bei seinem Leben thäte, der führe in die Hölle oder ins Fegefeuer, darin er so lange brennen müsse, bis es entweder bezahlet wäre oder andere Leute, die noch hier lebten, für ihn genug thäten. Da gingen diese Werke im Schwange, deren jedes mehr sollte gelten als das ganze Leiden Christi, nämlich: viele Gebete sprechen, viel Vaterunser, viel Ave Maria beten, ganze Rosenkränze, Magdalena-Maria-Ursel-Brigitta-Gebete, daß man Tag und Nacht mußte singen, plärren und murmeln. Da war auch das Fasten (Sich enthalten) von Fleisch, Eier, Butter, Käse; wer es nicht halten konnte, that Sünde und mußte es mit Geld ablösen. Dazu das Vielfeiern (Viele Feste feiern), die Wallfahrten noch kamen, zu St. Jacob, gen Jerusalem, zu St. Katharina, St. Michael, gen Fulda, St. Wolfgang (vergl. Seite 17), und war schier kein Berg, kein Pfuhl, kein Grund, kein Thal, kein Wald, keine Eiche, Weide, Buche, dahin man nicht eine Wallfahrt machte. Dann ward viel Wesens mit den Heiligtümern und Totenbeinlein (sog. Reliquien) getrieben; die fassete man ein in goldene, silberne und köstliche Monstranzen*); man gab sie unter der Messe den Leuten für Geld zu küssen; und die glaubten, der Heilige, deß dieses Gebein, Haar, Kleid gewesen wäre, thue nun Fürbitte vor Gott. Da waren denn auch unzählige Brüderschaften (Orden) gestiftet; und wer da wollte Mönch oder Nonne werden, dem durfte es Vater und Mutter nicht wehren, und das Kind durfte in diesem Falle Vater und Mutter nicht gehorsam sein. Und die Eheleute liefen zuweilen auch auseinander; trat der eine in einen geistlichen Orden, so mußte der andere allein bleiben und sich behelfen, wie er konnte, oder mochte auch wieder ehelich werden. Da

*) D. i.: h. Gefäße, meist aus Edelmetall verfertigt und oft mit Perlen und Edelsteinen reich verziert, in welchen Reliquien oder die geweihte Hostie aufbewahrt und dem Volke gezeigt werden. —

waren die vornehmsten Stücke der Geistlichen, daß sie gelobten ihr Leben lang Gehorsam (gegen den Papst und die kirchlichen Vorgesetzten), Armut, Keuschheit (d. h. Ehelosigkeit), und wurden diese für ein höher Ding geachtet als das ganze Leiden Christi. Und die hielten nun viele Messen für die Lebendigen und die Toten, so wohl vor 200 Jahren gestorben waren, und mußten teuer bezahlet werden. Man achtete sie aber wie die lebendigen Heiligen, als die uns mit ihren guten Werken in den Himmel brächten, und war doch ihr Leben das häßlichste und unflätigste Leben, als je auf Erden bei Menschen hat sein mögen. Und durfte sie doch niemand darum strafen, denn sie waren alle unter dem Papste, den hielt man für den wahren Gott und Menschen, der nicht irren konnte (sog. Infallibilität), und dem niemand einreden durfte. Ja der Papst litt es auch nicht, that Kaiser, Könige, Fürsten, Land und Leute in den Bann, hetzete sie an einander. In Summa, es war der Mensch der Sünde, das Kind des Verderbens, das sich über alles, was Gottesdienst heißt, erhebet."

Auch auf die kirchlichen Zustände Hennebergs vor der Reformation paßt diese Schilderung. Das Christentum, das wohl vom Bistum Würzburg und von den Abteien Hersfeld und Fulda aus ins Henneberger Land gebracht worden war, war gleich von vornherein ein äußerliches und äußerst verderbtes. Ein älterer Geschichtsschreiber Hennebergs sagt darüber: „Es ist dadurch Henneberg zwar von den heidnischen Greueln abgezogen, aber im Gegenteil auf christlichen Aberglauben verleitet worden.*) Denn

*) Nur ein Beispiel, wie unsere heidnischen Vorfahren zum Christentum übergeführt wurden: Ein und eine halbe Stunde südlich von Römhild liegt das althennebergische Dorf Eicha, das in den ältesten Urkunden „Zu der Eich" genannt wird. Aller Wahrscheinlichkeit nach stand in den Zeiten des Heidentums daselbst eine alte Eiche, zu der wohl die heidnischen Vorfahren ihr Vieh, besonders ihre Schweine trieben. Es wurden daselbst Opfer dargebracht und für die Schweine der Schutz des dortigen Götzen erfleht. Jetzt kam das Christentum. Anstelle der Eiche ward eine Kapelle errichtet. Um den Heiden den Uebergang zum Christentum leichter zu machen, setzte man anstelle des heidnischen Götzen nur einen katholischen Heiligen, den h. Antonius, der noch heute in der römischen Kirche als der Schutzheilige der Haustiere gilt. —

Kilians, Bonifatius', Burkhards und ihrer Anhänger (die das Christentum nach Henneberg brachten) Lehre, Ordnung und Gottesdienst schmeckten mehr als zu sehr nach dem schädlichen Sauerteig der römischen Menschensatzungen; und hat das Licht des Evangelii nicht ehe darinnen rein und helle aufscheinen können, bis lange Gott dasselbe in den letzten Zeiten zu seinem Dienst geleitet und kommen lassen." In Heiligen- und Reliquienverehrung, in Messen, Prozessionen, Wallfahrten, in Büßungen und Kasteiungen bestand auch in Henneberg das ganze Christentum. Das Klosterleben wurde als ein Engelleben hoch über das Leben in der Welt gestellt. Durch gute Werke sollte man sich die Seligkeit verdienen und begangene Sünden wieder gut machen können. Was Wunder, wenn darum alle, denen es ihre Mittel nur irgend erlaubten, darin wetteiferten, Klöster, Kirchen, Kapellen und dergl. zu bauen oder bereits bestehenden reiche Vermächtnisse und Schenkungen zuzuwenden; was Wunder, daß auch in Henneberg das Klosterwesen wucherte und der Wallfahrtsorte keine geringe Zahl war, daß man für sich und für schon Verstorbene unzählige Seelenmessen und dergl. stiftete.

Wie reich die Grafschaft Henneberg an Klöstern und ähnlichen Stiftungen war, mag eine Aufzählung der wichtigsten derselben zeigen. Die ältesten Klöster der Grafschaft waren wohl die bereits im 8. Jahrhundert gegründeten Benediktiner-Nonnenklöster Rohr (1525 im Bauernkriege zerstört) und Milz bei Römhild. Letzteres hatte eine vornehme Dame, namens Emhild, im J. 783 gestiftet und mit reichen Gütern ausgestattet. Lange hat dasselbe nicht bestanden. Schon im J. 805 wurde es von den Sorben und Wenden, die bis in diese Gegend vordrangen, zerstört. Gegen das J. 1000 entstand das Kloster Herrenbreitungen an der Werra. Das berühmteste und bedeutendste aller hennebergischen Klöster war das Prämonstratenserkloster Veßra oberhalb Themar, in romantischer Gegend unweit der Einmündung der Schleuse in die Werra gelegen. Es wurde 1131 vom Grafen Gottwald I. und seiner Gemahlin Luitgard gestiftet. Eine Zeit lang wohnten Mönche und Nonnen neben einander in dem-

selben. Da aber infolgedessen sich bald Mißstände zeigten, benutzte Graf Poppo, als 1175 die Wohnungen der Nonnen abbrannten, diese Gelegenheit, die Nonnen in das von der Gräfin Bertha ums J. 1177 gegründete Nonnenkloster Trostadt (eine Stunde südwestlich von Veßra) überzusiedeln. Bald nach dem Bau des Klosters Veßra, nämlich ums J. 1140, wurde das Nonnenkloster Wechterswinkel bei Mellrichstadt vom Grafen Gottwald III. und ums J. 1162 das Nonnenkloster Hausen bei Kissingen vom Grafen Heinrich gegründet. Das Augustinerkloster Frauenbreitungen bei Herrenbreitungen entstand um dieselbe Zeit (1150) aus einem Hospital. Anfangs wohnten Mönche und Nonnen neben einander in demselben, doch bauten sich erstere schon 1153 eine besondere Wohnung; letztere behielten ihren Aufenthalt im Hospital. Das Zisterzienserkloster Bildhausen bei Münnerstadt stiftete 1156 Hermann, Pfalzgraf am Rhein. Das Augustinerkloster zu Königsberg soll Kaiser Friedrich I. im J. 1167 gegründet haben, das Benediktiner-Nonnen- (seit 1346 Mönchs-)kloster Veilsdorf bei Hildburghausen im J. 1180 ein Domherr Heinrich, das Benediktinerkloster Mönchröden (zwischen Coburg und Sonneberg) ums J. 1150 ein Mitglied der gräflichen Familie Sterker. In Coburg entstanden zwei Franziskanerklöster (wahrscheinlich von der Abtei zu Saalfeld gegründet). Im 13. Jahrhundert kamen hinzu das Augustinerkloster zu Schmalkalden (ums J. 1205 erbaut), das Minoritenkloster zu Meiningen (von Adeligen und Bürgern im J. 1239 gestiftet), das Benediktiner-Nonnenkloster Frauenrode, südlich von der Rhön (gestiftet 1244), die Zisterzienser-Nonnenklöster Allendorf bei Salzungen und Sonnefeld, südöstlich von Coburg (letzteres gestiftet 1260 von Heinrich von Sonneberg und seiner Gemahlin Kunigunde), das Augustinerkloster zu Münnerstadt (schon vor 1279 gegründet), das Wilhelmiterkloster zu Wasungen und das Franziskanerkloster Sinnershausen im Amte Sand (beide gegen Ende des 13. Jahrhunderts erbaut). Letzteres soll ein gewisser Eckard von Eckards zur Abbüßung eines Mordes, den er begangen, erbaut haben. Ums J. 1316 fällt die Stiftung

des Klosters Georgenzell im Amte Sand. Und noch kurz vor der Reformation (1503 und 1504) erbaute Graf Wilhelm das Barfüßer-(Minoriten-)kloster zu Schleusingen. Dem Streben der Stifter, sich die Seligkeit zu verdienen, verdanken ihre Entstehung ferner die Kollegiatstifte zu Schmalkalden und Römhild, das Hospital St. Kilian bei Schleusingen, welches ums J. 1400 von Graf Heinrich und seiner Gemahlin Mechtild zur Aufnahme und Verpflegung alter bedürftiger Personen gegründet wurde und noch heute großen Segen stiftet, eine große Menge von Kapellen u. s. w.

Außer den Mönchsorden war vor und zur Zeit der Reformation auch ein geistlicher Ritterorden in der Grafschaft Henneberg ansässig, derjenige der Johanniter oder Hospitalbrüder. Er besaß zu Schleusingen und Kühndorf eine sog. Komturei oder Kommende. In der Kirche zu Schleusingen verrichtete dieser Orden bis zur Reformation die Gottesdienste. Selbst nach der Einführung der lutherischen Lehre erhielt er sich daselbst noch sehr lange. Jetzt befinden sich in den Räumen des 1702 durch den Komtur Baron Ferdinand von Grote neu gebauten Ordenshauses die Schleusinger Volksschulen. — Neben den Johannitern beherbergte Henneberg ums J. 1300 einige Zeit lang noch den Orden der Templer oder Tempelritter. Dieser besaß im Dorfe Rohr und zu Leutersdorf an der Werra, eine Stunde unterhalb Themar, je ein Ordenshaus nebst gewissen Gütern. Im J. 1312 wurde der Orden aufgehoben.

Auch mehrere halbgeistliche Vereinigungen (sog. Brüderschaften und Schwesterschaften), welche von Personen einer- oder beiderlei Geschlechtes zum Unternehmen gemeinschaftlicher Wallfahrten, Andachtsübungen und dergl. gestiftet waren, befanden sich in Henneberg. So wurde z. B. zu Schleusingen im J. 1461 die Brüderschaft des Fronleichnams und der Engelmesse zur Abhaltung ewiger Seelenmessen (d. h. besonderer kirchlicher Fürbitten für bereits Verstorbene oder auch noch Lebende) ins Leben gerufen. Mehr als 25 Adelige, sechs Ordensritter, drei auswärtige Geistliche und mehr als dreihundert andere

Mitglieder aus der Stadt, Umgegend und Ferne gehörten derselben an. Außer der genannten bestanden zeitweise noch vier andere Brüderschaften zu Schleusingen, die des h. Sebastian und des h. Lorenz (beide 1512), die des hl. Kilian (1514) sowie die St. Annen-Brüderschaft (1519 gegründet). Die Aufgabe der letzteren bestand darin, den St. Annentag in besonderer Weise zu feiern und überhaupt die h. Anna besonders zu ehren. — Zu Themar gab es drei Brüderschaften, zu Wasungen eine (seit 1436), zu Coburg mindestens sechs; zu Königsberg bestand seit 1391 eine Schwesterschaft zur Agelblume u. s. w. Die vornehmste von allen Brüderschaften Hennebergs war wohl die des h. Christoph und der vierzehn Nothelfer (1465—1489). Sie bestand aus hundert adeligen Mitgliedern beiderlei Geschlechtes und hatte ihren Mittelpunkt im Kloster Veßra. Das Ordenszeichen, das jedes Mitglied trug, bestand aus einer silbernen Kette mit vierzehn beflügelten Köpfen, den Köpfen der vierzehn Nothelfer. Am Ende der Kette befand sich das Bild des h. Christoph selbst. Jeder Bruder verpflichtete sich bei der Aufnahme, täglich ein Paternoster und ein Ave Maria zu beten und sich eines frommen und tugendhaften Lebenswandels zu befleißigen. Nach dem Tode jedes Bruders wurden von den Mönchen zu Veßra für ihn dreißig Seelenmessen gelesen. — Daß übrigens nicht alle Brüderschaften religiöse Zwecke verfolgten, sehen wir an dem Beispiel der Antoniusbrüderschaft in dem oben erwähnten Eicha (vergl. Seite 12 Anmerkg.). Diese Brüderschaft betrieb vornehmlich Schweinezucht.

Unter den guten Werken, durch welche man sich die Seligkeit verdienen zu können glaubte, nahmen die Wallfahrten eine hohe Stelle ein. Daß es auch in Henneberg viele Wallfahrtsorte gab, ist oben schon erwähnt. Da war zunächst das sog. h. Grab bei Schmalkalden, welches um die Mitte des 14. Jahrhunderts gegründet und um 1400 vom Grafen Heinrich und seiner Gemahlin Mechtild zu besonderer Blüte gebracht wurde. Der unbekannte Stifter desselben glaubte in der Lage des Ortes eine Aehnlichkeit mit dem h. Grabe zu Jerusalem entdeckt zu

haben. Einem hinter der Kapelle liegenden Berg gab er den Namen „Oelberg“, einem neben der Mauer vorbeifließenden Bach den Namen „Kidron“. Jedenfalls war die Absicht des Stifters, durch eine einheimische Anlage dieser Art es dahin zu bringen, daß die Wallfahrer statt nach Jerusalem nach Schmalkalden pilgerten und das dortige h. Grab reich beschenkten. Zur Zeit der Reformation, besonders nachdem Luther selbst einigemale zu Schmalkalden gepredigt hatte, fiel dessen Ruhm schnell, und 1554 wurde es vom Grafen Wilhelm VI. gänzlich eingezogen. — Dann waren zu Meiningen zwei Wallfahrtsorte, die St. Elisabethkapelle und die St. Martinikirche. Die erstere erbaute die h. Elisabeth, als sie von ihrem nach dem gelobten Lande wallfahrenden Gemahl, dem Landgrafen Ludwig dem Heiligen von Thüringen, Abschied genommen hatte. Wo diese Kapelle gestanden hat, kann jetzt nicht mehr mit Bestimmtheit gesagt werden. Die St. Martinikirche, welche an der Stelle der späteren Gottesackerkirche stand, war vielleicht schon von Bonifatius gebaut worden. Nach einer Verordnung des Bischofs Heinrich I. zu Würzburg vom J. 1017 sollte man jährlich am Palmsonntage eine Wallfahrt zu ihr unternehmen. — Bedeutender als die genannten war die schon oben erwähnte Wallfahrt zum h. Wolfgang, einer Kapelle auf der Insel im ehemaligen großen Teiche bei Hermannsfeld, zwei Stunden südwestlich von Meiningen. Graf Wilhelm IV. hatte diese Kapelle, um sich eine sichere Stufe in den Himmel zu bauen, im J. 1462 errichten lassen. Den Baum, aus welchem das ehemals im Wolfgang befindliche große Kreuz hergestellt worden war, soll er auf seinen eigenen Schultern aus dem Walde dahin getragen und Christo zu Ehren aufgerichtet haben. Damit diese Kapelle fleißig besucht und reichlich beschenkt werden möchte, wirkte der Graf von dem päpstlichen Kardinallegaten Franz 1471 einen Ablaßbrief aus, darin allen denen, die an gewissen Tagen Wallfahrten zum h. Wolfgang unternehmen würden, ein hunderttägiger Ablaß zugesichert wurde. Bald tauchte auch die Kunde von allerlei Wundern, die dort geschehen sein sollten, auf, und es entstand ein solches Laufen nach

dem h. Wolfgang, daß 1476 eine größere Kirche anstelle der Kapelle gebaut werden mußte. Zu Anfang der Reformation hörte diese Wallfahrt gänzlich auf. — Schon vorher war sie in den Schatten gestellt worden durch die neue Wallfahrtsstätte zu Grimmenthal, eine Stunde östlich von Meiningen im Haselthale. Wie es kam, daß dieser Ort zum Wallfahrtsorte wurde, wird verschieden angegeben. Nach einer Ueberlieferung soll ein Bader von Obermaßfeld, namens Simon Ammi, die Veranlassung gewesen sein. In einer Hecke am Wege stand ein altes, verwittertes Marienbild, das die Vorübergehenden nach katholischer Sitte verehrten. In der Nähe dieses Bildes fiel Simon Ammi so unglücklich vom Pferde, daß er Arme und Beine brach. Da gelobte er der h. Maria, falls sie ihn wieder gesund werden ließe, an diesem Orte eine Kapelle zu bauen, um ihr vom Regen und Wetter arg mitgenommenes Bild darein in Sicherheit zu bringen. Als er die Folgen seines Falles glücklich überstanden hatte, baute er, um sein Gelübde zu erfüllen, im J. 1498 eine kleine Kapelle, in welche obiges Marienbild gebracht wurde. Nach einem anderen Berichte war ein ausgedienter Hauptmann, namens Heinz Teufel aus Würzburg, damals auf seinem Gütchen zu Obermaßfeld, dem Hillerhofe, lebend, der Stifter. Im J. 1497 überfiel diesen Mann plötzlich auf der Jagd eine starke Unpäßlichkeit. Er bemerkt das vorhin erwähnte Marienbild, schleppt sich zu diesem hin und betet inbrünstig. Schnell ging das Unwohlsein vorüber. Teufel schrieb seine schnelle Erholung einzig und allein der wunderthätigen Mutter Gottes zu. Mit ungeheurer Schnelligkeit verbreitete sich die Kunde von diesem Wunder in Obermaßfeld und den umliegenden Dörfern und Städten, ja in ganz Deutschland und darüber hinaus. Teufel ließ aus Dankbarkeit an der Stelle, wo jenes Marienbild stand, eine Kapelle bauen.*) Am 21. Oktober 1498 wurde dieselbe von dem Weihbischof zu Würzburg eingeweiht und ihr vom Papste die Vergünstigung eines

---

*) Welcher von beiden Männern die Kapelle gebaut hat, vermag ich nicht zu entscheiden. Wahrscheinlich war es Teufel.

Ablasses gewährt. Das Grimmenthal wurde bald einer der berühmtesten Wallfahrtsorte in ganz Deutschland. Es verging kein Tag, an welchem nicht Wallfahrer angekommen wären. An den Festtagen stieg deren Zahl auf täglich 200 bis 300, die aus Mittel- und Süddeutschland dorthin zusammenströmten. Es waren meist Kranke der verschiedensten Art, die dort Heilung suchten. Ein hennebergischer Chronikschreiber berechnet die Zahl der jährlich dorthin Pilgernden auf 44000. Ein anderer Geschichtsschreiber berichtet, 1503 — in welchem Jahre wegen eines ganz besonders heftig und epidemisch auftretenden Aussatzes die Zahl der Pilger eine außerordentlich hohe war — hätten sich unter den Wallfahrern sogar 300 Aethiopen (Mohren) befunden. Die von den Wallfahrern gebrachten Geschenke waren so reichlich, daß man davon bald eine größere Kapelle und bereits 1502, also schon nach vier Jahren, eine große, schöne Kirche mit sieben Altären neu erbauen konnte. — Weniger wichtige Wallfahrtsorte der Grafschaft Henneberg, die neue Herrschaft mit eingeschlossen, waren Leutersdorf, die Kapelle zur h. Maria auf dem Einfürst bei Schleusingen, die Antoniuskapelle zu Eicha und die zu Gleichamberg, die Kapelle (jetzige Kirche) zu Walldorf, welcher Ort möglicherweise seinen Namen daher hat, die Ottilienkapelle bei Hildburghausen (Häselrieth), die Georgenkapelle bei Rodach (Schweikhof) u. a. Daß durch solche Wallfahrtsorte der Aberglaube fortwährend genährt wurde, liegt auf der Hand.

Wie diese Wallfahrtsorte trugen sehr viel zur Mehrung des Aberglaubens bei die sog. Reliquien, deren man auch im Hennebergischen ein gut Teil zeigte. Schon von Bonifatius wird berichtet, daß er Reliquien mitgebracht und dem Bischof Burkhard von Würzburg übergeben habe. Als Emhild im J. 783 das Kloster Milz gründete, schenkte sie diesem ihre eigenen Reliquien der h. Maria. Ums J. 1302 wurden im Kloster Veßra vermeintliche Späne

---

Was die beiden erzählten Heilungen angeht, so mögen beide geschehen sein. Daß eine Unpäßlichkeit schnell vorübergeht, oder daß Arm- und Beinbrüche wieder geheilt werden, ist ja nichts Besonderes und allzu Wunderbares. —

vom Kreuze Christi, welche Graf Poppo aus dem gelobten Lande dorthin geschickt hatte, öffentlich auf dem Altare mit verschiedenen anderen Kleinodien ausgestellt. Doch sollte diese Ausstellung den Mönchen übel bekommen. In der nächsten Nacht wurden ihnen all die kostbaren, reich mit Gold und Silber verzierten Sachen gestohlen. Besonders viele Reliquien gab es in der Stiftskirche zu Schmalkalden. Im J. 1349 hat der Küster des Stiftes, Hugo von Schleusingen, ein ordentliches Verzeichnis derselben angelegt. Danach befanden sich daselbst ein Arm des h. Egidius, die Reliquien des h. Erhard, ein Finger des h. Andreas, ein Arm des h. Longinus, Oel der h. Katharina, ferner die Reliquien des h. Moritz, Thomas, der Jungfrau Anastasia und v. a.

Schließlich seien noch zwei Einrichtungen erwähnt, von denen man in der hennebergischen Geschichte öfter hört. Um den Verstorbenen die Qualen des Fegefeuers möglichst abzukürzen, oder um sie womöglich ganz von denselben zu befreien, wurden oft außer den Seelenmessen noch sog. Seelengeräte gestiftet. Es waren dies Schenkungen, die man für Verstorbene — zuweilen auch bei Lebzeiten schon für sich selbst — an ein Kloster oder an eine Kirche machte unter der Bedingung, daß alljährlich am Todestage von den betreffenden Mönchen oder Geistlichen eine feierliche Prozession ähnlich den Leichenbegängnissen veranstaltet würde, gerade als ob die betreffenden Personen eben erst gestorben sei en.*)

Neben den Seelengeräten gab es sog. Seelenbäder. Mit ihnen hatte es folgende Bewandnis. Im Mittelalter, besonders seit den Kreuzzügen, verbreitete sich z. t. durch Einschleppung, z. t. infolge der damaligen schlechten Woh-

---

*) Versäumten die Mönche oder Geistlichen eine solche Prozession, so hatten die Stifter oder deren Verwandte das Recht, Ordnungsstrafen zu verhängen oder die Stiftung wieder zurückzuziehen. Um nicht in die Lage zu kommen, einer solchen Schenkung wieder verlustig zu gehen, legten sich die Mönche oder Geistlichen genaue Verzeichnisse der Verstorbenen an, für welche Seelengeräte gestiftet worden waren. Daraus entstanden allmählich die späteren Kirchenbücher. —

nungs- und Lebensverhältnisse in ganz Europa eine schreckliche Hautkrankheit (Aussatz). Da öfteres Baden in warmem Wasser die Heilung der Krankheit sehr förderte, wurden bald in den Städten und selbst in vielen Dörfern sog. Badestuben eingerichtet. Schleusingen hatte nachweislich vier Badestuben, eine im Schlosse, eine für die Johanniter, eine mit Schwitzbänken im sog. Jägerhause und eine öffentliche am Fuße des Schlosses. An Aerzte, Apotheken und drgl. war damals kaum zu denken. Die Geistlichen waren fast die einzigen, welche einige medizinische Kenntnisse hatten. So kamen natürlicherweise die Badestuben unter ihre Aufsicht und Leitung.*) Bald machten die Geistlichen aus dem Baden eine h. Handlung, indem sie erklärten, auch die Seelen würden mitgebadet, und man werde dadurch zugleich auch von seinen Sünden gereinigt. Häufig wurden auch Seelenmessen mit diesen sog. Seelenbädern verbunden. Die Tage, an denen Seelenbäder genommen werden konnten, wurden hin und wieder in den Kirchen bekannt gegeben. Die Einrichtung lebte sich schnell ein, und bedeutende Stiftungen wurden von reichen Leuten für solche Seelenbäder gemacht.

So stand es in unserer lieben Heimat vor der Reformation. Ueberall herrschte die tiefste Finsternis. Wie hätte es auch anders sein können?! Wenn man nicht mehr aus dem Worte Gottes sich lehren und weisen läßt, dann gerät man auf Abwege und kommt immer mehr von der Wahrheit ab und in den Aberglauben hinein. So war es der katholischen Kirche ergangen.

Uebrigens sei ausdrücklich bemerkt, daß im Volke ein durchaus religiöser Sinn herrschte. Die wichtigste aller Fragen: „Wie werde ich selig?“ bewegte die Gemüter. Um selig zu werden, ging man ins Kloster; um selig zu werden, machte man fromme Stiftungen; um selig zu werden, unternahm man Wallfahrten u. s. w. Das Volk

---

*) Zum Baden selbst stellten die Geistlichen Gehülfen an, die Bader genannt wurden und bald auch die Chirurgie ausübten. Dies der Ursprung der Bezeichnung „Bader“ für Heilgehülfen und Barbiere. —

hungerte und dürstete nach dem Brote des Lebens, aber die katholische Kirche stillte ihm den Hunger nicht. Sie ließ das Volk geistlich verschmachten und verhungern und bot ihm gleichsam Steine statt Brot.

3. Was der Reformation in Henneberg besonders im Wege stand.

Als D. M. Luther am 31. Oktober 1517, durch das marktschreierische Gebaren des Ablaßkrämers Johann Tetzel veranlaßt, seine 95 Sätze gegen den Mißbrauch des Ablasses an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, da ahnte weder er noch sonst jemand, welch gewaltiges Werk er damit begonnen. Aber wie von Engelhänden getragen verbreiteten sich Luthers Sätze mit der größten Schnelligkeit in Deutschland, ja in ganz Europa und über dasselbe hinaus. Ueberall bildeten sie den Gegenstand des Tagesgespräches, sowohl in den Hütten wie in den Palästen. Mit reger Aufmerksamkeit verfolgte man den Gang der Sache. Bald nahmen ganze Länder die neue Lehre an; und in denjenigen Ländern Deutschlands, denen das Evangelium noch eine Zeit lang vorenthalten wurde, waren doch wenigstens viele, die sich nach der Einführung der neuen Lehre sehnten und den Boden für sie bereiteten. Auch in die Grafschaft Henneberg war schon bald der reformatorische Geist eingedrungen.

So hatte zu Wiedersbach bei Schleusingen der Pastor Wolfgang Schmidt schon 1524 evangelische Gottesdienste eingerichtet und trotz mannigfacher Anfeindungen bis 1528, wo er die neugegründete Pfarrstelle zu Unterneubrunn übernahm, durchgeführt. 1525 erklärte sich die Gemeinde Reurieth an der Werra für die lutherische Lehre und bekundete bei einer eingetretenen Pfarrvakanz ihr sehnlichstes Verlangen nach einem evangelischen Pfarrer. Der Kurfürst Johann von Sachsen, zu dessen Pflege Coburg Reurieth gehörte, wollte deshalb einen evangelischen Geistlichen dorthin senden, aber Graf Wilhelm von Schleu-

fingen widersetzte sich als Patron der Kirche zu Neurieth aufs heftigste und zog die Angelegenheit von Jahr zu Jahr hin. Der Streit schlichtete sich erst, als Graf Wilhelm selbst zur evangelischen Kirche übergetreten war. Zu Steinbach-Hallenberg und Benshausen war Luthers Lehre ebenfalls schon frühe von Schmalkalden her eingedrungen. Benshausen hatte schon vor 1540 einen evangelischen Vikar. Ebenso scheinen in Waldau bei Schleusingen schon seit 1540 durch den von Crock bei Eisfeld dorthin gekommenen Pastor Wolfgang Möhring evangelische Gottesdienste gehalten worden zu sein. Auch in dem von der übrigen Grafschaft Henneberg-Schleusingen ziemlich entfernten Amte Mainberg (am Main) hatte das Evangelium schon vor dem J. 1532 Wurzel geschlagen.

Aber trotz dieser evangelischen Strömungen in den verschiedensten Teilen des Landes wollte es lange nicht zu einer allgemeinen Reformation in Henneberg kommen. Es lag dies zum größten Teil an der Person des damals regierenden Grafen Wilhelm VI. (1495—1559). Geboren am 29. Januar 1478, war er beim Tode seines Vaters erst zwei Jahre alt. Seine Erziehung übernahm seine Mutter Margarethe, eine der katholischen Kirche in blindem Glaubenseifer ergebene Frau, die sich vom Papste u. a. die Erlaubnis erbeten hatte, auf allen ihren Reisen einen tragbaren Altar mitführen zu dürfen. Die Folgen und der Einfluß dieser mütterlichen Erziehung zeigen sich deutlich in dem ganzen Leben des Sohnes. Er war ein redlicher und treuer, auch charakterfester Fürst, befand sich aber vollständig in den Fesseln des katholischen Aberglaubens. Um seiner einstigen Seligkeit gewiß zu sein, ließ er sich mit seiner Gemahlin Anastasia, einer Tochter des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg, für viel Geld von den Klöstern zu Burschfelde, Ammensleben, Mainz, Liseborn und Erfurt in die Gemeinschaft des h. Benediktus aufnehmen und aller guten Werke jener Klöster teilhaftig machen. Die Mönche mußten ihm dazu versprechen, daß sie nach seinem und seiner Gemahlin dereinstigem Ableben zahlreiche Vigilien für sie singen und noch mehr Seelenmessen für sie lesen wollten. Nicht wenig

Geld ließ er es sich kosten, um einen Anteil an den 32000 Messen, welche jährlich die Brüderschaft des Spitals des h. Geistes zu Rom las, sowie ein Anrecht auf die Million Jahre Ablaß, welche diese von drei Päpsten erhalten hatte, und 24 vollkommene Vergebungen aller seiner Sünden zu erwerben. Auch unternahm er Wallfahrten und ließ sich der Gemeinschaft aller Wallfahrten, besonders derjenigen ins gelobte Land, teilhaftig machen. Vom Papste erwirkte er sich eine geschriebene und eine gedruckte Versicherung, daß er von der Qual des Fegefeuers verschont bleiben solle. Daß die Mönche und die Johanniter, denen ja durch die Reformation die Aufhebung ihrer Klöster und Kommenden drohte, in ihrem eigenen Interesse es nicht daran fehlen ließen, seinen Glaubenseifer immer neu zu stärken, läßt sich leicht begreifen. So kam es, daß er von Luther und seiner Lehre nichts wissen wollte und der Einführung der neuen Lehre in seine Grafschaft energisch wehrte.*)

Im Jahre 1521 war er auf dem Reichstage zu Worms Zeuge, wie Luther vor Kaiser und Reich seine Antwort „ohne Hörner und Zähne“ gab, dahin lautend, daß er nicht widerrufen könne, wie man von ihm fordere, es sei denn, daß er mit Zeugnissen der h. Schrift oder mit sonstigen klaren und hellen Gründen überwiesen werde, weil es nicht geraten sei, etwas gegen das Gewissen zu thun, und wie Luther mit den Worten schloß: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen.“ Der Mut, mit dem Luther auftrat, mochte dem Grafen Wilhelm wie so manchem deutschen Fürsten wohl Achtung und Verwunderung abnötigen, aber umstimmen konnte er ihn nicht. Wie gut man ihn auch außerhalb seines Landes als Feind der Reformation kannte, beweist folgende Thatsache: Als Luther auf seiner Rückreise vom Wormser Reichstage auf des Kurfürsten Friedrich des Weisen Veranstaltung am

---

*) Geßner, der Verfasser der Geschichte der Stadt Schleusingen, hat sicherlich nicht recht, wenn er dem Grafen Wilhelm in jüngeren Jahren alle tiefere Religiosität abspricht. Freilich das, was wir Evangelische so nennen, hatte er nicht. Das fällt aber nicht ihm, sondern der katholischen Kirche zur Last, die den Menschen einen falschen Weg zur Seligkeit wies. —

Abend des 4. Mai 1521 im Walde bei Eisenach von einer Anzahl verkappter Reiter überfallen und auf die Wartburg gebracht worden war, verbreitete sich durch ganz Mitteldeutschland das Gerücht, Graf Wilhelm habe Luther aufgegriffen und halte ihn in Gewahrsam. Graf Wilhelm sah sich infolgedessen genötigt, mündlich und schriftlich dieses Gerücht als Verleumdung zurückzuweisen.

Auch manches andere trug dazu bei, ihn gegen Luther und sein Werk einzunehmen. Unter seiner Regierung war der Wallfahrtsort Grimmenthal, wie oben erzählt wurde, zu großer Berühmtheit gelangt. Daß das Wohlgefallen des Grafen Wilhelm auf dieser Gründung ruhte, daß er große Stücke auf solch ein wunderthätiges Marienbild, durch welches sein Land berühmt wurde, hielt, ist nur zu natürlich. Gleich anfangs hatte er Grimmenthal die größte Aufmerksamkeit geschenkt, und er that alles, um dasselbe zu heben. Er ließ die nach Grimmenthal führenden Wege aufbessern, bei Unter- und Obermaßfeld zwei ansehnliche steinerne Brücken über die Werra bauen und bei letzterer eine Kapelle errichten. Ueber die Hasel ließ er bei dem Dorfe Einhausen (ganz nahe bei Grimmenthal) gleichfalls eine steinerne Brücke bauen. Zu Grimmenthal selbst errichtete er eine Schenke und befreite dieselbe von Steuern und Frondiensten, sorgte für Wohnungen und andere Bequemlichkeiten für die nach Grimmenthal Wallfahrenden. Bäcker, Fleischer, Krämer mußten allezeit die nötigen Nahrungsmittel und Waren daselbst feilhalten. Er selbst hielt sich oft Monate lang allein oder mit seinem ganzen Hofe auf seinem nahen Schlosse zu Untermaßfeld auf und versäumte nichts, Grimmenthal zu heben. Als im J. 1519 am Sonntage Estomihi nahe bei Schleusingen ein „starkes Feuer nicht anders als wie ein Regen vom Himmel fiel“, befahl er, im Grimmenthal Prozessionen zu veranstalten, die Litanei zu singen und durch allerlei Bußwerke den Zorn Gottes abzuwenden. Infolge der Reformation nahm die Zahl der nach Grimmenthal Wallfahrenden von Tag zu Tag ab. Luther selbst erhob mit aller Macht seine Stimme gegen das „grimmige Thal, das Teufelsthal“, und in kurzer Zeit war der Ruhm

Grimmenthals gänzlich dahin. Wie schnell Grimmenthal sank, läßt sich leicht nach den jährlichen Einnahmen desselben beurteilen. Im J. 1527 entnahm man den Opferstöcken daselbst noch 1501 Gulden an barem Gelde ohne die vielen Kleinodien u. s. w., 1535 fanden sich darin nur noch 27 Gulden. Da war es gewiß nicht zu verwundern, daß Graf Wilhelm, der durch die Reformation eine solche Schädigung seines geliebten Grimmenthal und damit seines ganzen Landes erfuhr, auf Luther und sein Werk nicht gut zu sprechen war.

Weiter hatte Graf Wilhelm noch in den Jahren 1503 und 1504 in Schleusingen ein Barfüßer- (Minoriten-) kloster bauen lassen. Mit inniger Liebe hing er an dieser Stiftung, durch welche er seine Seligkeit noch gewisser gemacht zu haben wähnte. Da trat nach Verlauf von kaum zwei Jahrzehnten, als kaum das Kloster angefangen hatte zu gedeihen und aufzublühen, Luther auf mit seiner Predigt gegen die Klöster. Drang Luther durch, so mußte sein Kloster ja wieder eingehen. Das konnte ihm selbstverständlich nicht lieb sein.

Am meisten aber war es wohl der Bauernkrieg (1524 und 1525), der den Grafen mit tiefer Abneigung gegen die neue Lehre erfüllte. In der unter unerhörten Bedrückungen (Leibeigenschaft u. s. w.) seufzenden Bauernschaft des deutschen Reiches hatte es schon lange gegärt. Schon 1502 und 1514 waren unter denselben Unruhen ausgebrochen, die aber beidemale mit leichter Mühe unterdrückt wurden. Im sog. Bauernkriege sollte es ernster werden. Luthers Worte von der evangelischen Freiheit eines Christenmenschen waren auch an die Ohren der Bauern gedrungen. Mit Ungestüm griffen sie dieselben auf, zogen aber die falsche Schlußfolgerung daraus, daß das Evangelium nicht bloß die Seelen, sondern auch Leib und Gut frei mache. Sie verwechselten die evangelische Freiheit, die Luther predigte, mit der politischen Freiheit, nach der sie strebten. So entstand schon 1524 im Schwarzwald ein kurzer Bauernaufstand. Im folgenden Jahre erhoben sich die Bauern von neuem und zwangen Fürsten, Adel und Prälaten zur Annahme ihrer Forderungen, die

sie in zwölf Artikeln zusammengestellt hatten.*) Von Schwaben aus, wo sie glücklich gekämpft hatten, durchzogen die Aufständischen Franken und rückten vor Würzburg. Der dortige, arg bedrängte Bischof Konrad entbot alle seine Lehnsleute (Vasallen), u. a. auch den Grafen Wilhelm zu Schleusingen. Aber ehe dieser ihm zuhülfe kommen konnte, hatte sich der Aufstand schon über seine Grafschaft verbreitet. Die Bauern zogen, von dem Schreiner Hans Schnabel und einem gewissen Hans Schaar von Burglauer geführt, vor Meiningen, das am Gründonnerstag, den 18. April, sich ihnen anschloß, von da im Werra- und Schleusethal aufwärts nach Schleusingen und setzten dem Grafen arg zu. Mit Mühe gelang es Paul Truchses, eine Summe von 4000 Gulden, die der Bischof von Würzburg zur Aufstellung von Mannschaften dem Grafen Wilhelm sandte, nach Schleusingen hineinzubringen. Graf Wilhelm mußte schließlich, um die Bauern vom gänzlichen Verwüsten seines Landes abzubringen, auf ihre Aufforderung hin in ihr Hauptlager nach Meiningen reiten und am 3. Mai 1525 (Mittwoch nach Misericordias Domini) einen Vergleich mit ihnen schließen, worin er sich auf die zwölf von den Bauern aufgestellten Artikel verpflichtete, wogegen sie versprachen, ihn als einen christlichen Bruder anzusehen und sein Land zu schonen. Es war dies wohl der schwerste und gefährlichste Ritt seines Lebens. 2000 Bauern bildeten auf einer Wiese vor Meiningen während der Verhandlungen einen Ring um ihn, und mit eigenen Ohren mußte er hören, wie einzelne Stimmen forderten, man solle ihn totschlagen. Nach Zeugenaussagen drohten andere, den Grafen zu hängen, wieder andere, ihn zu köpfen. Doch die Führer hatten ihm freies Geleit versprochen und hielten es, so daß er unversehrt wieder zurückkehren konnte. Bald nachher gelang es dem Landgrafen Philipp von Hessen,

*) Luther hatte ein Herz für die gedrückten Bauern und ermahnte die Fürsten eindringlich, die berechtigten Forderungen der Bauern zu erfüllen. Erst als die Bauern anfingen, Greuelthaten über Greuelthaten zu verüben, da forderte er in einer Schrift „wider die räuberischen, mörderischen Bauern“ die Fürsten zu rücksichtsloser, gewaltsamer Unterdrückung der sinnlosen Empörung auf. —

die bei Fulda stehenden Bauern zu zersprengen. Als dies die bei Vacha stehenden erfuhren, forderten sie Graf Wilhelm auf, mit seiner gesamten Macht ihnen zuhülfe zu eilen. Dieser wies sie jedoch, die günstige Gelegenheit benutzend, ab und eilte vielmehr den gegen den Hauptanführer der Bauern, den schwärmerischen Thomas Münzer, ziehenden Fürsten zu. Unterwegs empfing er schon die Kunde, daß es dem Kurfürsten Johann dem Beständigen von Sachsen, dem Herzog Georg von Sachsen, dem Herzog Heinrich von Braunschweig und dem Landgrafen Philipp von Hessen gelungen sei, die Bauern am 15. Mai bei Frankenhausen zu schlagen und gänzlich aufzureiben. Aber auch von seinen Räten erhielt er Nachricht, daß die Bauern Henneberg wieder schrecklich verwüsteten. Schon seien die drei Schlösser Henneberg, Hutsberg und Landsberg ihnen zum Opfer gefallen und das oft gebrauchte Wort „Henne, hut's Land!“ zuschanden geworden. Auch die Osterburg fiel bald. Der Graf mahnte zur Ausdauer, er werde bald zurückkommen. Anfangs Juni kam er denn auch mit den Besiegern Münzers. Zu Meiningen, das sich am 5. Juni unterwarf, wurde ein strenges Gericht über die Aufständischen gehalten. Vierzehn Bürger wurden enthauptet und die Stadt um 3000 Gulden gestraft sowie aller ihrer bisherigen Freiheiten und Rechte beraubt. Dann eilte der Graf dem Bischof von Würzburg zur Hülfe. In Münnerstadt ließ er zweiundzwanzig Rädelsführer*) der Aufständischen hinrichten und strafte die anderen um 16000 Gulden. Die Bauern hatten unterdessen allen Mut verloren und sich zerstreut. So konnten Ruhe und Ordnung wieder zurückkehren.

Der Bauernkrieg hatte Graf Wilhelm schwer getroffen. War er schon vorher verschuldet gewesen, so wurde er es jetzt noch mehr. Eine Reihe seiner schönsten Schlösser (Henneberg, Landsberg, Hutsberg, Osterburg, Lichtenburg bei Ostheim; ferner die Schlösser Bibra, Schwickershausen, Mühlfeld, Nordheim u. a. m.) lag in Trümmern. Die Ernte

*) Dieser Ausdruck stammt aus jenem Kriege. Die Bauern trugen statt einer Fahne ein Pflugrädlein als Feldzeichen. —

seiner Schloßgüter wie die des ganzen Landes war aufgezehrt oder mutwillig zerstört. Bei den Klöstern, die ebenfalls hart mitgenommen (Veßra) und z. t. (Rohr, Herren- und Frauenbreitungen, Sinnershausen, Trostadt u. a.) ganz zerstört waren, konnte er auch keine Unterstützung finden, und so befand er sich in der äußersten Bedrängnis. Da man nun katholischerseits — allerdings sehr mit Unrecht! — der Reformation den Bauernkrieg zur Last legte, so war es kein Wunder, daß Graf Wilhelm gegen das Eindringen der evangelischen Lehre in sein Land aufs entschiedenste ankämpfte.

Es muß jedoch ausdrücklich hervorgehoben werden, daß Graf Wilhelm nur einer öffentlichen Einführung der lutherischen Lehre entgegentrat. Gegen die Privatüberzeugung der einzelnen in Glaubenssachen war er äußerst duldsam. Seine Vasallen und Unterthanen durften, ohne daß er deshalb unwillig geworden wäre, ihm gegenüber sich für Luther erklären und die neue Lehre für ihre Person annehmen.

Bei solcher Milde und Duldsamkeit gegen andere war es nur zu natürlich, daß auch er, ohne es zu merken, manche von den neuen Ideen allmählich in sich aufnahm und sich nicht mehr ganz gegen die Notwendigkeit einer Kirchenverbesserung verschließen konnte. Schon im J. 1524 brachte man ihn dahin, die Versammlung zu Windsheim zu besuchen, auf welcher einige Fürsten und Städte über strittige Punkte der katholischen Lehre sprachen und über die Annahme der lutherischen Lehrsätze berieten. Infolge dieser Versammlung entschloß sich Graf Wilhelm, 23 Fragen betreffend das Klosterleben, die Messe, den Dienst der Heiligen und andere von Luther angegriffene Punkte seiner Landesgeistlichkeit zur Beantwortung vorzulegen. Die Antwort derselben schickte er an den Kurfürsten Johann-Friedrich von Sachsen mit der Bitte, dieselbe Luther zur Prüfung vorzulegen und dann baldigst an ihn zurückzusenden, damit er seiner Geistlichkeit zu antworten imstande sei. Luther gab eine treffliche Widerlegung der genannten Antwort Graf Wilhelm verhandelte abermals mit seiner Geistlichkeit, aber — da er selbst nicht entschieden für die

Lehre Luthers eintrat — ohne weiteren Erfolg. Die Klöster blieben bestehen; die vor den Bauern (1525) geflüchteten Mönche und Nonnen kamen wieder zurück. Es wurde denselben zwar vorgestellt, wie ihre Lebensart und ihr Thun Gott nicht gefalle und ihre Seele in Gefahr bringe; weil aber dieselben „unsättlichen Appetit nach ihren vorher wohlgespickten Küchen und Kellern und ehemaligen reichen Einkünften*) trugen," so bestanden sie darauf, man möge ihnen ihre Klostergüter und die einmal gewählte Lebensart lassen. So blieb alles beim alten. Nur eine einzige Aenderung traf der Graf. Die sog. bischöflichen Kollekten, welche bis dahin alljährlich aus der Grafschaft an das Bistum Würzburg geliefert wurden, ließ er trotz der dringendsten Mahnungen hinfort nicht mehr sammeln.

4. Die Durchführung der Reformation in Henneberg durch D. Forster.

Eine neue Zeit brach für die Grafschaft Henneberg erst an, als Georg Ernst, der 5. Sohn Graf Wilhelms, die Herrschaft übernahm. Er war am 27. Mai 1511 zu Schleusingen geboren und früh schon von seinem Vater zum Nachfolger auserſehen. Um sich für seinen Herrscherberuf ganz besonders auszubilden, hatte er sich als Jüngling an den Hof des Herzogs Wilhelm von Jülich und von da 1527 nach Königsberg zu Albrecht von Preußen begeben. Wichtiger noch als der Aufenthalt bei diesen beiden wurde ihm der bei dem Landgrafen Philipp von Hessen in Gießen. Hier lernte er die neue Lehre erst recht kennen; hier wurden ihm die Vor-

*) Das Kloster Veßra z. B., das reichste unter allen hennebergischen Klöstern, hatte jährlich über 4000 Gulden bares Geld, eine für die damaligen Zeiten ungeheure Summe, mehr als 1000 Malter Roggen, 200 Malter Weizen, 1200—1500 Malter Hafer, 200 Malter Gerste, etwa 100 Malter Erbsen, 30 Malter Dinkel, einige Malter Linsen und 20 Fuder Wein zu vereinnahmen. Daneben besaß es das 843, später 1183 Acker Feld und 441 Acker Wiesen haltende Klostergut, die Wüstung Dörfles sowie ansehnliche Waldungen, Fischzehnte u. s. w. —

urteile gegen Luther und seine Sache, die er wohl im elterlichen Hause empfangen hatte, genommen. Er sah und hörte hier gar vieles von den Lutheranern, das ihm sehr wohl gefiel. Im J. 1530 nahm ihn der Landgraf mit auf den Reichstag nach Augsburg, wo er die Bekanntschaft vieler protestantischer Fürsten und evangelischer Theologen, u. a. die Philipp Melanchthons, Justus Jonas', Spalatins und Agricolas machte und durch das Anhören des augsburgischen Glaubensbekenntnisses am 25. Juni die Grundzüge der evangelischen Lehre genauer kennen lernte. Im J. 1533 sehen wir ihn mit dem Landgrafen Philipp auf dessen Reise zum König Franz I. von Frankreich, bei welchem Philipp Hilfe suchte zur Zurückführung seines aus seinem Lande vertriebenen Schwagers, des Herzogs Ulrich von Würtemberg. Und als Philipp, von französischem Gelde unterstützt, 1534 seinen Plan ausführte, erhielt Georg Ernst das Kommando über eine Reiterschar und trug nicht unwesentlich zu dem Siege Philipps bei. Neuen Ruhm erwarb er sich 1536 in Savoyen und Südfrankreich, wo er in dem kaiserlichen Heere gegen König Franz I. focht, und 1542, da er als Führer der Truppen des fränkischen Kreises unter dem Kommando des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg dem König Ferdinand gegen die Türken zuhülfe zog. In diesem Feldzuge bewies er eine außerordentliche Kühnheit, die ihn oft in große Lebensgefahr brachte, infolge deren er aber auch dem Herzog und nachmaligen Kurfürsten Moritz von Sachsen das Leben rettete. An diese Heldenthat erinnert noch heute das Kreuz mit danebenstehendem Halbmonde, mit welchem der dankbare Moritz den Turm der Schleusinger Schloßkirche schmücken ließ. Nach seiner Rückkehr vermählte sich Georg Ernst (1543) in Minden mit der reichen evangelischen Elisabeth von Braunschweig, einer Tochter des bekannten Herzogs Erich von Braunschweig, welcher am Tage von Worms Luther eine Kanne Eimbecker Bier zur Erquickung gesandt hatte. Gleichzeitig trat ihm sein Vater unter gewissen Bedingungen die Regierung ab.*)

---

*) Hauptsächlich war es die äußere Vertretung des Landes Kaiser und Reich sowie den Fürsten gegenüber, die sich Graf

Schon vorher hatte Georg Ernst mit aller Kraft darauf hingearbeitet, die Einführung der reinen Lehre Luthers auch in Henneberg vorzubereiten. In aller Stille suchte er den Vater umzustimmen. Er stellte ihm vor, daß einige Landstände sich bereits zur evangelischen Lehre bekännten, und daß die meisten Unterthanen derselben sehr zuneigten. Da dies nun eine Sache sei, die das Gewissen beträfe, und da es doch wohl nicht in des fürstlichen Vaters Absicht und Gewalt läge, Gottes Wort länger zu hindern, so möchte er gnädigst erlauben, daß zur Befriedigung der geängstigten Gewissen ein evangelischer Prediger herbeigerufen und dadurch die Forderungen der Landstände befriedigt würden. Graf Wilhelm willigte endlich ein, doch mit der Erklärung, daß er und sein Hof bei dem katholischen Glauben verbleiben wolle.

Jetzt schrieb Graf Georg Ernst sofort an Luther und Melanchthon und bat diese um Vorschlag eines Mannes, der geeignet sei, die Reformation in Henneberg durchzuführen. Die Genannten empfahlen ihm den Doktor der h. Schrift und Professor der hebräischen Sprache Johann Forster,*) einen gelehrten, eifrigen und überzeugungstreuen Mann, von dem ein Zeitgenosse sagt, daß er von Körper ein Zwerg, von Gelehrsamkeit ein Riese gewesen sei. Meine Leser werden mir verzeihen, wenn ich aus dem Leben dieses bedeutenden Mannes hier einiges anführe. Er war zu Augsburg im Jahre 1495 geboren. Mit vorzüglichen Gaben ausgerüstet, widmete er sich dem Studium der alten Sprachen mit dem glücklichsten Erfolge. Der Ruhm Reuchlins, des Wiederherstellers der hebräischen Sprachwissenschaft, trieb den 20-jährigen Jüngling nach Ingolstadt. Hier lernte er mit solchem Fleiße, daß der

---

Wilhelm vorbehielt. Das eigentliche Regiment war aber thatsächlich in Georg Ernst's Händen. —

*) Von einigen Schriftstellern wird er auch „Förster" genannt; doch ist wohl „Forster" richtiger. Auf dem in der Stadtkirche zu Wittenberg ihm errichteten Denkmale ist er „Forsterus" genannt. Auch Jak. Brucker, der sein Leben im Ehrentempel der deutschen Gelehrsamkeit erzählt hat, nennt ihn „Forster." Er selbst schrieb sich bisweilen auch „Forsther." —

nach Tübingen berufene Reuchlin bei seinem Weggange von Ingolstadt (1521) diesen seinen Schüler für würdig hielt, seinen Lehrstuhl einzunehmen. Aber der bescheidene Forster wollte noch lernen, obgleich er schon 1520 von der Ingolstädter Universität zum Magister der freien Künste ernannt worden war. 1521 ging er nach Leipzig, um die Vorlesungen des wegen seiner hinreißenden Beredsamkeit allgemein bewunderten Peter Mosellanus zu besuchen. Hier lernte ihn Luther kennen und veranlaßte ihn, nach Wittenberg zu kommen und an der Uebersetzung der h. Schrift mitzuarbeiten. Sein Urteil zog Luther oft dem der übrigen vor. Auf dem bekannten Bilde von Leonhard Gey „Die Vollendung von Luthers Bibelübersetzung", das in allen Schulen des preußischen Staates sich befindet, hat deshalb der Maler Forstern eine Stelle unter den Bibelübersetzern eingeräumt. Nachdem er eine Zeit lang Privatunterricht erteilt hatte, übernahm er ein Lehramt an der Schule zu Zwickau, bis er 1535 auf Luthers Empfehlung in seine Vaterstadt Augsburg als Pfarrer an St. Moritz berufen wurde. Nachdem er noch an einigen anderen Kirchen daselbst gewirkt hatte, kam er zu Anfang des Jahres 1539 als Professor der hebräischen Sprache nach Tübingen, wo er Doktor der h. Schrift wurde. Nach drei Jahren folgte er einem Rufe nach Nürnberg als Propst oder Propsteiverweser an St. Lorenz. Im folgenden Jahre (1542) beschloß der Rat zu Regensburg, trotz des starken Widerstandes des dortigen Bischofs den evangelischen Gottesdienst daselbst einzurichten, und erbat sich dazu Forster vom Rate zu Nürnberg. Kaum war dies Werk vollbracht und Forster nach Nürnberg zurückgekehrt, da erhielt er den Ruf des Grafen Georg Ernst von Henneberg. Von Nürnberg*) aus kam nun Forster auf den

*) Aus einer Notiz von der Hand des Mag. Joachim Zehner, die 1608 in den Knopf des neuerbauten Kirchturms zu Schleusingen gelegt worden ist, und in welcher es heißt: „. . als die Fürsten von Henneberg D. Johann Förstern, Professorn zu Wittenberg (späterer Titel!!!), auf 2 Jahre als Oberpfarrern anhero kommen und dann Evangelische Pfarrherren setzen lassen", haben fast alle Schriftsteller, die über die hennebergische Reformation geschrieben haben, fälschlich geschlossen, Forster sei schon vor 1543

Ruf des Grafen nach Schleusingen und hielt daselbst am 25. Januar 1543, dem Tage Pauli Bekehrung, in der Schloßkirche die erste evangelische Predigt. Der ganze gräfliche Hof wohnte dem Gottesdienste bei. Die Predigt fand allgemeinen Anklang. Die gräflichen Räte, besonders der Kanzler D. Johann Jäger und D. Peter von Gundolzheim, sprachen sich für die neue Lehre aus. Dasselbe that der größte Teil des Henneberger Adels und der Schleusinger Bürger.

Dennoch geschah zunächst nichts weiter zur Durchführung des Reformationswerkes. Georg Ernst bekannte sich, jedenfalls um bei dem greisen Vater nicht anzustoßen, noch nicht öffentlich zur evangelischen Lehre. Es geschah dies erst im nächsten Jahre. Auch Forster reiste wieder ab, vielleicht weil er in Schleusingen noch nichts vorbereitet fand für ein so schweres und wichtiges Werk. Erst am 17. Oktober, dem Tage Galli, traf er wieder zu Schleusingen ein, um das Werk, zu dem er berufen war, nun energisch in Angriff zu nehmen. Graf Georg Ernst ernannte ihn zum Superintendenten über die ganze Grafschaft. Zu dieser gehörten damals die Städte und Aemter Schleusingen, Suhl, Ilmenau, das halbe Gericht Benshausen, Themar, Maßfeld, Meiningen (seit 1542), Wasungen, Sand, Kaltennordheim, Fischberg, die Hälfte der Herrschaft Schmalkalden*) und verschiedene im Bistum Würzburg zerstreut liegende Ortschaften.**) Von der Thätigkeit Forsters in dem zu Ende gehenden Jahre 1543 erfahren wir nichts weiter. Sicherlich hat er zu Schleusingen als evangelischer Pfarrer gepredigt und den Winter von 1543 auf 1544 dazu benutzt, den in der Grafschaft herrschenden Geist im allgemeinen kennen zu lernen und dadurch festen Boden für sein Werk zu

---

Professor zu Wittenberg gewesen und von Wittenberg aus nach Schleusingen gekommen. Er ist erst 1549 Professor zu Wittenberg geworden. —

*) In dieser war die Reformation bereits früher durch den Landgrafen Philipp von Hessen vorgenommen worden. —

**) Welche Aemter und Ortschaften 1549 noch dazu kamen, siehe Seite 8 Anmerkung. —

schaffen. Vor dem Ende des Winters konnte er ja so wie so bei den in damaliger Zeit noch sehr schlechten Wegen nicht an ein planmäßiges Vorgehen denken.

Erst im Frühjahre 1544 begann Forster seine eigentliche Reformationsthätigkeit. Es ist deshalb auch dieses Jahr bisher stets als Anfangspunkt der Reformation in Henneberg angesehen worden, während das Datum der ersten Predigt zu Schleusingen (25. Januar) beibehalten wurde. Um der neuen Lehre überall im Lande Eingang zu verschaffen, unternahm Forster in Gemeinschaft mit weltlichen Räten, die ihn unterstützen sollten, eine allgemeine Kirchenvisitation. Die Visitatoren begaben sich von Amt zu Amt, von Stadt zu Stadt, von einer Gemeinde und Kirche zur andern. Die Geistlichen wurden vor die Wahl gestellt, entweder die evangelische Lehre anzunehmen oder ihre Stellen aufzugeben. Große Schwierigkeiten stellten sich jedoch dem Reformator in den Weg. Da diese Visitation der allererste Anfang und erst die Grundlage zur gänzlichen Durchführung der Reformation war, daneben auch die vielen hennebergischen Klöster und der Johanniterorden noch eine Macht waren, die sich der neuen Lehre widersetzte, so mußte man zunächst noch sehr gelinde verfahren und sich zufrieden geben, wenn die Kirche wenigstens von dem Gröbsten gesäubert wurde. Doch setzte man überall die Hauptsachen, wie z. B. die Abschaffung der Messe, des Rosenkranzes und drgl. durch und drang auf das Lesen und Erklären der hl. Schrift nach der Anleitung D. M. Luthers, das übrige Gott und der Zeit überlassend.

Es ist bekannt, welche Mißstände Luther und Melanchthon bei der Kirchenvisitation in Kursachsen in den Jahren 1527—29 trafen. Luther schreibt davon in der Vorrede zu seinem kleinen Katechismus folgendermaßen: „Diesen Katechismus der christlichen Lehre in solche kleine, schlechte (schlichte), einfältige Form zu stellen, hat mich gezwungen und gedrungen die klägliche, elende Not, so ich neulich erfahren habe, da ich auch ein Visitator war. Hilf, lieber Gott! Wie manchen Jammer habe ich gesehen, daß der gemeine Mann doch so gar nichts weiß

von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern! Und leider viele Pfarrherren fast ungeschickt und untüchtig sind zu lehren, und sollen doch alle Christen heißen, getauft sein und der h. Sakramente genießen; können weder Vaterunser noch den Glauben oder zehn Gebote, leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue; und nun das Evangelium kommen ist, dennoch fein gelernt haben, alle Freiheit meisterlich zu mißbrauchen. O ihr Bischöfe! was wollt ihr doch Christo immermehr antworten, daß ihr das Volk so schändlich habt hingehen lassen und euer Amt nicht einen Augenblick je bewiesen? Daß euch alles Unglück fliehe! . . . fraget . . . nichts darnach, ob sie das Vaterunser, Glauben, zehn Gebote oder einiges Gotteswort können. Ach und Weh über euren Hals ewiglich! Darum bitte ich um Gottes willen euch alle, meine lieben Herren und Brüder, so Pfarrherren oder Prediger sind, wollet euch eures Amtes von Herzen annehmen, euch erbarmen über euer Volk, das euch befohlen ist, und uns helfen, den Katechismum in die Leute bringen u. s. w." Dieselben Verhältnisse und Mißstände traf Forster auch in Henneberg. Die meisten Geistlichen waren höchst unwissend und ungeschickt. Zudem führten viele derselben ein unsittliches und lasterhaftes Leben, so daß sie ihres Amtes entsetzt werden mußten. Unter dem Volke herrschte — wie dies ja nicht anders sein konnte — ebenfalls die größte Unwissenheit in den wichtigsten Dingen und ein schrecklicher Aberglaube. Außerdem war der sittliche Standpunkt des Volkes durchweg ein sehr tiefer. Als Forster die frei gewordenen Pfarrstellen wieder besetzen wollte, fehlten ihm dazu geeignete Personen. So sah er sich genötigt, zu einem Mittel zu greifen, das schon Luther und Melanchthon in der Not angewandt hatten. Er besetzte die freien Stellen mit Handwerkern, wenn sie nur einen frommen Wandel führten, in der Bibel einigermaßen Bescheid wußten und notdürftig lesen konnten.

Bei Gelegenheit dieser Visitationsreise kam Forster auch nach Meiningen. Der bisherige dortige Pfarrer hatte das Jahr zuvor, als er hörte, daß auch in Meiningen die Reformation durchgeführt werden solle, aus

Abneigung gegen die evangelische Lehre Meiningen heimlich verlassen. So war Meiningen lange Zeit ganz ohne einen Priester. Nur ein Meßpriester, gewöhnlich der Kropfpfarrer genannt, war noch da. Um Gottes Wort nicht ganz entbehren zu müssen, bat der Stadtrat den Pfarrer Valentin Mey zu Obermaßfeld, von Zeit zu Zeit Sonntag nachmittags nach Meiningen zu kommen und dem Volke im Gottesdienste das Sonntagsevangelium zu erklären. Pfarrer Mey stellte sich ein. Jedoch war der erste Gottesdienst wenig feierlich, da nur mit einer einzigen Glocke zu demselben geläutet und der Gottesdienst ohne allen Gesang abgehalten wurde. Als Mey zum zweiten Male zum Gottesdienste erschien, bat ihn der damalige Kantor Meiningens, Georg Zeiß, um die Erlaubnis, das deutsche Vaterunser und den Glauben, so wie er in D. M. Luthers Gesangbüchlein stände, mit den Schülern singen zu dürfen, „indem es gar zu nackend und fast spöttisch stünde, wann der Pfarrer so stillschweigend seine Kanzel besteigen wollte.“ Die Erlaubnis wurde gegeben, und Kantor Zeiß fing mit seinen Schülern, die bereits sämtlich Luthers Gesangbüchlein in Händen hatten, an, zu singen, so gut sie es gelernt hatten. Wir sehen daraus, daß zu Meiningen bereits der Boden für die Reformation vorbereitet war. Jetzt kam Forster und hielt die erste evangelische Predigt daselbst. Während der Predigt rief plötzlich eine helle Stimme: „Feuer! Feuer! Feuer zur Gans!“ So hieß ein Wohnhaus hinter der sog. Fleischbank. Die Zuhörer gerieten in große Bestürzung und eilten zur Kirche hinaus nach der Gans, fanden aber daselbst kein Feuer vor. Nachdem sie sich wieder eingestellt, ermahnte sie Forster, sich doch ja nicht an solches Rufen zu kehren, „es erwecke solches des Satans Gespenst, welchem es wehe thue, daß er um Christi Wort und Evangelii willen aus seinem Tempel und Nest, so er lange mit Frieden innegehabt, weichen solle.“ Kaum hatte er dies gesagt, da erscholl abermals der Ruf: „Feuer zur Gans! Feuer! Feuer!“ Wieder eilten die Zuhörer zur Gans, fanden aber diese in bester Ordnung. Forster vermahnte hierauf die Leute noch schärfer, „daß sie sich doch nicht vom Satan

sollten äffen lassen, sondern vielmehr erkennen, wie ungern der Satan diesen innegehabten Palast räume.“ Wahrscheinlich war es irgend ein Katholik, welcher, um das Werk Forsters zu hindern, diese Störungen verursachte. Auch ein altes, irrsinniges Weib kam während der Predigt in die Kirche und jauchzte, die Arme in die Höhe streckend, mit voller Stimme. Der Stadtrat ließ sie durch den Stadtdiener aus der Kirche bringen und etliche Tage in Gewahrsam halten, bis sie wieder zu sich kam.

Auch die Klöster, Stifte und Wallfahrten durften und konnten nun nicht mehr bestehen. Ihre Aufhebung kostete z. t. ebenfalls viele Mühe. Nur einige Beispiele seien hier angeführt. Georg Ernst forderte die Barfüßermönche zu Schleusingen auf, seinem Beispiele zu folgen und zur evangelischen Kirche überzutreten. Die rüstigeren unter ihnen sollten Unterricht in der neuen Lehre empfangen und dann im Lande als evangelische Geistliche angestellt werden. Die älteren und schwächeren sollten aus den Klostereinkünften bis an ihr Ende eine jährliche Pension erhalten. Auch für die sog. Laienbrüder des Klosters sollte gesorgt werden. Im Falle der Weigerung sollten die Mönche das Kloster verlassen. Doch die (8) Mönche wiesen einmütig die Anerbietungen zurück. Eine Bedenkzeit, die ihnen Graf Georg Ernst nun gewährte, verstrich, ohne daß die Mönche ihre Gesinnung änderten. Ebensowenig fruchteten neue Bedenkzeiten sowie die Ueberredungsversuche der Schwiegermutter des Grafen, der schon oben erwähnten Herzogin Elisabeth von Braunschweig. Da bestellte am Donnerstage nach dem Osterfeste 1545 Georg Ernst die Mönche des Klosters auf das Schloß, wo er in Gegenwart seiner Schwiegermutter und seines Bruders Poppo*) nochmals

*) Poppo, der jüngste Sohn Graf Wilhelms, stand seinem Bruder Georg Ernst als treuer Gehülfe im Reformationswerke zur Seite. Nach dem Wunsche des Vaters hatte er sich dem geistlichen Berufe gewidmet. Frühzeitig kam er zu seinem Bruder Johann, welcher Abt zu Fulda war, studierte dann mit großem Fleiße, wie es scheint, zu Freiburg, Löwen und Straßburg und wurde Domherr zu Straßburg, Bamberg und Würzburg. In der Folge nahm er aus voller Ueberzeugung Luthers Lehre an. In der Bibel war er ganz zu Hause. Nachdem er sie einmal aus

dieselben zu bewegen suchte. Als auch dies nichts half, mußten der Guardian (Vorsteher des Klosters) Udalricus Boller und der Senior Johann Barthol ein Aktenstück unterschreiben, das die abgewiesenen Vorschläge und den gemessenen Befehl enthielt, daß die Mönche, falls sie nicht zur evangelischen Kirche überträten, binnen acht Tagen Kloster und Land zu verlassen hätten, daß sie auch in dieser Zeit weder jemandes Beichte anhörten noch Messe läsen, das Sakrament niemand reichten und nicht bettelten. Nun erst zogen die Barfüßer von dannen. Was ihnen gehörte, durften sie mitnehmen.

Die Mönche zu Kloster Veßra waren nicht so widerspenstig. Sie baten, bis zu ihrem Tode im Kloster bleiben zu dürfen. Ihre Bitte wurde erfüllt; doch durften sie keinen katholischen Gottesdienst mehr halten und mußten es dulden, daß ein Geistlicher aus Themar evangelischen Gottesdienst zu Veßra hielt. Bald wurde sogar ein lutherischer Pfarrer dahin gesetzt. Der letzte Abt zu Kloster Veßra starb 1573. Unter seinen hinterlassenen Büchern fand man die meisten Werke Luthers und Melanchthons, das augsburgische Glaubensbekenntnis, Schriften des Superintendenten M. Fischer u. a.

Der Abt Kilian zu Herrenbreitungen blieb noch bis zum J. 1553 in dem dortigen Kloster. Dann wurde ihm aber der Boden unter den Füßen zu heiß, und er entfloh nach dem Peterkloster zu Erfurt, aus seinem Kloster Bücher, Erbregister, Gerichtsbücher, Briefe, Kirchenkleinodien, Siegel, Hausrat und dergl. dorthin mitnehmend.

Die Einkünfte der eingezogenen Klöster wurden teils zur Aufbesserung der Pfarrgehälter und Gründung neuer Pfarr- und Schulstellen teils zur Errichtung wohlthätiger Anstalten verwandt. So wurde z. B. das Meininger

---

Forsters Hand erhalten, hatte er sie wiederholt von Anfang bis zu Ende durchstudiert, besprach sich auch oft mit Freunden und Bekannten darüber und erklärte sie seinen Dienern und Knechten. Er schrieb selbst „wie ein wunderfleißiges, arbeitsames Bienlein mit eigener fürstlicher Hand" eine Betrachtung zum Katechismus sowie andere theologische Werke. Obwohl er zweimal vermählt war, starb er doch kinderlos im J. 1574. —

Kloster in ein Hospital für alte Frauen, die Wallfahrt Grimmenthal in ein Siechenhaus oder Hospital für zwölf abgelebte, untaugliche Personen beiderlei Geschlechtes umgewandelt. Auch die Einkünfte der St. Wolfgangskapelle wurden diesem Hospital zugewiesen. Nur ein kleiner Teil der Klostereinkünfte fiel der gräflichen Landeskasse zu. Die Johanniter zu Schleusingen, welche vor der Reformation den Gottesdienst in der Stadtkirche durch fünf Priester hatten verrichten lassen müssen, wurden gezwungen, von ihren Besitzungen so viel abzutreten, daß drei evangelische Geistliche davon unterhalten werden konnten.*)

Doch kehren wir zu Forster zurück. Nachdem er mit großem Eifer und Fleiß, nach Ueberwindung von tausenderlei Schwierigkeiten die Reformation im ganzen Lande durchgeführt, an den meisten Orten selbst gepredigt, Pfarrer und Schulmeister eingesetzt hatte, veranlaßten ihn die Verhältnisse, schon nach zwei Jahren (1546) um seine Entlassung zu bitten. Der auf ein thätiges Christentum dringende, alles unordentliche Leben in seinen Predigten nachdrücklich und mit Entschiedenheit strafende, strenge Mann wurde bald vielen, denen ihr bisheriges, bequemeres Christentum lieber gewesen war, lästig, und viele Hofleute hätten es gern gesehen, wenn er so bald wie möglich Schleusingen wieder verließ. Zuletzt geriet Forster aber auch, wie wir aus einem Briefe, den er am 4. September 1546 an seinen Freund Veit Dietrich in Nürnberg schrieb, erfahren, mit dem Grafen selbst in Konflikt. Aufgebracht darüber, daß ein offenkundiger Mörder, ohne von den hennebergischen Behörden zur Verantwortung gezogen zu werden, in Schleusingen frei umher ging, schloß Forster diesen von der äußeren Kirchengemeinschaft aus. Der Graf, welcher diese Kirchenzucht wohl als einen Eingriff in seine Rechte ansah, wurde dadurch so erbittert, daß er, wie Forster schreibt, „der Kirche ihre Jurisdiktion (die

*) Es waren damals 17 Dörfer nach Schleusingen eingepfarrt. St. Kilian mit den eingepfarrten Dörfern Breitenbach, Erlau, Raasen und den Filialen Altendambach und Hirschbach wurde 1570, Hinternah mit den eingepfarrten Ortschaften Schleusinger-Neundorf und Silbach erst 1662 abgezweigt. —

Handhabung ihres Rechtes) entriß und sie mit Füßen trat." Aber der äußerst rechtschaffene und lebhafte, z. t. wohl auch etwas hitzige Forster war nicht gewillt, der Kirche so ohne weiteres irgend ein ihr gehöriges Recht entreißen zu lassen. Lieber wollte er, obgleich er ohne Vermögen war und einer traurigen Zukunft mit seiner Familie entgegenging, sein Amt niederlegen. „Ob ich wohl einen Fehler begehe," so schreibt er, „wenn ich die Sünden des Volkes und die offenkundigen Schandthaten derb anfasse, wenn ich die Nachlässigkeit der Behörden bei Bestrafung der Verbrechen tadle, wenn ich solche, deren Verbrechen auf der Hand liegt, von der Gemeinschaft der Kirche fernhalte und ausschließe?!" Er erzählt in dem erwähnten Briefe weiter, wie man bei der Hochzeitsfeier eines reichen Juden zu Schleusingen, der die Vornehmsten des Hofes beigewohnt, acht Tage lang wie Bacchanten zum größten Skandal für die Kirche geschwärmt habe, und fügt hinzu: „Am meisten hätte es sich für sie gepaßt, ihr Haupt mit Asche zu bestreuen, Säcke anzulegen, in Staub und Asche zu sitzen, zu fasten und wahre Früchte der Buße zu thun. Aber gerade das Gegenteil geschieht, und zwar selbst von den Fürsten, durch deren übles Beispiel veranlaßt, dann die übrigen auch um so ungebundener sündigen." Schließlich sagt er, es würde ihn sicherlich nicht einmal die berechtigte Rücksicht auf seine Familienverhältnisse bewogen haben, um seine Entlassung zu bitten, wenn nicht die ungünstigen Verhältnisse — härter wolle er sich nicht ausdrücken — ihn geradezu dazu getrieben hätten. — Wer möchte sich bei solcher Lage der Dinge noch darüber wundern, daß die hennebergischen Räte dem Grafen rieten, in die angebotene Entlassung Forsters zu willigen?

Ueber zwei Jahre lang lebte nun Forster in größter Armut, bis ihn endlich der vortreffliche Fürst Georg von Anhalt im J. 1548 als Superintendenten nach Merseburg berief. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange, da Kaiser Karl V. dem Stifte Merseburg einen katholischen Bischof aufdrängte. Glücklicherweise erledigte sich 1549 zu Wittenberg ein theologisches Lehramt nebst der Stelle des Propstes an der Schloß- und Stiftskirche, in welche

Aemter Forster zu Anfang des Jahres berufen wurde, und in welchen er noch sieben Jahre bis zu seinem am 8. Dezember 1556 erfolgten Tode wirkte.

5. Henneberg während des schmalkaldischen Krieges, das Interim und der Erbvertrag zu Kahla.

Unterdessen hatten die evangelischen Fürsten und Länder Deutschlands manches Schwere durchzumachen gehabt. Nach Luthers Tode (18. Februar 1546) war bald der sog. schmalkaldische Krieg ausgebrochen. Der Kaiser Karl V. beabsichtigte durch denselben die politische Macht der protestantischen Fürsten zu unterdrücken und den schmalkaldischen Bund, den diese zu ihrem Schutze und zur Verteidigung des Evangeliums geschlossen hatten, zu vernichten. Er sprach die Reichsacht über den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen als Empörer und eidbrüchige Vasallen aus. Dazu verband er sich förmlich mit dem Papste, welcher einen Kreuzzug mit vollkommenem Ablaß zur Ausrottung der Ketzer ausschrieb. Durch aufgefangene päpstliche Depeschen hatten die Protestanten Kenntnis von dem allen erhalten. Doch wollten sie auch jetzt nicht der angreifende Teil sein und versäumten durch ihre Unentschlossenheit und ihr langes Zögern den sonst gewissen Sieg. Inzwischen besetzte der Herzog Moritz von Sachsen, welcher, obwohl evangelisch, aus politischen Gründen sich auf die Seite des Kaisers gestellt hatte, Kursachsen. Der Kurfürst drängte ihn zwar wieder zurück, wurde aber am 24. April 1547 bei Mühlberg an der Elbe von dem herbeigeeilten und durch Moritz von Sachsen verstärkten Kaiser völlig geschlagen und gefangen genommen. Jetzt ergab sich auch der Landgraf, da er der Macht des Kaisers allein nicht mehr gewachsen war, dem Kaiser und that auf den Knieen Abbitte. Auch er wurde (gegen das Abkommen) in Haft genommen. Der Kaiser, der sich als Sieger recht fühlte, wollte jetzt auch die hennebergische Stadt Schmalkalden dafür, daß sich die protestantischen Fürsten daselbst oft versammelt hatten,

züchtigen. Er gedachte, sie durch seine Soldaten plündern und dem Boden gleich zu machen. Sobald Graf Georg Ernst von Henneberg dies hörte, eilte er ins Lager des Kaisers, erbat und erhielt auch durch Vermittelung des Herzogs Moritz, der ihm wegen der obenerwähnten Lebensrettung zu Dank verpflichtet war, Zutritt zu demselben. Vor dem Kaiser auf die Kniee sich werfend, bat er um Schonung für seine Stadt Schmalkalden. Der Kaiser zeigte sich anfangs hart, gewährte aber schließlich die Bitte und verschonte die Stadt.

Um die Religionsstreitigkeiten zu schlichten, ließ der Kaiser dann im J. 1548 während des Reichstages zu Augsburg eine Reihe von Glaubenssätzen zusammenstellen, welche man das Augsburger Interim nannte. „Interim" heißt wörtlich „einstweilen". Man nannte diese Schrift so, weil durch sie bestimmt sein sollte, was Protestanten wie Katholiken einstweilen, d. h. bis zur Entscheidung der Religionsstreitigkeiten durch eine allgemeine Kirchenversammlung in Religionssachen zu glauben, zu thun und zu lassen hätten. Den Protestanten war durch das Interim fast nur die Priesterehe und der Genuß des h. Abendmahls unter beiderlei Gestalt zugestanden. Im übrigen war ihnen der strenge Befehl zugegangen, die katholische Lehre beizubehalten. Doch das Interim fand allenthalben Widerstand, und zwar nicht bloß bei den Evangelischen, die es ein Werk des Teufels nannten, sondern auch bei den Katholiken. Die Annahme desselben seitens der letzteren konnte auch der Kaiser nicht durchsetzen; und so wollte er, daß es wenigstens für die Protestanten verpflichtend sei. Ueberall in evangelischen Ländern mußte dasselbe jedoch mit Gewalt eingeführt werden. Die evangelischen Geistlichen, welche die Annahme desselben verweigerten, wurden entsetzt und verfolgt. Gegen vierhundert treue Diener des Wortes irrten brot- und obdachlos mit Weib und Kind umher.

Auch dem Grafen Wilhelm von Henneberg sandte der Kaiser — wie allen Reichsfürsten — das Interim mit dem gemessenen Befehle, es anzunehmen und in seiner Grafschaft durchzusetzen. Doch Graf Wilhelm hatte sich

unterdessen (1548) aus innerster Ueberzeugung zum evangelischen Glauben, den er durch die Einführung der Reformation in sein Land erst recht kennen gelernt hatte, bekannt; und mit derselben Beharrlichkeit, mit der er früher der katholischen Kirche angehangen hatte, blieb er jetzt seiner Ueberzeugung treu. Furchtlos richtete er an den Kaiser ein freimütiges Schreiben, in welchem er diesen seiner Treue und seines Gehorsams in weltlichen Dingen versichert, aber auch entschieden bittet, in Sachen der Religion die Grafschaft nicht zu vergewaltigen. Es heißt u. a. in diesem Schreiben: „Nun wollte ich je, allergnädigster Kaiser, mein Thun und Lassen mit rechtem Gewissen und Herzen gern dahin richten, daß ich nicht allein Ew. Kaiserlichen Majestät als meiner von Gott geordneten weltlichen Obrigkeit hier auf Erden in allem unterthänigsten Gehorsam zu gefallen lebe und unter derselbigen langwierigen (d. h. langen) und glücklichen Regierung bei gutem Frieden bleibe, sondern auch mich daneben gegen Gott, meinen Schöpfer und Seligmacher, beide des Leibes und der Seele, also verhalte, damit ich seinen göttlichen Zorn und Strafe nicht auf mich laden, sondern mit gutem Gewissen in seiner göttlichen Furcht, unzweifendlichem Vertrauen auf sein h. Wort und beständiger Hoffnung der ewigen Freude und Seligkeit in jener Welt gewärtig sein möge .... Dem allen nach, so ist an Ew. Kaiserliche Majestät um Gottes Ehre, meiner Seelen Seligkeit willen mein unterthänigst Bitten: .... Ew. Kaiserliche Majestät wollen mich hierbei allergnädigst bleiben .... lassen. Daran erzeigen Ew. Kaiserliche Majestät meines unzweifendlichen Verhoffens Gotte, meinem himmlischen Vater, und unserm Herrn Jesu Christo einen angenehmen, gefälligen Dienst. Datum Maßfeld, den 13. Februarii, Anno 49. Ew. Kaiserlichen Majestät unterthänigster, gehorsamer Wilhelm, Graf und Herr zu Henneberg.“ — Der Kaiser antwortete milde, forderte aber inbezug auf das Interim pünktlichen Gehorsam. Trotz alledem blieb Graf Wilhelm seiner Ueberzeugung treu und nahm weder für seine Person das Interim an noch führte er es in seiner Grafschaft durch.

Ja selbst vertriebenen protestantischen Geistlichen gewährte Henneberg Schutz und Unterhalt. So fand hier der bekannte Saalfelder Superintendent Aquila, von dem sein Freund Luther sagte, wenn die Bibel verloren ginge, so würde sie Aquila aus seinem Gedächtnis wieder herstellen können, Schutz und Zuflucht. Wegen seiner freimütigen Aeußerungen gegen das Interim hatte dieser Geistliche sich die größte Ungnade des Kaisers Karl V. zugezogen. Es hatte dieser sogar einen ansehnlichen Preis auf seine Gefangennahme gesetzt. Da wagte es Katharina*) von Schwarzburg-Rudolstadt, eine geborene Prinzessin von Henneberg, ihn auf dem Rudolstädter Schlosse zu verbergen. Als Aquila, vom Stadtrat zu Saalfeld auf das beweglichste gebeten, diese Stadt verließ, nahm er nichts anderes mit als seinen hebräischen Psalter. Als ihn die Fürstin einmal besuchte und die Frage an ihn richtete, was er Gutes mache, soll er ihr geantwortet haben: „Gnädige Frau! Da sitz' ich und lese in meinem Psalterbüchlein und lasse auf dasselbe ein Thränlein nach dem andern fallen.“ Als der Fürstin sein Aufenthalt bei ihr nicht mehr sicher genug schien, bat sie ihre Brüder Georg Ernst und Poppo von Henneberg, ihn weiter zu schützen, was diese auch gern thaten. Ja Georg Ernst stellte ihn bald sogar als Superintendent in Schmalkalden an. — Ein anderer Geistlicher, der während der schweren Tage des Interims Hennebergs Schutz genossen hatte, rief beim Abschied von Schleusingen die Worte aus: „Leb' wohl, teuerstes Schleusingen, heiliger Schutzort der um Christi willen Verbannten!“ **)

Selbst dafür, daß nach dem Aussterben seines gräf-

---

*) Es ist dies dieselbe Gräfin, deren Kühnheit und Entschlossenheit durch Schillers Hand ein Denkstein gesetzt ist, dieselbe, welche im schmalkaldischen Kriege 1546 den gefürchteten spanischen Herzog von Alba durch die Worte: „Fürstenblut für Ochsenblut!“ erbleichen machte. —

**) Doktor Joachim Merlin, und zwar in seiner letzten zu Schleusingen gehaltenen Predigt am 7. Sonntag nach Trinitatis 1550. — (Vale, Schleusinga carissima, sanctum hospitiolum exsulum Christi!) —

lichen Hauses seiner Grafschaft die reine Lehre Luthers erhalten bleibe, trug Graf Wilhelm Sorge, indem er im J. 1554 (1. September) zu Kahla einen Erbvertrag mit dem Hause Sachsen ernestinischer Linie (Weimar) schloß, demzufolge die Grafschaft nach dem Aussterben des Stammes Henneberg an dieses fallen sollte.*) In einem diesbezüglichen Schriftstücke vom 20. September 1555 heißt es u. a.: „Wir haben uns zum höchsten verpflichtet befunden, bei unserm Leben mit allem treuen Fleiß dahin zu gedenken und zu trachten, daß unsere Unterthanen nach Abgang unseres Stammes unter unchristliche Obrigkeit nicht geraten, sondern bei Erkenntnis des h. Evangelii, darin sie, Gott Lob, jetzt unterrichtet werden, unter löblicher, frommer, gottseliger Obrigkeit bleiben und Recht und Gerechtigkeit wohl regiert werden möchten, wie wir denn auch auf den Fall desto lieber und mit friedlichem, gutem Gewissen nach Gottes Willen von diesem Jammerthal abscheiden wollten.“ Er durfte es erleben, daß im J. 1555 durch den Augsburger Religionsfrieden den Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken eingeräumt wurden. Der Lehre

*) Bezüglich der Herrschaft Schmalkalden, die seit dem J. 1360 zur Hälfte Hessen gehörte, war schon 1521 ein Vertrag geschlossen worden, demzufolge Hessen beim Aussterben des Hauses Henneberg in den alleinigen Besitz derselben kommen sollte.

Nach dem Erlöschen des Henneberger Stammes trat gegen Erwarten auch die albertinische Linie Sachsens mit einer Erbforderung auf $^{5}/_{12}$ des Henneberger Landes auf. Ueber das Berechtigte dieser Forderung erhob sich ein langwieriger Streit, der erst nach 77-jähriger gemeinsamer Regierung ein Ende fand. Im J. 1660 erhielt Kursachsen seine — ob mit Recht oder nicht, ist heute noch nicht entschieden — geforderten $^{5}/_{12}$, nämlich die Städte und Aemter Schleusingen, Suhl, Benshausen und Kühndorf, d. h. den jetzigen Kreis Schleusingen. Die ernestinische Linie erhielt die übrigen $^{7}/_{12}$, d. h. die Aemter Themar, Meiningen, Maßfeld, die Kellerei Behrungen, den Hof zu Milz, das Kammergut Hennneberg, weiter die Aemter Ilmenau, Wasungen, Sand, Kaltennordheim und Frauenbreitungen. Nach Beschluß des Wiener Kongresses fielen jene $^{5}/_{12}$ an Preußen. Jetzt sind die Herren der gesamten ehemaligen Grafschaft Henneberg die Könige von Preußen und Bayern, der Großherzog von Weimar, die Herzöge von Meiningen und Coburg-Gotha. Alle diese nennen sich auch in ihren Titeln „Gefürstete Grafen von Henneberg“. —

Luthers treu ergeben, starb er am 24. Januar 1559, fast 81 Jahre alt.

6. Zweite allgemeine Kirchenvisitation, Konsistorium, Agende und Gesangbuch.

Durch D. Forster war die Reformation in Henneberg eingeleitet worden. Doch war dies, wie schon oben gesagt worden ist, kein ganz durchgreifendes Werk. Hatte man doch mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Deshalb ließ Graf Georg Ernst im Einverständnis mit seinem Vater im J. 1555 eine zweite allgemeine Kirchenvisitation in seiner Grafschaft vornehmen. Zum Visitator wählte er den Superintendenten Magister Christoph Fischer zu Schmalkalden, den Dichter des Kirchenliedes: „Wir danken dir, Herr Jesu Christ, daß du für uns gestorben bist und hast uns durch dein teures Blut gemacht vor Gott gerecht und gut." Wie D. Forster begab auch Fischer sich mit den ihm beigegebenen Räten von Gemeinde zu Gemeinde. Obwohl durch Forster schon ein guter Grund gelegt war, fand doch Fischer noch überall viel zu thun. Sobald er in eine Gemeinde gekommen war, stellte er ein Examen mit den Geistlichen an und prüfte deren Lehre und Wandel. Auch diesmal mußten wieder einige Geistliche, die untauglich erfunden wurden und einen anstößigen Lebenswandel führten, entlassen werden. Anderen wurde die Entlassung oder die Versetzung auf eine Straffstelle angedroht, falls sie sich nicht besserten. Auch Pfarrer, die „den Papst noch sehr lieb hatten", fand M. Fischer vor, wie z. B. in Schwarza und in Frauenwald. Letztere Gemeinde hatte damals zum Pfarrer den Propst Wolfgang Döll. Er war früher sieben Jahre Mönch gewesen und hatte bereits dreizehn Jahre zu Frauenwald das Pfarramt verwaltet. Trotzdem zeigte er bei der Visitation nicht die geringste Erkenntnis der evangelischen Wahrheit. M. Fischer unterrichtete ihn deshalb in den hauptsächlichsten Lehrpunkten. Döll aber erklärte ihm: „Herr Superintendent, wer weiß noch, wer da recht behält, der Papst oder

Ihr!" Als hartnäckiger Verfechter und Anhänger der katholischen Lehre konnte er natürlich nicht mehr Pfarrer einer evangelischen Gemeinde bleiben und mußte seines Amtes entlassen werden. Von den durch Forster angestellten Handwerkern hatten sich einige, z. B. der in Dingsleben angestellte, bewährt, andere, z. B. ein in Wichtshausen angestellter, mußten wieder entlassen werden. Dem Pfarrer von Wiedersbach, welcher ziemlich bestand, aber die Woche über den Schenkwirt machte, mußte dies verboten werden.

Nachdem Fischer die Geistlichen examiniert hatte, prüfte er den Stand der Gemeinden. Auch da gab es zu loben und zu tadeln, Mängel zu beseitigen, offenbare Sünden zu strafen und die Gewissen zu schärfen, evangelisches Bewußtsein zu wecken und zur Treue zu ermuntern. Ein herrliches Lob wurde z. B. der Gemeinde Themar zu teil. In ihr hatte das Evangelium eine gute Aufnahme gefunden. Auf die Ermunterung Fischers versprach die Gemeinde, auch künftig das Haus ihres Gottes aufs fleißigste zu besuchen, Kinder und Gesinde zur wahren Gottesfurcht anzuhalten und in allem der christlichen Zucht und Ehrbarkeit sich zu befleißigen. Doch daneben mußte freilich Fischer auch einige offenkundige Sünder dieser Gemeinde strafen. — Die Gemeinde zu Wasungen, welche einen guten, treuen Prediger hatte, mußte ihres schlechten Kirchenbesuches wegen ernst vermahnt werden. — Desgleichen mußte die Gemeinde zu Fambach einen ernsten Tadel erfahren. Sie hatte bei einer Viehseuche nach Buttlar bei Geiß im Fuldaischen zu einem sog. weisen Manne geschickt und sich Rats erholt. Sie wurde nachdrücklich zur Buße angehalten und ihr im Wiederholungsfalle eine recht empfindliche Strafe angedroht. — Der Pfarrer Herz zu Herrenbreitungen hatte sich darüber zu beklagen, daß in seinem Dorfe noch gar viele Katholiken wären, „welche sich dermaßen verwegen aufführeten, daß sie die Prediger lutherische Buben zu schelten und die Sakramente zu verachten sich unterwünden." Diesem Unwesen mußten die Visitatoren entgegentreten. — Der Hirt zu Frauenbreitungen hatte

öffentlich Zauberei und Segensprecherei getrieben. Er wurde deshalb auf herrschaftlichen Befehl des Landes verwiesen. — Der Pfarrer von Grimmenthal beklagte sich bei den Visitatoren, daß noch diese Stunde viel Volks aus dem Dorfe und der katholischen Nachbarschaft nach Grimmenthal wallfahre. Hierauf wurde dem Verwalter der Wallfahrtskirche streng untersagt, irgend einem Wallfahrer hinfort die Kirche zu öffnen. — Schon aus dem wenigen, das hier angeführt werden konnte, ersieht man, wie nötig eine solche zweite, durchgreifende Visitation war. Die Finsternis war mit der Einführung der lutherischen Lehre in die Grafschaft noch lange nicht verdrängt. Ist dies doch selbst jetzt nach 350 Jahren noch nicht der Fall. Die Gemeinden waren z. t. noch sehr unwissend und steckten noch sehr in den früheren Anschauungen. Auch viele andere Uebelstände hatten beseitigt werden müssen.

Daß aber auch durch diese zweite Visitation die kirchlichen Zustände des Landes noch nicht völlig hatten geordnet und geregelt werden können, konnte einem Fürsten wie Georg Ernst, der den kirchlichen Angelegenheiten seines Landes fort und fort die größte Aufmerksamkeit widmete, nicht entgehen. Er errichtete deshalb im J. 1560 auf den Rat Melanchthons, Bugenhagens, Georg Majors und Justus Jonas' († 1555 als Superintendent zu Eisfeld) ein sog. Konsistorium (Kirchenrat) und übertrug diesem die Aufsicht über Kirchen und Schulen. 1574 wurde eine Umgestaltung des Konsistoriums vorgenommen und dieses zu einer wirklichen öffentlichen Behörde erhoben. Zur leichteren Verwaltung des Ganzen wurde die Grafschaft in die neun Superintendenturen Schleusingen, Ilmenau, Themar, Kühndorf, Obermaßfeld (mit Meiningen), Wasungen, Schmalkalden, Kaltennordheim und Hentungen (für die im Bistum Würzburg zerstreut liegenden Orte) eingeteilt.

Auch die Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes lag dem Grafen am Herzen. Um Ordnung und womöglich eine Gleichmäßigkeit und Einheitlichkeit des Gottesdienstes für alle Kirchen des Landes zu erreichen, ließ er eine besondere Kirchenordnung oder Agende

für die Grafschaft Henneberg ausarbeiten und hatte die Freude, dieselbe nach mancherlei Schwierigkeiten 1582 einführen zu können.

Ein evangelischer Gottesdienst läßt sich nicht ohne Gesang denken. Gesangbücher, wie wir sie heutzutage bei den Gottesdiensten benutzen, hatte man zu Anfang der Reformation noch nicht. Der erste, der ein solches Gesangbuch herausgab, war D. M. Luther. Dasselbe enthielt hauptsächlich die von ihm gedichteten Lieder. Dieses Büchleins bediente man sich anfangs auch in Henneberg. Von Jahr zu Jahr vergrößerte sich der Schatz der herrlichen geistlichen Lieder der evangelischen Kirche, und es konnte im Lauf der Jahre ein größeres Gesangbuch für Henneberg hergestellt werden. So entstand unter dem Titel „Geistliche Herzensmusik" das vortreffliche schleusingische Gesangbuch, das sich selbst jetzt noch hier und da im Privatgebrauche alter Leute befindet.

7. Das Schulwesen und die Schule zu Schleusingen insbesondere.

Die Kirchenvisitation des Jahres 1555 hatte die Blicke der Grafen Wilhelm und Georg Ernst auch auf das Schulwesen ihres Landes gelenkt, welches damals sich noch in den allerersten Anfängen befand.*) Sie sahen ein, daß Kirche und Schule handinhand gehen müßten, um Gottes Wort in die Herzen zu bringen. Noch auf dem Sterbebette legte Graf Wilhelm dem Sohne die Sorge für die Schulen ans Herz. Dieser gründete denn auch

*) In einer Urkunde vom J. 1534 werden die Schulen zu Schleusingen und Themar erwähnt. Außer diesen beiden dürften nur noch in den hennebergischen Städten hin und wieder sich wirkliche Schulen befunden haben. Später entstanden auch Dorfschulen. Doch darf man sich nicht allzu hohe Vorstellungen von diesen Schulen machen. Aus den Visitationsakten von M. Fischer erfahren wir z. B. etwas über den Stand der Schule zu Lengfeld bei Themar. Der Lehrer und Küster daselbst bezog ein jährliches Gehalt von 16 Gulden an Wert und war zugleich Flurschütz. —

verschiedene neue Schulen, z. B. in Schmalkalden und Meiningen. Vor allem aber fehlte es an einer höheren Schule, auf welcher tüchtige Prediger und Rechtsgelehrte herangebildet werden konnten. Das brachte den Grafen auf den Gedanken, eine öffentliche Landesschule nach dem Muster derjenigen zu Pforta, Grimma und Meißen zu gründen, eine Schule, welche die Schüler so weit brächte, daß sie von ihr unmittelbar zur Universität übergehen könnten. Ueber den Ort, da diese Schule zu errichten sei, war man anfangs zweifelhaft. Von verschiedenen Seiten wurde Kloster Veßra vorgeschlagen, da die Lage desselben eine sehr anmutige sei und durch die Einsamkeit des Ortes die Zöglinge nicht zu Zerstreuungen und zum Genuß städtischer Vergnügungen verlockt würden. Meiningen, an das wieder andere dachten, weil es ziemlich in der Mitte des Landes lag, wollte der Graf nicht wählen, weil auf Grund eines Vertrages vom J. 1542 Stadt und Amt Meiningen beim Aussterben der Henneberger an das Bistum Würzburg zurückfallen sollte.*) Es war dem Grafen, der keine Aussicht auf Nachkommenschaft hatte, ein schmerzlicher Gedanke, daß das katholische Würzburg die kaum gegründete evangelische Schule wieder aufheben werde. Darum entschied er sich schließlich für Schleusingen, welches ihm bereits sein Vater hierzu empfohlen hatte, „weil es der Sitz seiner Vorfahren sei." Zudem stand ja seit 1545 das noch ziemlich neue Gebäude des Barfüßerklosters leer und konnte zu dem gedachten Zweck ohne weiteres benutzt werden.

So erhob der Graf im J. 1560 „dem Allmächtigen zu Lob und Ehre, zur Erhaltung und Fortsetzung der reinen Religion, zu gottseliger Auferziehung der Jugend und zu Beförderung gemeines Nutzens die Schleusinger Schule zur Landesschule. Zum Unterhalt der Schule bestimmte er die aus dem Pfandamte Fischberg zu erhebenden herrschaftlichen Gefälle und gründete zu dem Ende eine besondere Kasse, den sog. Landschulkasten, in

*) Durch anderweitige Verträge wurde diese Bestimmung nach dem Tode Georg Ernsts aufgehoben. —

den auch noch andere Einkünfte aus den eingezogenen Klöstern flossen. Für sechs fleißige und zum Studieren taugliche Knaben setzte er Stipendien aus und errichtete drei Tische, an welchen eine gewisse Anzahl Schüler unter einem Inspektor täglich zweimal speisen konnten. Ein Drittel derselben waren Freitische; für die anderen zwei Drittel mußte jeder Knabe jährlich einen Zuschuß von acht Gulden liefern. Für ganz arme Schüler stiftete er den sog. Brottisch, welcher darin bestand, daß den betreffenden Schülern aus der gräflichen Schloßmühle täglich eine Anzahl Brote geliefert und des Tages zweimal warme Suppe gereicht wurde. Anfangs erhielten die Tischschüler Suppe und Brot im Schlosse selbst. Als Georg Ernst aus finanziellen Rücksichten nach Maßfeld zog, setzte er im J. 1569 jährlich fünfzig Malter Korn aus, so daß täglich das aus einem Achtel Korn gebackene Brot an arme Schüler verteilt werden konnte. Gleichzeitig sollte auch fernerhin morgens und abends im Schlosse eine Suppe für dieselben bereitet werden.

Im J. 1577 machte der Graf seine Landesschule zu einem wirklichen Gymnasium. Weil nun auch eine größere Anzahl Lehrer angestellt werden mußte, wies er dem Landschulkasten neue Mittel aus den eingegangenen Klöstern und sonstigen Stiftungen zu. Am 7. Juni 1577 wurde das Gymnasium feierlich eingeweiht und am 22. Juni der erste Rektor desselben, M. Wolfgang Moller aus Meiningen, eingeführt. Zur Erleichterung des Studiums setzte der Graf weitere sechs jährlich zu zahlende Stipendien (4 zu 45 fl., 2 zu 35 fl.) aus für solche, die beim Abgang von der Schule sich dem Studium der Theologie widmeten. „Um eine Anzahl armer Knaben, als in die zwanzig oder dreißig, welche aus der Herrschaft (ge)bürtig und Armut halber zu dem Studieren den Verlag (die Mittel) nicht haben können, doch sonsten . . . feine, runde, zu den Studiis tüchtige Köpfe haben, . . . beisammen in einer Kost zu unterhalten, wies der Graf weitere 60 Malter Korn, 4 Malter Weizen, 42 Malter Gerste, 3 Malter Erbsen, 10 Malter Hafer, 2 Zentner Karpfen und 350 Gulden bares Geld an. Bereits am 14. Oktober desselben Jahres

wurde dieses Zusammenwohnen oder die Kommunität (Alumnat), wie man's nannte, eröffnet.*)

Aus dem allen sieht man, wie sehr dem Grafen das Wohl und Gedeihen seiner Landesschule am Herzen lag, und wie er alles that, um befähigten armen Schülern den Besuch derselben zu erleichtern. Daß er aber vor diesen äußeren Angelegenheiten die höchsten Ziele der Schule nicht vergaß, beweist die Stiftungsurkunde der neuen Anstalt vom 6. März 1577. Er schreibt da: „Höheres ist uns nicht angelegen, denn daß wir die reine, heilsame Lehre des lieben Evangelii auch nach unserm tödlichen Abgang bei und unter unseren armen Unterthanen in unserer Herrschaft Henneberg erhalten sehen. Das beste Mittel dazu ist aber nächst fleißiger und herzlicher Anrufung Gottes, Kirche und Schule mit gottseligen, reinen und gelehrten Predigern und Dienern zu bestellen und die heranwachsende Jugend mit Ernst und emsigem Fleiß zum Studieren, sonderlich aber zum Studium der Theologie anzuweisen. Auch armen talentvollen Knaben muß das Studieren ermöglicht und Prediger und Lehrer so besoldet werden, daß sie nicht durch Armut an der Ausübung ihres Berufes gehindert werden.“ —

Das Gymnasium blühte denn auch recht schnell empor, zumal da es das einzige in der ganzen Umgegend war.**) Im ersten Jahre schon stieg die Zahl der Schüler auf 289. Im J. 1616 zählte die Schule 425 Schüler, darunter dreißig Adelige.

Doch kehren wir wieder zurück zu Georg Ernst. Es kamen die letzten Tage des J. 1583 heran. Um noch einmal die Trümmer seiner Stammburg aufzusuchen, ritt der Graf gen Henneberg. Plötzlich fühlte der leiblich wie geistig noch frische Greis Brustbeschwerden, und ein hinzugekommenes Fieber warf ihn in dem Hause seines dortigen

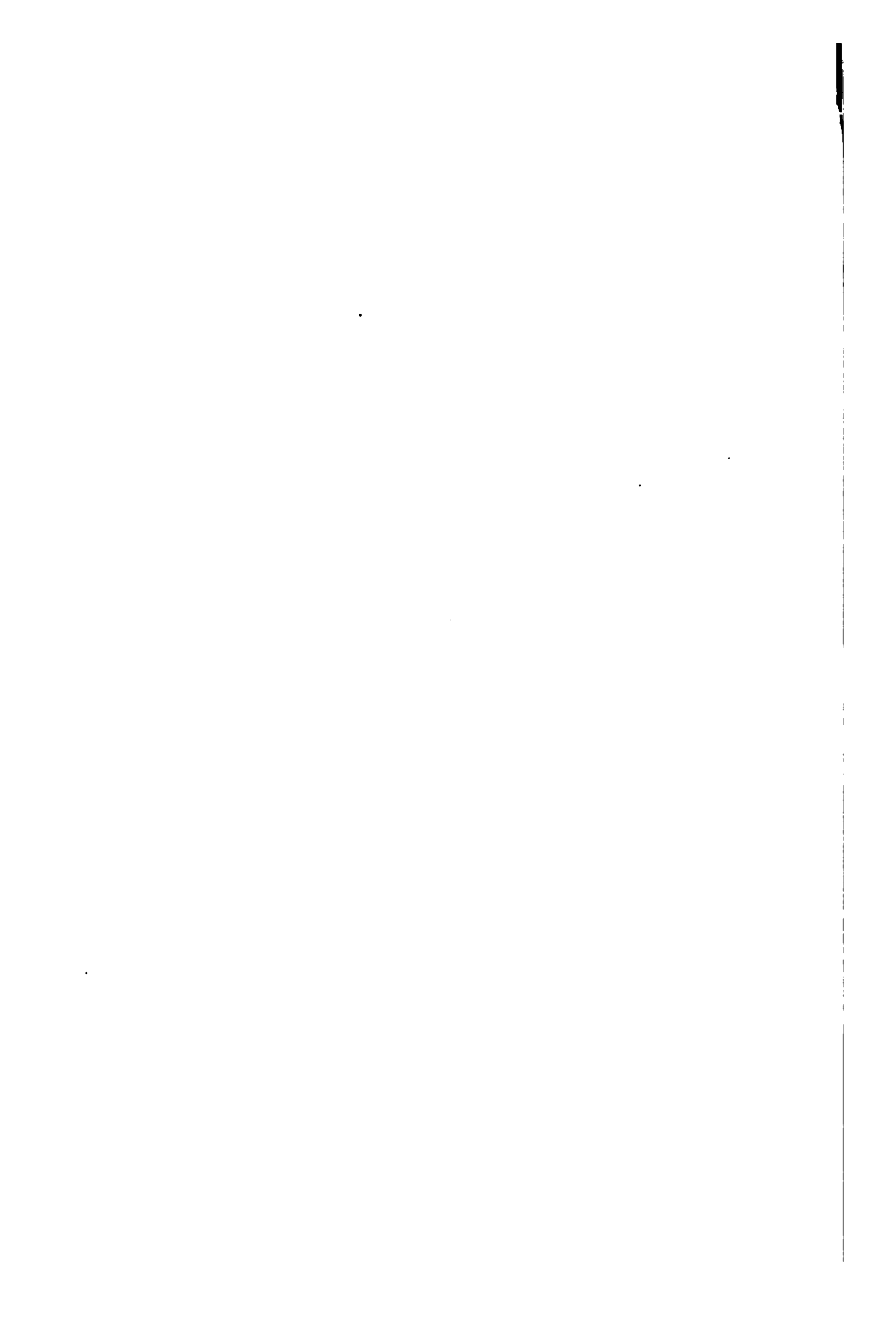
---

*) Jetzt ist das Alumnat für 50 Schüler eingerichtet, welche in dem prächtigen neuen, an der Stelle des alten Klostergebäudes erbauten Gymnasialgebäude unter der Aufsicht des Direktors und zweier Inspektoren familienweise zusammenwohnen. —

**) Das Gymnasium zu Coburg ist erst 1605, das zu Meiningen 1705, das zu Hildburghausen 1714 gegründet. —

Vasallen Burkhard Hermann Trott aufs Krankenlager. Den herannahenden Tod erkennend nahm er das h. Abendmahl und erwartete unter Gebeten und religiösen Gesprächen seinen Tod. Am dritten Weihnachtstage trat der Hofprediger und Pfarrer von Wasungen, Abel Scherdiger, an sein Bett, um den Kranken durch Sprüche der h. Schrift zu trösten. Aufmerksam hörte der Graf zu. Als der Seelsorger zur Seite treten wollte, winkte der Graf, der nicht mehr sprechen konnte, und dessen Auge halb gebrochen war, mit den Sprüchen fortzufahren; und so oft der Name „Jesus" vorkam, zog der aufrecht im Bett sitzende Kranke mit der letzten Kraft seines Armes das Häublein vom Haupte und neigte sich, so gut er konnte, bis er sanft entschlief (am 27. Dezember 1583). Sein entseelter Leib wurde tags darauf nach Schloß Maßfeld gebracht, wo er einbalsamiert wurde. Am 7. Januar 1584 wurde derselbe in einem zinnernen Sarge unter starker Begleitung und mit vielen Feierlichkeiten nach Schleusingen übergeführt und am 9. Januar in der an die Stadtkirche angebauten St. Egidienkapelle in die Gruft gesenkt. Helm und das zerbrochene Wappen und Schild wurden ihm nachgeworfen. Henneberg hatte einen treuen Landesvater verloren. Aus den Bildnissen, die in der genannten Egidienkapelle und in der Taufkapelle der Schleusinger Kirche sich von ihm befinden, „spricht uns noch heute der Geist des Biedersinnes, der Geradheit und Ehrenfestigkeit, der Erhabenheit über alles kindische Treiben in religiösen Dingen mit lebendigen und kräftigen Zügen zu Herzen." Er hat seinem Lande das beste Kleinod geschenkt, das Wort, das da bleibet in Ewigkeit. Gebe Gott unserem Henneberger Lande allezeit solche Fürsten, die wie er erkennen, was dem Volke not thut.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.



Lebensbilder

aus dem

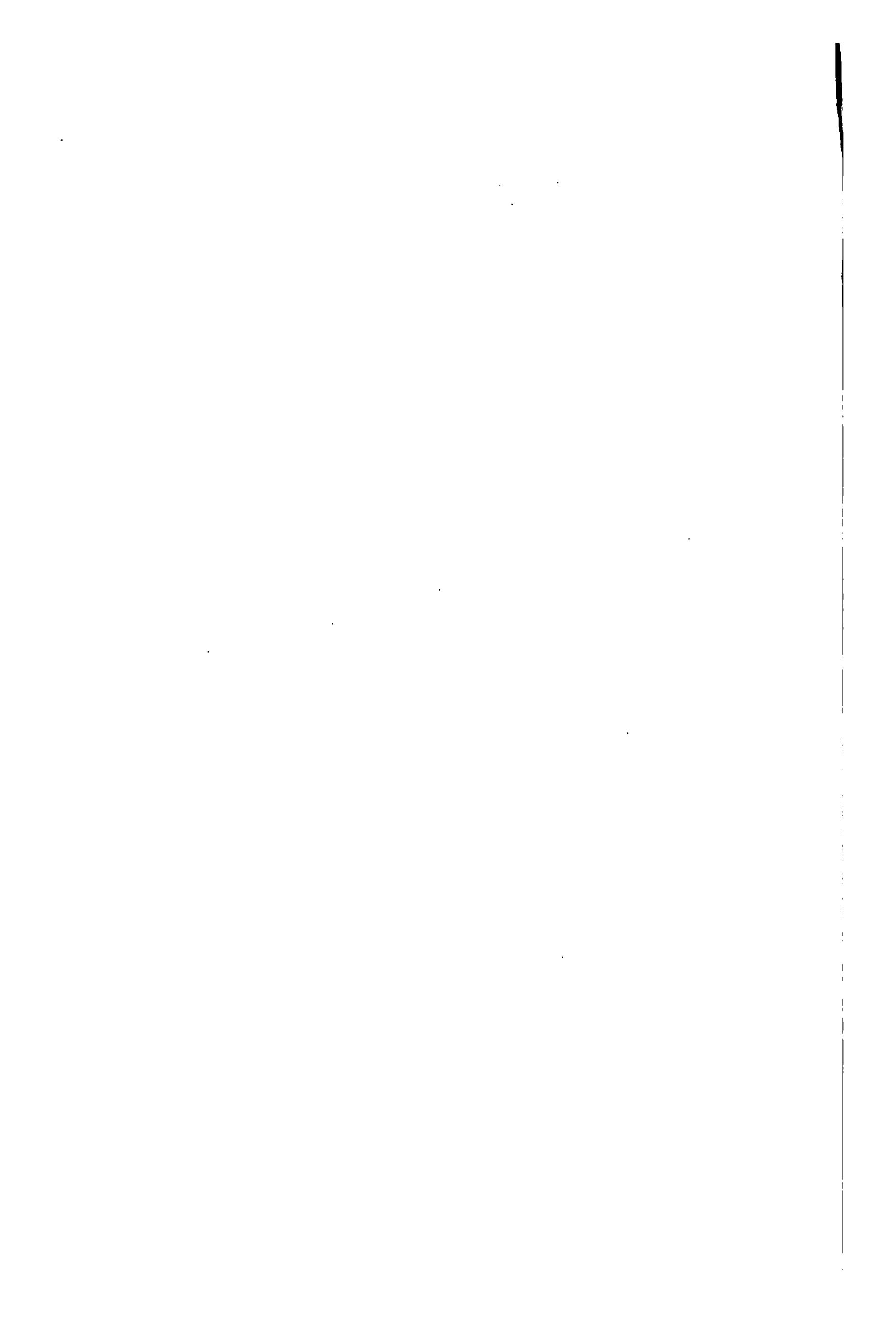
Zeitalter der Reformation.

Von

R. Foß.

Halle a. S. 1894.

Verein für Reformationsgeschichte.



I.

Man hat es mannigfach unerklärlich gefunden, daß Deutschland, welches gegen Ende des 16. Jahrhunderts fast durchweg protestantisch geworden und in feindseligen Gegensatz zu Rom getreten war, bald nachher den Zusammenhang mit dem Papsttum wieder aufnahm und sich dem katholischen Bekenntnis zu einem erheblichen Teile aufs neue zuwandte. Wie viel früher würde ein festgefügtes Gesamt-Deutschland erstanden sein, das nun erst in unseren Tagen aufgerichtet ist, wenn damals sich die Einigung aller Stämme auf kirchlichem Gebiete vollzogen hätte. Was die Kaiser des Mittelalters zu erreichen versucht hatten, indem sie sich bald auf die Herzöge, bald auf die Bischöfe stützten, einen nach Landschaften gegliederten, und doch eng verbundenen Staat herzustellen, das würde vielleicht die Kraft und Tüchtigkeit des Bürgertums, das in jenem Jahrhundert einen mächtigen Aufschwung genommen hatte, selbständig vollendet haben; ja, es schien eine Zeit lang so, als würde die kirchliche Bewegung auch über die Grenzen Deutschlands hinaus die romanischen Völker ergreifen. Aber es schien nur so. Denn bei den Romanen war das alte Heidentum so festgewurzelt und das Christentum so wenig innerlich durchgedrungen, daß sie gar nicht verstanden, was Luther eigentlich wollte. Wo unter die Romanen starke deutsche Einwanderungen gedrungen waren, da gewann die Reformation noch am meisten Anhänger, so in Norditalien, so in Frankreich. — Aber die Hochflut der Reformation war nicht von Dauer; von Süden her, über die Berge kam aus romanischem Lande der Gegenstoß und drang allmählich in deutsches Gebiet hinein. Wie das so nach und nach im 16. Jahr-

hunderte mit Hilfe der Jesuiten vor sich ging, wollen wir an eine Lebensbeschreibung aus jener Zeit uns anlehnend hier näher beleuchten.

II.

In Sterzing am Fuße des Brenner blühte schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts ein bürgerliches Geschlecht; die Geizkofler, deren Namen ein recht tirolischer ist. Es bedeutet nämlich Kofel eine einzelne, hervorragende Bergspitze und Geiz, Geis ist die weibliche Gemse. Die Familie führt auch als Wappen eine Gemse. Erst am Anfang des 16. Jahrhunderts wurde sie geadelt und nannte sich nach einem verfallenen Schlosse: die Geizkofler von Reiffenegg.

Es war dort eine interessante Gegend, denn damals blühten die Bergwerke von Gossensaß und Schneeberg und brachten dem Habsburgischen Landesherrn reichen Gewinn. Das Landgericht aber zu Sterzingen gehörte den edlen Herrn von Frundsberg, bis dies Geschlecht im Jahre 1586 in männlicher Linie ausstarb. Nun ist ja bekannt, daß der alte, berühmte Jürgen Frundsberg, der Landsknechte Vater, Luthern wohl gewogen war und so werden wir uns nicht wundern, daß sich auch andere Tiroler zu Luther neigten. Dazu gehörten die Geizkofler. Es entwickelte sich ein eigentümliches Leben, denn Protestanten und Katholiken wohnten da neben und durch einander oft, ohne daß man recht wußte, ob der Einzelne ein Protestant oder Katholik wäre. Häufig wußten es die Leute selbst nicht genau; sie waren eben beides. Ein anschauliches Bild giebt davon die Lebensbeschreibung des Dr. Lukas Geizkofler. —

III.

Diese beginnt mit dem Leben des Vaters des Dr. Lukas, der hat geheißen Hans Geizkofler, welcher von „seinen guetern, getraid und weinbau“ 2c. sich erhalten und wegen seiner Geschicklichkeit und Aufrichtigkeit und nüchtern Lebens in großem Ansehen gewesen ist.“ Dieser Herr Hans hat frühe seine Eltern verloren und ist von seinen Vormündern nach Bologna geschickt worden, um dort Jurisprudenz zu studieren. Das war ums Jahr 1517.

Das Wetterleuchten der lutherischen Bewegung erglänzte bis dorthin. Dem Herrn Hans und seinen deutschen Landsleuten gingen viele Tractätlin aus Deutschland zu. Er las sie zuerst mehr aus Fürwitz, wie sein Sohn erzählt, da er sich wunderte, daß ein Mönch so vermessen sein könne gegen Tetzelium und Sylvester Prierio aufzutreten und selbst dem Papste zu trotzen. Jedoch, je mehr er las, desto mehr überzeugte er sich, daß Luthers Auftreten gegen den Ablaß ganz gerechtfertigt sei. So oft er nun ins Kolleg kam, fragten ihn die italienischen Studiergesellen, was er denn Neues aus Deutschland von dem Ketzer Martin Luther und von seinem Patron, dem Kurfürsten von Sachsen, wüßte. Als sie ihm einmal sagten, sie hätten gehört, Luther sollte nach Rom geführt und dort verbrannt werden, da meinte er, daß seines Bedenkens Luther kein Ketzer und nicht des Feuers schuldig sei.

Zwar wollten die Studenten, sobald der Professor das Auditorium verlassen hatte, stets mit Geizkofler über Luther und seine Anhänger sprechen, aber die Italiener zeigten kein Verständnis für die Sache. Und doch hatte Italien die päpstlichen Greuel und die Verweltlichung der päpstlichen Herrschaft so recht aus der Nähe gesehen und auch darunter so viel gelitten, daß man hätte meinen sollen, hier hätte Luthers Auftreten den mächtigsten Anklang finden müssen. Warum geschah das nicht? Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Griechen die Lehrsätze der christlichen Kirche bestimmt, die Römer aber die Verwaltung der Kirche, die politische und juristische Seite geordnet haben. Um die Lehrsätze haben die modernen Römer sich stets viel weniger gekümmert, als um die politische Seite der Kirche. Des alten Roms politische Weltherrschaft ging in der Völkerwanderung unter, um als kirchliche Weltherrschaft wie der Phönix aus der Asche zu erstehen. Das Gefühl sagte den Italienern, daß Luthers Werke dieser Herrschaft ein Ende bereiten müßte. Man hat aus jener Zeit einen bekannten Holzschnitt, der darstellt, wie Luthers Schreibfeder dem Papste die Tiara vom Kopfe stößt. Und das eben wollten die Italiener nicht! Ferner bedenke man, wie das antike Heidentum überall in Italien noch heute

lustig blüht. Die ganze alte heidnische Götterwelt ist in der Kirche erhalten; feierlich breitet sie ihren bunten Mantel über die gläubige Menge, der sie das Vertrauen eingeflößt hat, sie könne die Frage beantworten, wie werde ich selig. Das Leben war ja nun so schön in dem schönen Süden; genieße es nur und doch wirst du selig, wenn du dich mit dem Priester zu stellen weißt. Warum sollte man diese Annehmlichkeit verscherzen und sich vielfache Ungelegenheiten bereiten? Das überließ man den Querköpfen, den Deutschen. Aber wenn auch die Wahrheit nicht allgemeinen Anklang fand, einige schüchterne Anfänger gewann sie doch. So verkehrte da mit Geizkofler ein gewisser Eusebius Salarino. Er schloß sich ihm eng an und beredete ihn, den Studenten gegenüber Luther zu verteidigen; ihm als einem deutschen Studenten würde man das nicht so sehr verargen, er aber müße sich als einheimischer mehr zurückhalten. Diesen Salarino hatte ein Venetianer, ein Franziskanermönch, schon früher gewonnen und angeregt; es war das der bekannte Blutzeuge Galateo. Hieronymus Galatheus war ein Franziskaner aus Venedig und hatte in Padua gepredigt. Man klagte ihn bei dem Bischof von Chieti, der als Nuntius des Papstes in Venedig residierte, seiner ketzerischen Lehren wegen an. Darauf wurde der Mönch ins Gefängnis geworfen. Er schien dem Nuntius doch so bedeutend, daß dieser unmittelbar seinetwegen mit dem Papste in Verbindung trat. Auf dessen besonderen Befehl hin wurde der Mönch ohne Verhör zum Feuertode verurteilt, den die weltliche Behörde vollstrecken sollte. Die Venetianische Signorie war, wie bekannt, nicht so ohne weiteres stets bereit der geistlichen Gewalt nachzugeben und selbst der Papst schonte die klugen Herren. Auch in diesem Falle erklärte sie: sie wolle den Mönch, der viele Freuude in Padua und in Venedig habe, vorläufig in strengem Gewahrsam halten; er werde sich wohl besinnen und vielleicht widerrufen, dann würde die Aufregung von selbst verschwinden. So blieb er 8 Jahre im Gefängnis, bis nach der Abreise des Nuntius die Sache vergessen schien. Da bat ein Edelman, namens Pauluccio für den Dulder: man möge ihm den Mönch übergeben.

Das geschah und Galateo weilte drei Jahre in dem Hause des Edelmannes. Dort schrieb er eine Verteidigung seiner Lehren, welche Pauluccio dem Rate von Venedig überreichte. Kaum wurde das in Rom bekannt, so begannen die Verfolgungen von neuem. Man warf ihn wieder ins Gefängnis, in welchem er am 7. Januar 1541 seinen Leiden erlag. Man versagte seinem Leichnam ein Grab in geweihter Erde und beerdigte ihn auf dem Lido, wo Juden und Verbrecher eingescharrt wurden. Für diesen seinen Lehrer hat Geizkoflers Freund eine Verteidigungsschrift verfaßt. Geizkoflers Auftreten erregte Aufsehen, und mit Recht fürchteten seine Vormünder für ihn. Deswegen riefen sie ihn in die Heimat zurück unter dem Vorwande, daß sie ihn standesgemäß verheiraten wollten. Das geschah nun auch. Man gab ihm zur Gemahlin eine Waise, eine Tochter des Herrn Johann Kugler von Hohenfirnberg, eines Rates Kaiser Maximilians I. Auf dem Schlosse ihrer Pflegemutter, der Baronin Trautson, zu Sprechenstein, wurde eine glänzende Hochzeit ausgerichtet. Da die Geizkofler auch Minenbesitzer waren, erschien eine Schaar der Bergleute in großer Galla, in weißen, mit Seide besetzten Röcken, mit silbernen Ketten und silbernen Halsschildern, sie sangen ihre lustigen Bergmannsweisen und überbrachten kostbare Proben von Mineralien, die in den Minen gefunden waren. Der gute Herr Hans führte ein gar gottseliges Eheleben, in dem er siebzehn Kinder gewonnen. Er erzog sie alle vortrefflich und scheint bis an sein seliges Ende den Lehren Luthers stets zugethan geblieben zu sein. Von einer besonderen Neigung für seine Ehefrau erfahren wir nichts, in jenen Kreisen und jenen Zeiten heiratete man der Vernunft gemäß, wie es von dem Hans heißt, mit und auf Rat seiner Vormünder. Aber die Eheleute lebten sehr glücklich. Von seinen elf Söhnen nannte er vier nach den 4 Evangelisten, 4 nach den Erzengeln und drei nach den heiligen Dreikönigen. Bei diesem reichen Kindersegen wurde er selbstverständlich kein wohlhabender Mann. Da rieten ihm seine Freunde; er solle seinen jüngsten Sohn Lukas geistlich werden lassen, sie wollten ihn zum Domherrn in Brixen machen. Darauf

ging der brave Herr nicht ein, er meinte, „er wolle Gott noch weiter demütiglich vertrauen und wegen der weltlichen ehre und gueter seine Sön keinen fueß in den jetzigen geistlichen weingarten oder berg der Hoffart und üppiger pracht setzen lassen.“ So hat er denn auch einen seiner Söhne Michael zu Wittenberg das Recht studieren lassen, der daneben fleißig mit Luther, Melanchthon und Bugenhagen verkehrte und der die Ursache war, wie sein Bruder Lukas berichtet, daß viele seiner Brüder zur wahren Erkenntnis durchgedrungen sind. Während des Schmalkaldischen Krieges hat Michael mancherlei Drangsal erlitten, sich aber doch glücklich aus aller Not und Gefahr in das liebe Vaterhaus nach Sterzingen gerettet. —

IV.

Daheim fand er als Pfarrer in Sterzingen den Herrn Johann Sebastian Pfauser, in dessen Benehmen sich so recht die Uebergangszeit spiegelt. Der ehrwürdige Herr teilte das Abendmahl zwar unter beiderlei Gestalt aus, aber er trug Pfaffenkleider, mit denen sonst die Meßpfaffen angezogen sind. Er griff in seinen Predigten nie den Papst und die Kardinäle an, sonden behandelte ohne alles Schimpfen und Schelten die Lehrunkte, so daß ihn die meisten Leute für einen papistischen Pfaffen hielten. Er verkehrte viel im Hause der Geizkofler und schloß sich enge an Michael an, der ihm dann von Luther und den andern Wittenberger Herreu erzählen mußte. Damals im Jahre 1544 hatte der oben erwähnte Salarino sein Buch für Galateo geschrieben, und es seinem Studiengenossen Geizkofler zugeschickt. Das studierte auch Pfauser fleißig. Wie gewaltig mußte aber der fromme Herr erregt werden, als ihm auch durch Geizkofler katholische Tractätlein zugingen, in denen folgende Lehren verteidigt wurden:

„Daß die größten Laster und greulichsten sünd mit wenig gulden ausgesöhnt, item daß vermöge geistlicher macht die unzüchtigsten Priester allein mit vermeidung etlicher speis abbüßen, desgleichen ein Mueter Mörder oder sonst ein todschläger, oder derjenige weltliche oder laye der schwere Unzuchtsverbrechen begangen,

mit der abstinenz und enthaltung von der meß ein zeitlang gestraft, item ein Pfaff, so in den Kirchen oder im Tempel schwer gesündigt nach verrichtung des Gebetes und fasten wieder zu den vorigen Aembtern, ehren und stand habilitiret, guet und redlich gemacht werden möge — alles vermittelst eines ablaß oder Indulgenzbriefes, darum er gelt giebt." —

„Item, daß S. Franziscus Christo dem Herrn gleichförmig gewesen, im leben und dem leib nach ꝛc."

Dagegen hat nun Pfauser in der Pfarrkirche zu Sterzingen so gepredigt daß die Leute von weit und breit ihm zuliefen. Nochmals ist Pfauser nach Prag zu Kaiser Maximilian II. gekommen. Wenn wir lesen, daß Max den gewissenhaften Pfarrer zwar sehr hoch geschätzt, aber in der Folge doch wieder von sich gelassen habe, ohne ihm freilich seine Unterstützung zu entziehen, so entspricht dies durchaus dem schwankenden Verhalten des Kaisers in den kirchlichen Fragen .überhaupt. Max wie manche der Fürsten Süddeutschlands verkannten die Schädeu der Kirche nicht, hielten jedoch ihr Gerüst für gut, nur wollten sie sich von ihr nicht unterdrücken lassen. Es war daher dem Kaiser ganz recht, daß zwei religiöse Parteien sich gegenüber standen, er hoffte, nach dem Grundsatz „teile und herrsche" beide von sich abhängig machen zu können. Zu Gewaltthaten hat er sich nicht hinreißen lassen, Pfauser hat er allerdings wieder entfernt, als er im Laufe der Zeit sich genötigt fand, sich den Katholiken geneigter zu zeigen. Später war dieser Superintendent in Lauingen in Pfalz-Neuburg und verkehrte da zum zweiten Male mit Michael Geizkofler, der ein Beamter der Fugger war, die viel lutherische Unterthanen auf ihren Gütern hatten und ihnen Seelsorger ihres Glaubens hielten.

Unter allen Söhnen des Herrn Hans scheint dieser Michael der bedeutendste gewesen zu sein: er lebte als Bediensteter der reichen Fugger in Augsburg. Als der Vater gestorben war, beredete er die Brüder das Erbe nicht zu teilen, sondern gemeinschaftlich zu verwalten. So wurde es möglich, daß die Brüder einander ausreichend unterstützten und namentlich den jüngsten, den Lukas, ordentlich

konnten erziehen lassen. Der Vater hatte nämlich nicht viel hinterlassen, als er im Jahre 1562 nur 63jährig an der Wassersucht starb.

V.

Damals war Lukas, der jüngste Sohn, zwölf Jahre alt. Er wuchs da recht hinein in die gegenreformatorische Strömung, die von Trident aus über die Alpen kommend ihren Hauptstützpunkt in Baiern fand. Um die Zeit, als Lukas geboren wurde, setzten sich die Jesuiten in Ingolstadt fest.

An ihrer Spitze stand der Rheinländer Canisius, ein höchst bedeutender und gelehrter Mann, der die Deutschen sehr genau kannte. Weil er sie so gut verstand, beurteilte er sie milde. Die romanischen Jesuiten waren alle der Ueberzeugung, daß Ketzerei aus bewußter Verstocktheit hervorgehe; er aber sagte: In Deutschland giebt es unendlich viele, welche im Glauben irren, aber sie irren ohne Eigensinn, ohne Verbissenheit und Verstocktheit nach Art der Deutschen, welche von Naturanlage meist ehrlichen Gemütes sind, derb, sehr empfänglich für alles, was sie geboren und erzogen in der lutherischen Ketzerei teils in den Schulen teils in den Kirchen teils in den Schriften der Irrlehrer gelernt haben. Es ist ja bekannt, daß er trotz seiner großen Verdienste um die katholische Kirche später bei Seite geschoben wurde, eben weil er die deutschen anders beurteilte, wie seine jesuitischen Brüder. Als er in Deutschland zu wirken begann, fand er an den bairischen Universitäten alles in Verfall; die Professoren waren entsetzlich unwissend und ebenso wie sie der Klerus. Und nicht allein das; die Unsittlichkeit war haarsträubend. Canisius berichtete das getreulich, und die Jesuiten gingen ernstlich an die Arbeit. Zunächst besserten sie überall den Unterricht und dann befleißigten sie sich eines streng sittlichen Lebens. Canisius gewann gegen das Ende der funfziger Jahre festen Boden in Augsburg, wo er sich in der gemischten Bevölkerung äußerst geschickt benahm.

VI.

Um diese Zeit kam der kleine Lukas Geizkofler aus Sterzing nach Augsburg und zwar sollte er auf Veranlassung seines Bruders Michael die dortigen Schulen besuchen. In seiner Heimat wollte Lukas nicht bleiben, denn er mußte da Böses befürchten. Er ging dort in die lateinische Stadtschule, wo viele arme Schüler, sogenannte Schützen waren, die morgens im Spital eine warme Wassersuppe und dann abends bei den Bürgern Freitisch erhielten. Einem solch armen Jungen gab des Lukas Mutter, als bei ihr geschlachtet wurde, so viel Bratwürste, daß er sie an dem Abend nicht aufessen mochte und das am folgenden Tage, einem Freitage, that. Als das der Schulmeister hörte, hing er ihn an den Händen auf und schlug ihn so lange grausam, bis die Mitschüler das Salve regina zu Ende gesungen hatten. Noch einmal kam Aehnliches vor. So wurde dem Lukas die Schule verekelt, und man schickte ihn nach Augsburg, wo er guten Unterricht erhielt. — Unter andern war der berühmte Hieronymus Wolff dort sein Lehrer, der ihn später dem ebenso bekannten Schulmann Sturm in Straßburg empfahl. Als er nun sich in Augsburg bei seinem Bruder Michael aufhielt, merkte er schon sehr deutlich die immer mehr wachsende Macht der Jesuiten. Es flossen ihnen bedeutende Geldmittel zu und sie benutzten ihren zunehmenden Einfluß dazu die Protestanten zu bekehren oder, wenn sie ihren Versuchungen Widerstand entgegensetzten, aus guten Stellen zu verdrängen. Lukas erzählt, daß die Jesuiten einer Magd den Teufel ausgetrieben und dabei erfahren hätten, Herr Michael Geizkofler sei ein Anhänger Luthers, er würde aber noch zur allein seligmachenden Kirche zurückkehren, denn er sei von einem katholischen Priester getauft und stamme aus einem katholischen Hause. Um ihn zum Uebertritt zu bewegen, feindeten sie ihn auf alle Weise an; er aber blieb fest. Nicht alle widerstanden solchen Verlockungen oder Anfeindungen. Ebensowenig gelang es den Jesuiten den Michael Geizkofler und andere Protestanten aus dem Dienste der Fugger zu verdrängen. Denn obwohl diese klugen Herren ihrer Stellung wegen katholisch blieben, so waren sie fein genug ihre protestan-

tischen Unterthanen zu schonen und ihre protestantischen Beamten zu behalten, die sie besser gebrauchen konnten, als die katholischen. Michael Geizkofler stand in Diensten des Freiherrn Marx Fugger von Kirchbach und Weißenhorn, der eine schwäbische Gräfin Eberstein, eine protestantische Dame, zur Frau hatte. Als die Jesuiten diese bekehrt hatten, legten sie es dem Freiherrn nahe, ihnen alle lutherischen Bücher aus seiner Bibliothek auszuliefern. Das that der Herr denn doch nicht, sondern schenkte sie dem Michael Geizkofler auf seine Bitten. Im Hause seines Bruders fand Lukas diese schöne Sammlung und benutzte sie fleißig. In Augsburg wohnte Lukas nicht bei seinem Bruder, sondern war von diesem in Pension zum Magister Matthias Schenk gegeben worden, der die St. Annen-Schule leitete: Als er diese Schule durchgemacht hatte, hörte er im St. Annen-Gymnasium bei dem schon eben erwähnten Hieronymus Wolff täglich zwei Stunden dessen Explikationen über Cicero.

Die Stadt Augsburg ließ auf ihre Kosten sechs junge Leute an diesem Gymnasium studieren. Einen von diesen Sebastian Westermacher, ein Augsburger Kind, gab der Direktor Schenk dem Lukas zum Stuben- und Studiengenossen, um den etwas zu lustigen Lukas an die Schul-Disciplin zu gewöhnen. Aber Westermacher entfloh bald den engen Schulwänden, wurde erst Schreiber in der Pfalz und ging an den kaiserlichen Hof, wo er zum Katholizismus übertrat und ein hoch angesehener und reicher Herr ward. Als viele Jahre später Lukas in Angelegenheiten der Fugger an den kaiserlichen Hof kam und dort seinen früheren Stubengenossen traf, nahm dieser ihn sehr freundlich auf und gab ihm manchen guten Rat. Dabei gestand er ihm, er sei noch von der Wahrheit der Lutherschen Lehre überzeugt, aber die Ehrsucht und die Lust zum Wohlleben hätten ihn zum Abfall bewogen.

VII.

Auf der Schule hat sich Lukas viel mit lateinischer Poesie beschäftigt. Von Augsburg aus bezog er die Universität Straßburg, wohin er zahlreiche Empfehlungen mitnahm.

Er hatte bis dahin, wie gesagt, auch die Poesie gepflegt, jetzt aber widmete er sich ernstlich der Rechtswissenschaft, ohne jedoch ganz und gar das Studium der lateinischen Klassiker zu vernachlässigen. Damals im Jahre 1570 hielt Maximilian II. einen Reichstag in Speyer ab, wohin auch Geizkofler ging, da einer seiner Brüder in Diensten des Erzhauses stand. Am 31. Juli nahm dort eine Tochter Maximilians von ihrem Vater Abschied, um mit zwei jüngeren Brüdern nach Spanien zu reisen. Der Kaiser hatte nämlich seine Base Maria zur Frau, eine Schwester Philipps II., des spanischen Königs. Dieser Hort des Katholizismus liebte seine Schwester sehr zärtlich und wollte, daß ihre Söhne so recht katholisch erzogen würden. Da er aber wußte, daß sein Vetter und Schwager, der Kaiser, nicht so streng rechtgläubig sei wie er, so wußte er es durchzusetzen, daß mehrere der Prinzen zu ihm gesendet würden. Der Kaiser mußte dem mächtigen Vetter nachgeben. Daß er es nicht gern that, ersieht man aus einem Zuge, den uns Lukas mitteilt. Maximilian, so erzählt er, wollte auch seinen Sohn Matthias nach Spanien schicken, der aber antwortete, „er habe nicht Lust in Hispaniam zu ziehen, denn er vernehme, daß man auch die Teutschen darin verbrenne. Da hat sein Herr Vater darauf vermeldet: nun, mein Son Matthias, ich merk wol, du wilt nit guet spanisch werden, und weil du denn kein lust hinein hast, so will ich dich auch nit nöten.“ Um diese Zeit machte sich die größere Hinneigung Maximilians zur katholischen Partei schon recht bemerklich, und je mehr man sich nun mit seiner Politik beschäftigt, desto mehr kommt man zu der Ansicht, daß seine Stellung zur Religion wesentlich durch die politischen Verhältnisse beeinflußt worden sei. Der Herr war schwächlich und von schwankender Gesundheit; es lag ihm daran, seine sehr zahlreiche Familie gut zu versorgen. Damals hatte Philipp II. nach dem Tode seines Sohnes Don Carlos keinen männlichen Erben, weshalb er um auf alle Fälle seinem Hause den Thron zu sichern seine Neffen in Spanien wollte erziehen lassen. Ferner dachte Maximilian daran einem seiner Söhne den polnischen Thron zu verschaffen.

Alles das waren äußere Gründe, die ihn bewogen sich den Katholiken zu nähern; aber wir wollen nicht leugnen, daß ihn wie so viele auf der Grenze beider Konfessionen stehende, ruhige Naturen der Zwiespalt anwiderte, der unter den Protestanten ausgebrochen war.

VIII.

Geizkofler blieb bis zum Jahre 1572 in Straßburg und hatte das Glück, dem Herrn Hans Fugger, bei dem sein Bruder Michael bedienstet war, in Prozessen, die er mit seinem Vetter Jacob Fugger zu führen hatte, wertvolle Dienste zu leisten. Dafür versprach ihm Herr Hans, daß er ihn anstellen würde, sobald er seine Studien vollendet hätte. — Im Frühling des Jahres 1572 kam die frohe Kunde nach Straßburg, daß der schöne und edle Held Don Juan d'Austria, der Halbbruder Don Philipps, den Erbfeind der Christenheit, die Türken, in der Seeschlacht bei Lepanto 1571 gänzlich besiegt habe. Durch die ganze Christenheit erregte die Botschaft Freude.

An zwei Stellen bedrohte der Erbfeind die Christenheit: am Mittelmeer und von Ungarn aus. Den Angriff von der letzteren Seite her mußten die deutschen Habsburger übernehmen, aber sie führten den Kampf doch nur in ganz elender Weise. Luther hatte die Fürsten mit feurigen Worten zu diesem Streite aufgefordert, aber es hatte nicht viel geholfen und bis ins 18. Jahrhundert hinein konnte man sich dieser Feinde kaum erwehren. Wie oft sind sie in die österreichischen Erblande eingefallen und haben tausende und abertausende von Christen in harte Sklaverei geschleppt! Und wenn dann die österreichischen Erzherzöge von den Ständen der Erblande Hülfe begehrten, dann forderten diese dafür Vergünstigungen für die lutherische Religion. War es da wunderbar, daß die Erzherzöge schließlich der Ansicht wurden, die Angelegenheit werde gebessert werden, wenn alle Unterthanen eines Glaubens wären? Schien das doch gerade durch diesen Sieg bei Lepanto im Jahre 1571 bestätigt zu werden. Philipp II. hatte sein Spanien fest geeinigt, und so die Macht ge-

wonnen, die Muhamedaner von seinem Lande dauernd fern zu halten. —

IX.

Geizkofler erhielt in Straßburg diese Nachricht sehr zeitig und teilte sie einem seiner Bekannten, dem Grafen Manderscheidt, mit, der ihm dafür in freudiger Erregung ein Pferd schenkte. Das kam dem Studenten gerade zu rechter Zeit, denn er wollte mit noch 26 anderen jungen Edelleuten nach Paris auf die Universität ziehen. Diese Herren stammten meistens aus Meißen und Schlesien. Zu ihnen gehörte auch ein Herr von Krekowiz, mit dem Lukas ganz besonders befreundet war. Später wurde der Herr katholisch, um im kaiserlichen Dienste schnell empor zu kommen. Das gelang ihm auch. Nachher war er kaiserlicher Gesandter in der Türkei und wurde als solcher von den Türken ganz wider alles Völkerrecht eingekerkert, und ist elend umgekommen. Lukas erzählt das und sieht es als eine gerechte Strafe für seinen Abfall an. — Es befanden sich damals 1500 deutsche Studenten in Paris. Unser Gewährsmann giebt nicht an, wodurch so viele dorthin gelockt worden seien, und es bleibt zweifelhaft, ob die Vortrefflichkeit der Professoren oder die bevorstehende Hochzeit des Königs Heinrich von Navarra mit Margarethe von Valois der Hauptgrund gewesen ist. —

Geizkofler und Krekowiz waren beide von Straßburg aus an den damals sehr berühmten Professor der Philosophie Pièrre la Ramée empfohlen worden und hörten bei ihm und anderen eifrig Vorlesungen. Die Professoren waren unter einander bitter verfeindet, einer beneidete des andern Erfolge. So war denn auch Ramée seines Ruhmes wegen so verhaßt, daß seine Gegner ihn als einen Ketzer verschrieen, und es zu bewirken wußten, daß er als solcher in der Bartholomäusnacht ermordet wurde.

Wie häufig dieses Mittel angewendet worden ist, um Gegner zu verleumden, ersieht man aus folgender Erzählung unseres Gewährsmannes. An der Hochschule lehrten zwei andere Herren, Riolanus und Postulus, deren Vorlesungen Lukas besuchte. Da Postulus mehr Zuhörer als Riolanus

hatte, so verbreitete dieser das Gerücht, jener habe als Lehrer des Don Carlos, des Sohnes Philipps II. seinen Zögling zu protestantischen Ansichten bekehrt, ihn den Niederländern geneigt gemacht und so den König Philipp gezwungen seinen Sohn zu töten. Natürlich verbot die französische Regierung aufs ernstlichste dieses Gezänke. Sie kannte nämlich durch ihre Gesandten am spanischen Hofe, wie wir das aus ihren Berichten wissen, ganz genau die Sachlage. Und was diese nicht mitteilten, erfuhr das königliche Haus durch die Königin von Spanien, die eine französische Prinzessin war. Nun ist als ganz sicher festgestellt, daß Don Carlos stets streng katholisch gewesen und daß er nicht von seinem Vater getötet, sondern infolge seines unsinnigen Lebens zu großer Betrübnis von Don Philipp gestorben ist. Man ersieht aber aus dieser Angabe, daß schon damals durch die Gegner des spanischen Königs diese bösen Gerüchte über ihn allgemein verbreitet waren. —

X.

Während dieses seines Aufenthaltes in Paris erlebte nun Geizkofler jenes schauerliche Trauerspiel, welches wir die Bartholomäusnacht zu nennen pflegen. Schon im Juni 1572 verbreitete sich in Paris allgemein das Gerücht, daß man etwas gegen die Hugenotten im Schilde führe. Von den 1500 deutschen Studenten machten sich viele davon, aber Geizkofler blieb auf den Rat eines ihm befreundeten Herrn von Welsperg. Dieser gab ihm dabei die Weisung, er möge seine Wohnung wechseln. Lukas hatte sich nämlich bei einem deutschen Buchhändler eingemietet, der seine Landsleute sehr gut hielt. Welsperg aber wünschte, daß er zu einem französischen Priester, namens Blandis ziehen möge, der in seiner großen Wohnung bei der St. Hilariuskirche mit seiner Mutter eine Pension hielt. Nur ungern folgte Geizkofler diesem Rate, den er später als einen vorzüglichen erkannte. Er und seine Mitpensionäre, von denen mehrere heimliche Hugenotten waren, mußten tüchtig bezahlen, wofür sie dann auch in Schutz genommen wurden.

Wenn wir nun dem Berichte unseres Gewährsmannes

folgend von der Bluthochzeit und der Bartholomäusnacht sprechen werden, so wollen wir nicht alle Vorgänge des Breiteren erzählen, sondern nur das melden, was Lukas gesehen und erlebt hat. —

Den 8. Juli zog der König Heinrich von Navarra in Paris ein. Er wurde feierlich eingeholt, und zwar war in diesem Geleite auch der jüngste Sohn der Katharina von Medici, der Herzog von Alençon. Beim Einzuge erblickte dieser in einem Hause eine schöne Frau. Er ließ den Mann abends erwürgen und die Frau zu sich bringen. Bei Tisch sprach Geizkofler seinen Unwillen darüber aus und ihm stimmten seine Gefährten bei; aber ein Jesuit, der mit ihnen aß, verteidigte die That, denn der Mann sei ein heimlicher Ketzer und das Weib nur sein Kebsweib gewesen. Bei dieser Gelegenheit äußerte man in der Pension, daß in Frankreich kein Glück und Segen mehr sei, seitdem mit der Katharina von Medici so viel Italiener das Land heimsuchten. Dieser Partei, zu der sich die Guisen hielten, sei auch der Mordversuch zuzuschreiben, der damals gerade aus einem Hause der Guisen auf das verehrte Haupt der Hugenotten, auf den greisen Admiral von Coligny, gemacht wurde. Wie schwer mag es dem ernsten, edeln Manne geworden sein, das Schwert gegen seinen König zu ziehen und wie lange hat er geschwankt, ehe er sich dazu entschloß. Erst als seine Gemahlin, Charlotte de Laval, ihm ins Gewissen redete, er sei ein großer Capitain und müsse als solcher der Sache Gottes dienen, da erst entschloß er sich, seine Glaubensgenossen zu führen. Nun war er froh, daß diese Hochzeit die streitenden Parteien versöhnen sollte und noch größer war seine Freude, als der König ihm die Aussicht eröffnete, daß ein Heer, welches sich sammelte, ihm zum Kampfe gegen Spanien anvertraut werden würde. Da traf ihn der Schuß, der ihm die Haud zerschmetterte. Den verwundeten Herrn besuchten viele deutsche Studenten, unter ihnen auch Geizkofler. Es muß uns wunderbar erscheinen, daß der Admiral trotzdem in Paris blieb; aber er traute den Versprechungen seines Herrn. Man streitet darüber, ob König Karl IX. von allem Anfange an mit List und Ver-

räterei gegen die Ketzer vorgegangen sei. Einige meinen, daß erst im letzten Augenblicke seine Mutter ihn bewogen habe, ihren hinterlistigen Plänen beizustimmen.

Wir wollen hier nicht versuchen den Streit zu schlichten und nur angeben, daß unser Gewährsmann die Ansicht ausspricht, nach welcher der König von Anfang an Verrat gesponnen habe. — Wenn man den Bericht Geizkoflers über die schauerlichen Vorgänge liest, so erstaunt man, mit welcher Ruhe und mit welcher Kühle er diese Begebenheiten erzählt. Um das zu erklären, sei es uns hier gestattet, einen Ausspruch des berühmten französischen Histerikers, des Protestanten Guizot, anzuführen, der auch für die Beurteilung Karls IX. von Bedeutung ist. —

„Ein Massacre, ein Blutbad, war in diesem Jahrhundert, sagt Guizot, ein Vorgang, der nicht solch' einen Abscheu und solch' ein Erstaunen hervorrief wie heut zu Tage. Man hatte ja so wenig Achtung vor dem menschlichen Leben und vor der Wahrhaftigkeit in den Beziehungen der Menschen zu einander! Töten und täuschen waren oft wiederholte Vorgänge." Der Schriftsteller zählt in den Jahren 1562—1572 15—20 Massacres auf, die kaum eine dauernde Spur hinterlassen haben. Dies Blutbad war den Protestanten lange vorher verkündet; als es aber eintrat, kam es doch unerwartet und gewaltiger wie irgend eins der vorher gegangenen.

XI.

Ganz besonders fesselten Geizkofler die Hochzeitsfeierlichkeiten. Er erwähnt da, daß der König von Navarra und seine Vettern, die Prinzen von Condé, in keine katholische Kirche gegangen seien. Deshalb nahm auch die Trauung einen seltsamen Verlauf:

„Dieweil der König von Navarra nit wollte in die pfäffische Thuemkirche gehen, so erzählt Lukas, so hat man vor derselben ein große brucken gemacht, mit herrlichen tapezereyen geziert, darauf die königliche Braut mit einer köstlichen kron von edlen gestein und perlen, so man auf etliche 100 tausend kronen geschätzt, durch ihren bruedern den König in Frankreich dem König von Navara als dem Bräutigam zugeführt worden ist."

Diese Einsegnung ist erst um 6 Uhr abends vom Cardinal von Bourbon vorgenommen, welcher die Brautleute mit gar wenig Worten zusammengab.. Darauf ging die junge Frau mit ihrem Bruder in die Messe, während der König von Navarra vor der Kirche auf sie wartete. —

Dann begab man sich zum Hochzeitsmahl, nach welchem einige züchtige Tänze getanzt wurden. Die Hugenotten sahen sie zwar an, nahmen aber an ihnen nicht teil.

Auch wurden nach der Sitte jener Tage Schauspiele aufgeführt, in denen Apollo und alle griechischen Götter Rollen spielten. Neben diesen feineren Vergnügungen hatte der König auch solche veranstaltet, die seinem Charakter ganz entsprachen. Karl IX. war ein sehr unglücklicher Mensch. Seine Mutter liebte ihn nicht, das wußte er genau, denn sie hatte von allen ihren Kindern nur den späteren König Heinrich III. lieb, und verzog diesen auf alle Weise. Die Kinder fürchteten die herz- und sittenlose Mutter, die sich nicht scheute auch mit Gift gegen ihre Feinde vorzugehen. Der König Karl fühlte sich oft so vereinsamt nnd unglücklich, daß er seine Unruhe auf tollen Jagden zu ertöten versuchte. Wenn er dann übermüdet nach Hause kam, überfielen ihn epileptische Zuckungen und er fand nur Ruhe bei einer treuen Seele, seiner alten Amme. In ihren Schoß legte er sein armes Königshaupt und wenn ihm der blutige Schaum aus dem Munde brach, sang das alte Mütterchen dem kranken Pflegling die alten Kinderlieder vor, die er einst so gern gehört, und er entschlief, um zu erneuter Verzweiflung zu erwachen. In tollem Treiben suchte er Vergessenheit seines qualvollen Daseins. So folgte bei der Hochzeit Fest auf Fest, unter anderen auch eine Tierhetze. Zu dieser hatte man einen großen weißen Bären gefangen. Als man ihn zum Kampfplatze hinschaffte, riß er sich los und fuhr unter die Leute. Natürlich entstand eine heillose Verwirrung, doch ging es ohne Todesfälle ab; es wurden nur Mäntel, Hüte, Degen ꝛc. verloren und gestohlen. Man erzählt, der König habe das veranlaßt und sich bei dem Durcheinander herrlich ergötzt. Andere versichern, die Schweizer Gardisten hätten die Verwirrung absichtlich herbei geführt und dabei tüchtige Beute gemacht.

XII.

Aus dem, was wir mitgeteilt haben, geht deutlich hervor, daß der Gegensatz zwischen den französischen Protestanten und Katholiken nicht bloß auf der Verschiedenheit des Bekenntnisses beruhte, sondern auch auf der ganz entgegengesetzten Auffassung des Lebenszweckes. Die maßgebenden Kreise des französischen Volkes fanden sich äußerlich mit der Religion ab; die Hugenotten aber machten Ernst und ließen sie ihren Einfluß auf das sittliche Leben ausüben. So wie sie in ihren Kirchen die größte Einfachheit liebten, keine Kreuze, keine Bilder duldeten, keinen Altar hatten, sondern nur einen einfachen Tisch des Herrn, wie sie keine musikalischen Aufführungen beim Gottesdienst gestatteten, sondern nur ihre einförmigen Psalmen sangen, so befleißigten sie sich auch eines einfachen, streng sittlichen Lebenswandels. Konnte es wohl einen größeren Gegensatz geben, als die Hofhaltung der Mutter Heinrichs von Navarra, der Jeanne d'Albret, und der Catharina von Medici! Wer hat nicht von dem Paradiesgärtlein der Catharina gehört d. h. von ihrem Hofstaat, der aus den schönsten Damen Frankreichs bestand, und dazu benutzt wurde die Männer zu gewinnen, welche Catharina zu ihren politischen Plänen gebrauchte. Und doch war die Mehrzahl der Franzosen mehr einverstanden mit dieser Art des Lebens nnd dieser Auffassung der Religion, als mit der der Hugenotten. Es ist gar kein Zweifel und das ersieht man auch aus Geizkoflers Berichten, daß die meisten Unterthanen des Königs nicht mit der Begünstigung der Hugenotten einverstanden waren. So wenig wie damals der deutsche Kaiser ein Protestant sein konnte — weshalb denn auch Maximilian II. katholisch blieb, obwohl er lutheriche Regungen hatte — ebenso wenig konnte ein Hugenot Herrscher in Frankreich sein. Das hat später Heinrich IV. eingesehen und ist mit den frivolen Worten übergetreten: ein Königreich ist wohl eine Messe wert.

XIII.

Diejenigen, welche der Ansicht sind, daß Karl IX, eine

Zeit lang wirklich ernstlich daran gedacht habe, Frieden mit den Hugenotten zu schließen und ihn zu halten, erzählen nun, daß seine Mutter im letzten Augenblicke seine Bedenken bekämpft und überwunden habe. Sie habe ihm klar gemacht, daß er die Krone verlieren würde, wenn er die Protestanten begünstige. Das habe er begriffen, und zuletzt seine Erlaubnis zu dem Blutbade unter der Bedingung gegeben, daß man keinen Ketzer übrig ließe, der ihm Vorwürfe machen könnte. Wie gerne versprach man das! Der König mochte dabei an Sigismund und Huß und vielleicht auch an Karl V. denken, der sich weigerte Luthers freies Geleit zu verletzen und sich dahin äußerte, daß er nicht vor Luther erröten wolle, wie sein Vorfahr vor Huß. — So brach der verhängnisvolle 24. August an. — Das Morden begann im königlichen Palaste, wo eine große Anzahl von Hugenotten einquartiert war. Da eilte der ältere Prinz von Condé zum König, „als ob er nit bey sinnen wär und aus hochverursachten äußersten unmuth und herzeleid ohne alle scheu zu dem König in Frankreich diese wort frey, rund und tapfer gesagt: du hast den frieden gebrochen als ein Gottloser und Meineidiger. Darauf der König geantwortet: wilt du denn auch deinen kopf verlieren, wie du würdig bist? trolle dich alsbald und gehe mir aus meinem angesicht.“

Dann begaben sich die Mörder in die Herberge des Admirals Coligny. Sie wurden von dem Herzoge von Guise angeführt, dessen Vater der Admiral, wie die Guisen behaupten, im Kriege habe erschießen lassen. Die Trabanten, welche Karl IX. dem Admiral als Schutzwache gestellt hatte, widerstanden dem Herzoge nicht, sondern halfen ihm vielmehr; wohl aber verteidigten ihn die Schweizer, die ihm der König von Navarra geschickt hatte. Als der Admiral ermordet war, warf man seinen Leichnam auf Befehl des Herzogs zum Fenster auf die Straße hinaus, durchstach ihn mehrmals und schnitt ihm Kopf und Finger ab. Der Kopf soll, so erzählt Geizkofler, nach Rom geschickt sein, die Finger aber haben die Mörder auf den vornehmsten Plätzen von Paris gezeigt und einige um viel Geld verkauft und auch in andere Städte gebracht. Dann hing

man den verstümmelten Leichnam an einen Galgen, aber er wurde in der folgenden Nacht von seinen Anhängern herab genommen und weggeführt ohne daß man je erfahren, wer es gethan hat. Es sind die einzelnen Bluttaten so oft erzählt und auch so entsetzlich, daß ihre Schilderung höchst unerfreulich ist. Als man die Wut des Pöbels einmal entfesselt hatte, da war kein Halten mehr; es ging wie in der französischen Revolution, wie früher in den Albigenserkriegen; wer seinen Privatfeind töten konnte, der that es unter dem Vorwande, er sei ein Ketzer. Besonders verfolgte man die Buchhändler; man plünderte ihre Läden, häufte die Bücher auf, steckte sie in Brand und stürzte die Buchhändler in die Glut. Manche von den Deutschen, die fast alle dem Protestantismus geneigt waren, wurden auch ermordet, da sie sich nicht vorsichtig genug benahmen. Der Priester, bei dem Geizkofler mit anderen Deutschen wohnte, beschützte sie, ließ sich aber dafür tüchtig bezahlen. Selbst in dieser schweren Zeit konnten die Deutschen das Betrinken nicht lassen und brachten sich dadurch in ernste Gefahr. —

Der König Karl IX. hatte zur Gemahlin eine Tochter des Kaisers Maximilians II., mit Namen Elisabeth. Fast keine deutsche Prinzeß, die nach Frankreich verheiratet worden, ist dort glücklich gewesen — diese keusche und sittenreine Frau am allerwenigsten. Als sie damals von ihrem Kaplan Hormann von Mainz hörte, was vorgekommen, da fiel sie ihrem Gemahl zu Füßen und bat um Schonung für ihre Landsleute. Der würdigte sie keiner Antwort, sondern sagte zu einem Kammerherrn, heben sie die deutsche Göttin auf und führen sie dieselbe in ihr Gemach. Er mochte sie nicht leiden, denn sie war ihm zu kühl, worüber er sich bei seiner Mutter beklagte und meinte, sie passe in ein Kloster. Dahin ist sie später auch gegangen und 1592 in Wien als Nonne gestorben. — Etwas half die Bitte der Königin, aber nicht viel. —

Wenn sich Karl IX. hatte versprechen lassen, daß alle Ketzer getötet werden würden, so war das natürlich nicht durchzuführen. Manche Statthalter in den Provinzen weigerten sich, den Befehl auszuführen; sie seien dazu

in einer zu hohen Wiege geboren. Einzelnen Hugenotten gelang es, trotzdem sie eifrig verfolgt wurden, doch glücklich aus dem Lande zu fliehen. So dem Grafen Montgommery, dessen Schicksal der Erwähnung wohl wert ist. Er war Kapitain in der Leibwache Heinrichs II.. Als dieser an seinem Hofe eine Hochzeit feierte, fand ein glänzendes Turnier statt. Sieger blieb Montgommery. Da forderte Heinrich II. den Grafen auf, auch mit ihm eine Lanze zu brechen. Ungern that es dieser. Die Lanzen zersplitterten kunstgerecht und beide Kämpfer blieben im Sattel. Montgommery hatte nicht schnell genug den Lanzenschaft wegwerfen können und so drangen die Splitter dem Könige in das Auge. Bewußtlos sank er vom Pferde und starb bald darauf. Catharina von Medici hat dem Grafen dies Mißgeschick nie vergeben. Nun hatte sich Montgommery als Hugenot immer vom Hofe fern gehalten, war aber doch der Einladung zur Hochzeit gefolgt. Da wollte sich Catharina rächen. — Ein Freund verriet dem Grafen den Anschlag, der eben nur noch Zeit hatte sich auf sein Roß zu werfen und davon zu jagen. Hinter ihm her waren die Reiter der Guisen, aber er entkam ihnen und gelangte glücklich nach England.

Wie erging es nun den deutschen Studenten? Sie mochten in den ersten Tagen das Haus nicht verlassen. Wollte man sicher durch die Straßen gehen, so mußte man an der Kopfbedeckung ein Bild der Jungfrau Maria tragen. Die Hugenotten verwarfen die Verehrung der Jungfrau Maria und die protestantischen Deutschen ebenso. Heucheln mochten sie nicht, und so blieben sie lieber zu Hause.

Geizkofler hatte darüber eine Unterredung mit seinem Wirte. Er machte ihn darauf aufmerksam, daß die Jesuiten sich doch auch mit dem bloßen Namen Jesu ohne den Zusatz der Jungfrau Maria begnügten. Dagegen antwortete der Priester: ja, bei den Jesuiten sei kein Verdacht zu hegen, aber bei den Deutschen oder calvinischen Franzosen müsse man auch insonderheit auf den Namen der heiligen Jungfrau Marie dringen, auf daß man ihre hugenottischen oder calvinischen Gemüter desto besser spüren und probieren möchte. Geizkofler meinte dann, man müsse sie vielmehr

aus der Lehre erkennen, und er wollte ihm beweisen, daß die Hugenotten von der Person Christi dasselbe lehrten wie die Jesuiten; doch ließ er die Sache fallen, da ihm die Zeitverhältnisse für eine solche Disputation zu gefährlich schienen. Nach einiger Zeit riet sein Wirt, Geizkofler möge mit seinen Freunden einige Tage auf das Land reisen, wohin er ihm Empfehlungen mitgeben wolle. Aus welchem Grunde er das gethan, ist nicht so recht ersichtlich. Jedenfalls folgte man seinem Rat. Man kam in ein Dorf und wurde dort in einem Schlosse untergebracht, in welchem sich so viel Zauberspuk gezeigt hatte, daß man es nicht mehr bewohnte. Alle Welt war sehr erstaunt, als am andern Morgen die Deutschen gesund und munter heraus kamen. Seitdem ward das Schloß nicht mehr heimgesucht. —

XIV.

Wenn damals deutsche Studenten aus Paris wegziehen wollten, so sah das der König sehr ungern; er scheute sich doch vor der üblen Nachrede und gab die heiligsten Versicherungen seines Schutzes. Die Deutschen aber glaubten ihm nicht und hielten ihn für einen treulosen, meineidigen Mann. Deshalb thaten sich Edelleute aus Oesterreich, Schlesien, Sachsen und Franken zusammen und wollten wohl bewaffnet das Land verlassen. Mit ihnen beschloß Geizkofler zu ziehen, gab aber den Plan auf, weil ihm ein befreundeter hochstehender Mann den Rat erteilte es nicht zu thun, da der König überall seine Reiter ausgeschickt habe, um die Fremden zu hindern aus Paris zu fliehen. Diese Herren baten den König um einen Geleitsbrief. Da sie ihn längere Zeit nicht erhielten, so äußerte ein Kärntner, ein Herr von Keutschach: was warten wir auf den Paß, 'der König ist ein meineidiger Betrüger,' es ist eine Thorheit seinem schriftlichen oder mündlichen Wort zu vertrauen. Der König erfuhr diese Rede und wollte den Edelmann verhaften lassen, aber Geizkofler warnte ihn und er versteckte sich. Es kehrten nun so viel Deutsche heim, daß sich ein königlicher Secretarius, mit dem Geizkofler bei seinem Wirte speiste, dort rühmen konnte, er habe den Deutschen 1500 Pässe aus-

gefertigt und für jeden etwa 8 Kronen erhalten. Gerne wäre Geizkofler auch aus Paris weggezogen, aber er mußte mehrere Wochen auf Wechsel von Hause warten. Diese Zeit benutzte er fleißig, um sich in seinen Studien zu vervollkommnen. An der Sorbonne nämlich, der theologischen Fakultät der Universität, studierten damals auch zwei Gebrüder Welser aus Augsburg. Ihr Hofmeister, ein Dr. Krebser, war ein gelehrter Mann; er veranstaltete wöchentlich Privat-Disputationen über juristische Themata, zu denen auch Geizkofler zugelassen wurde. Dort, so meint er, habe er viel gelernt. Während dieser Zeit wurde Geizkofler mehrfach vor Anschlägen gewarnt, welche der Pöbel gegen die Deutschen im Schilde führe. Man wollte sie überfallen und ausplündern, wie das in Orleans geschehen war. Auch der Priester Blandis, bei dem er wohnte, hatte aus guter Quelle erfahren, daß man ein Auge zudrücken würde, wenn man namentlich nachts die Deutschen überfallen wollte. Der König nämlich zürnte ihnen, weil sie ihm nicht vertrauten. Bei Blandis wohnten 60 Studenten, diese ermahnte Geizkofler zu wachen und zu beten. Aber ihm widersprach der Doktor Georg Bemler, der Hofmeister von zwei jungen Augsburgern. Der meinte, es sei jetzt nicht Zeit zum Beten, sondern man müsse seinen Mut dadurch auffrischen, daß man einen ordentlichen Schluck tränke. Ein Teil der Studenten folgte seinem Rate; sie ließen Wein kommen, betranken sich und prügelten sich. Da sie dabei gewaltigen Lärm machten, kam die Scharwache, welche durch den Priester Blandis und die Nüchternen beredet weiter nicht einschritt. Am andern Morgen große Reue, besonders vonseiten des Herrn Doktors. Man bedankte sich vielmal bei Geizkofler und bat ihn, er möge davon nichts nach Augsburg berichten. Die Maßregeln gegen die Hugenottten wurden nicht gleich eingestellt. Zunächst nämlich forschten die Herren von der Sorbonne nach, ob die Studenten ketzerische Bücher hätten. Sie fanden eine große Anzahl, die sie alle verbrennen ließen. Am 9. September wurden überall in Paris des Papstes Gregorius XIII. lange Indulgenz- und Ablaßbriefe angeschlagen, wodurch angeordnet wurde, daß man Dankesprocessionen anstellen

sollte für den Sieg, den man bei Lepanto wider den Erbfeind erfochten hatte. Eine solche fand am 11. September statt. Unter den Bildern, die vorbei getragen wurden, befand sich auch das der heiligen Genoveva. — Wir können hier nicht des Breiteren erzählen, wie diese sagenumsponnene Gestalt die Schutzheilige von Paris geworden ist; genug, sie war es und wurde nicht allein damals sondern noch, im vorigen Jahrhundert auf das höchste verehrt. Wir sahen, erzählt Geizkofler, mit höchstem Entsetzen und größter Verwunderung, mit welchem Eifer das Volk zu dem Bilde der Genoveva drang, um dasselbe anzurühren. Auch die Spekulation benutzte diese Gelegenheit, denn nach dem Umzug bot man Rosenkränze feil, mit denen man das Bild berührt hatte, die imstande sein sollten allerlei Krankheiten zu heilen. Der Pfaffe Blandis, bei dem Lukas wohnte, nannte ihm eine erkleckliche Summe, die dieser Handel einbrachte. — Wunder bestärkten das Volk in dem Glauben, daß die Austilgung der Ketzer ein Gott wohlgefälliges Werk sei. Am 15. September weinte eine Madonna bei der Kirche des heiligen Hilarius. Geizkofler und seine Freunde hatten das Wunder gesehen, berichteten darüber dem Priester Blandis und sprachen die Meinung aus, das sei ein Werk des Bösen. Der Pfaffe bestritt das: die Madonna weine über die Verstocktheit der Hugenotten, deren Bekehrung sie wünsche. Er wollte ihnen noch ein anderes Wunder zeigen. Sie gingen nun mit ihm auf den Kirchhof, wo trotz des scheußlichen Wetters hunderte von Menschen vor einem Baum knieten, der trocken und blätterlos vor der Bluthochzeit gewesen war und jetzt blühte und grünte. So sei das Königreich, meinte man, tot und unfruchtbar gewesen, weil man die Hugenotten geduldet hätte; da sie nun vernichtet seien, blühe das Reich wieder auf und werde so lange blühen, so lange man die katholische Religion ehre. Und das war unzweifelhaft die Ansicht der Mehrzahl der damaligen Franzosen. —

Die Mörder und Räuber hatten bedeutenden Gewinn von der Schreckensnacht; sie verkauften täglich öffentlich alles Mögliche, was sie erworben hatten. Nicht allein Privatleute bereicherten sich so, auch der Köuig. — Da

durch das Morden viele Aemter frei geworden waren, so bot man sie aus, denn bekanntlich wurden solche in Frankreich veräußert. Natürlich gewann der König dadurch viel Geld und ebenso dadurch, daß er die Güter der Hugenotten einzog. Es sind über 100000 Ketzer in Frankreich umgebracht. Der Papst Gregorius XIII. hat darüber als über ein löbliches Werk sehr triumphiert. Damals teilte Lukas' Wirt ihm mit, wie der Herzog von Alba in den Niederlanden gewütet habe, und meinte lachend: ei, nun werden die Hugenotten fürgeben, ihr Acker, das ist ihre ketzerische Kirche sei durch so viel Blut ihrer Glaubensgenossen wohl gedüngt worden. Lukas antwortete ihm, daß es sich zeigen würde, wie wenig dies Blutvergießen genützt habe. — Seine Ansicht wurde bald bestätigt, denn Kaiser Maximilian II. erklärte feierlich, er habe keinen Teil an diesem Blutbade und könne nur sein Mißfallen darüber aussprechen; hätte er geahnt, daß so etwas im Schilde geführt würde, so würde er alles versucht haben, um es zu verhindern. Der König Karl IX. aber kehrte sich an alle solche Urteile nicht, doch ist es bekannt, daß er seit der Bluthochzeit nirgend Ruhe fand und sich fortdauernd zu betäuben suchte. Er war so aufgeregt, daß er nachts oft aus dem Schlafe auffuhr, wenn ihm in seinen Träumen die blutigen Scenen jener Schauernacht lebendig wurden und ihn die aus den Gräbern erstandenen Toten gespenstig umtanzten. —

Er benahm sich wie ein Wahnsinniger. Am St. Michaelstage verlieh er mehreren von denen seinen höchsten Orden, die sich besonders bei dem Morden ausgezeichnet hatten. Im Palast des Erzbischofs von Paris wurde den Rittern ein Festmahl gereicht, wobei es sehr leichtfertig zu ging und der König sich so weit vergaß, daß er seine Serviette in Wein tauchte und einem alten Ritter im Scherze ins Gesicht warf, wodurch diesem seine köstlichen Kleider ganz verdorben wurden. Geizkofler erzählt noch mehrere Schandthaten des unglücklichen Mannes, doch sei es damit genug, wie auch er nicht Alles berichten mag, was er erfahren hat. — Der ehrliche Lukas bedauert den verführten Mann und fordert die Leser auf, für Frankreich zu beten, daß es nicht zu hart bestraft werde. Sie,

räterei gegen die Ketzer vorgegangen sei. Einige meinen, daß erst im letzten Augenblicke seine Mutter ihn bewogen habe, ihren hinterlistigen Plänen beizustimmen.

Wir wollen hier nicht versuchen den Streit zu schlichten und nur angeben, daß unser Gewährsmann die Ansicht ausspricht, nach welcher der König von Anfang an Verrat gesponnen habe. — Wenn man den Bericht Geizkoflers über die schauerlichen Vorgänge liest, so erstaunt man, mit welcher Ruhe und mit welcher Kühle er diese Begebenheiten erzählt. Um das zu erklären, sei es uns hier gestattet, einen Ausspruch des berühmten französischen Histerikers, des Protestanten Guizot, anzuführen, der auch für die Beurteilung Karls IX. von Bedeutung ist. —

„Ein Massacre, ein Blutbad, war in diesem Jahrhundert, sagt Guizot, ein Vorgang, der nicht solch' einen Abscheu und solch' ein Erstaunen hervorrief wie heut zu Tage. Man hatte ja so wenig Achtung vor dem menschlichen Leben und vor der Wahrhaftigkeit in den Beziehungen der Menschen zu einander! Töten und täuschen waren oft wiederholte Vorgänge.“ Der Schriftsteller zählt in den Jahren 1562—1572 15—20 Massacres auf, die kaum eine dauernde Spur hinterlassen haben. Dies Blutbad war den Protestanten lange vorher verkündet; als es aber eintrat, kam es doch unerwartet und gewaltiger wie irgend eins der vorher gegangenen.

XI.

Ganz besonders fesselten Geizkofler die Hochzeitsfeierlichkeiten. Er erwähnt da, daß der König von Navarra und seine Vettern, die Prinzen von Condé, in keine katholische Kirche gegangen seien. Deshalb nahm auch die Trauung einen seltsamen Verlauf:

„Dieweil der König von Navarra nit wollte in die pfäffische Thuemkirche gehen, so erzählt Lukas, so hat man vor derselben ein große brucken gemacht, mit herrlichen tapezereyen geziert, darauf die königliche Braut mit einer köstlichen kron von edlen gestein und perlen, so man auf etliche 100 tausend kronen geschätzt, durch ihren bruedern den König in Frankreich dem König von Navara als dem Bräutigam zugeführt worden ist.“

Diese Einsegnung ist erst um 6 Uhr abends vom Cardinal von Bourbon vorgenommen, welcher die Brautleute mit gar wenig Worten zusammengab.. Darauf ging die junge Frau mit ihrem Bruder in die Messe, während der König von Navarra vor der Kirche auf sie wartete. —

Dann begab man sich zum Hochzeitsmahl, nach welchem einige züchtige Tänze getanzt wurden. Die Hugenotten sahen sie zwar an, nahmen aber an ihnen nicht teil.

Auch wurden nach der Sitte jener Tage Schauspiele aufgeführt, in denen Apollo und alle griechischen Götter Rollen spielten. Neben diesen feineren Vergnügungen hatte der König auch solche veranstaltet, die seinem Charakter ganz entsprachen. Karl IX. war ein sehr unglücklicher Mensch. Seine Mutter liebte ihn nicht, das wußte er genau, denn sie hatte von allen ihren Kindern nur den späteren König Heinrich III. lieb, und verzog diesen auf alle Weise. Die Kinder fürchteten die herz- und sittenlose Mutter, die sich nicht scheute auch mit Gift gegen ihre Feinde vorzugehen. Der König Karl fühlte sich oft so vereinsamt nnd unglücklich, daß er seine Unruhe auf tollen Jagden zu ertöten versuchte. Wenn er dann übermüdet nach Hause kam, überfielen ihn epileptische Zuckungen und er fand nur Ruhe bei einer treuen Seele, seiner alten Amme. In ihren Schoß legte er sein armes Königshaupt und wenn ihm der blutige Schaum aus dem Munde brach, sang das alte Mütterchen dem kranken Pflegling die alten Kinderlieder vor, die er einst so gern gehört, und er entschlief, um zu erneuter Verzweiflung zu erwachen. In tollem Treiben suchte er Vergessenheit seines qualvollen Daseins. So folgte bei der Hochzeit Fest auf Fest, unter anderen auch eine Tierhetze. Zu dieser hatte man einen großen weißen Bären gefangen. Als man ihn zum Kampfplatze hinschaffte, riß er sich los und fuhr unter die Leute. Natürlich entstand eine heillose Verwirrung, doch ging es ohne Todesfälle ab; es wurden nur Mäntel, Hüte, Degen ꝛc. verloren und gestohlen. Man erzählt, der König habe das veranlaßt und sich bei dem Durcheinander herrlich ergötzt. Andere versichern, die Schweizer Gardisten hätten die Verwirrung absichtlich herbei geführt und dabei tüchtige Beute gemacht.

fort. Da nun Burgund den Spaniern gehörte, so mußte der Graf, der wie ein Fürst lebte, eifrig nachforschen, ob nicht ketzerische Ansichten unter den Bürgern verbreitet wären. In demselben Gasthause à porte enseigne (zum Fahnenjunker), in welchem Geizkofler logierte, war auch der Dr. Georg Bemmler mit seineu Augsburger Schülern eingekehrt. Als dieser nun von diesen Vorgängen hörte, konnte er nicht stillschweigen, zumal wenn er dem schönen Wein zu sehr zugesprochen hatte. Und das geschah mehrfach. Besonders aber wurde er dadurch erregt, daß der Graf zwei Bürger ihres Glaubens wegen hinrichten ließ. „Der eine — so erzählt Geizkofler — ein Kistler, noch ein junger Mann, war so keck, daß er „unter dem Schein als wenn er dem Grafen was sonders zu sagen hatte, denselben mit diesen Wörten angesprochen: Graf, Ihr wollt die Leut zu Meß und papistery zwingen und dringen; ich sage Euch aber, wenn ihr selbs nicht davon weichen und ablassen werdet; so seyd Ihr des Teuffels leibeigen.; und sonderlich thue ich Euch, Graf, solches desto eifriger anzeigen, dieweil Ihr dem papistischen römischen Staat dienstbar und ergeben seyd.“ Dieser Blutzeuge hat in seinem schweren Gefängnis viel tröstliche Lieder und Bußpsalmen gesungen. Als er zur Hinrichtung geführt wurde, wollte er mehrmals zum Volke sprechen und begann Psalmen zu beten, bis man ihm einen Knebel in den Mund steckte. Die andern Deutschen wohnten der Hinrichtung auch bei, hüteten sich aber wohl etwas dazu zu sagen, denn alle Deutschen waren der Ketzerei verdächtig. Da Bemmler jedoch nicht ruhig war, wurde er ausgewiesen.

Von Besançon begab sich Geizkofler nach Dole, um seine Studien fortzusetzen. Er war hier sehr fleißig und hatte Umgang mit bedeutenden Juristen Die Mißbräuche der katholischen Kirche traten ihm auch an diesem Orte recht anschaulich entgegen. So erzählt er, daß ein Brudermörder hingerichtet werden sollte. Die Mönche, die ihn zum Richtorte hinführten, trösteten ihn damit, sie würden für die Befreiung seiner Seele Messen lesen. Die Schergen, die neben ihm gingen, ermahnten die Leute, sie möchten Almosen geben, damit man desto mehr Messen

lesen könne. Es kam ziemlich viel Geld dadurch ein, worüber Geizkofler sich jammernd äußert: so wurden die Leute elendiglich betrogen.

Seltsame Gebräuche fand Lukas dort in Dole vor, die zum Teil damals erst abgeschafft wurden. Die Studenten pflegten nämlich alle Tage eine oder zwei Stunden zu den Töchtern etlicher Einwohner zu kommen, um die französische Sprache bei ihnen zu lernen und zu üben. Da aber vielfältige Exempel zu erkennen gegeben, wie gefährliche ärgerliche Sachen, Kuppelei und Unzucht bei solcher Gelegenheit vorgekommen wären, so hat man diese Gewohnheit eingeschränkt.

Damals zeigten sich in der Nähe von Dole große Wölfe, die Menschen anfielen und zerrissen. Unter dem Landvolke verbreitete sich der Glaube, es seien keine wirklichen Wölfe, denn man hatte auf sie geschossen und sie niemals getroffen, sondern es seien Menschen, die durch Zaubermittel sich in solche Wärwölfe verwandeln könnten. Nun befahlen die Herren vom Parlament, man solle strenge Aufsicht führen und versuchen einen solchen Zauberer zu ertappen. Diese Wahnvorstellung beherrschte bis in die neueste Zeit weite Kreise sowohl von Katholiken als von Protestanten und auch Geizkofler war nicht frei davon. Bald nach jener Verkündigung der Obrigkeit brachte man einige alte Bauern nach Dole, die solche Zauberer wären. Man hatte sie auf folgende Weise entdeckt. Mehrere Bauern verfolgten einen Wolf, der ihren Herden Schaden zugefügt hatte. Er entkam in den Wald. Als sie von der Jagd nicht abließen, trafen sie einen Bauern, den sie aufforderten mit zu kommen. Da er sich weigerte mit ihnen zu gehen, denn er habe einen Sack zu tragen, erboten sie sich ihm dabei zu helfen. Sie fanden nun, daß der Sack sehr schwer sei, schwerer als man seiner Größe nach vermuten sollte. Als sie nachsahen, fanden sie in ihm allerhand Salben und Kräuter, und der Bauer gestand, daß dies Zaubermittel seien. Auch andere Bauern benutzten solche Mittel. Man zog die Beschuldigten ein und sie gaben zu, daß sie Wärwölfe seien. Einige von ihnen wurden als Zauberer verbrannt, welcher Execution die deutschen Stu-

denten beiwohnten. Geizkofler giebt nicht an, ob er die Sache geglaubt oder bezweifelt habe. Er scheint selbst darüber sich nicht klar gewesen zu sein. Wir können uns darüber nicht wundern, da wie schon erwähnt bis in neuere Zeit hinein solch Wahnglaube allgemein vorhanden gewesen und in manchen Gegenden noch im Schwange ist.

Eine merkwürdige Sitte herrschte damals in Dole. Ein armer Handwerksmann wurde auf einem Esel sitzend, verkehrt statt des Zaumes den Schwanz in der Hand, durch die Straßen geführt und von einer Schar Knaben und Mädchen, die hinter ihm herliefen, weidlich verspottet. Er wurde so bestraft, weil er seine Frau am 1. Mai geschlagen hatte. Darüber urteilte die Frau des Parlaments-Präsidenten. Dieser alte Brauch sollte bewirken, daß sich besonders im Monate Mai die Eheleute recht zärtlich gegen einander benehmen möchten. Es erinnert das an die alten Gebräuche, mit denen die Wiederkehr des Frühlings gefeiert wurde. Der Handwerker aber, der so bestraft wurde, that das für Geld. Während er durch mehrere Gassen geführt wurde, bekannte er sein Vergehen und erinnerte die Zuschauer, daß sie an ihm ein Beispiel nehmen und ihre Weiber wohl und ehrlich behandeln möchten. Darnach gab die Frau Präsidentin eine stattliche Gasterei, die mit einem Tanze endete, wobei man die deutschen Studenten nicht ungern sah. Auf diesem Balle fiel Geizkofler um; eine ernstliche Krankheit brach bei ihm aus. Die furchtbare Aufregung, in die ihn die Bluthochzeit versetzt hatte, hatte seine Nerven so angegriffen, daß er bei einem solchen Freudenfeste an jene Schauerzeit denken mußte und sich bittre Vorwürfe machte, wie er nur solche Genüsse ertragen könne. —

Den Arzt, den er befragte, gab ihm allerhand Mittel gegen diese seine Melancholie, besser aber, als alle Medicamente war der Rat eine Reise zu machen, in andere Umgebung zu gelangen und Alles zn vermeiden, was ihm jene schrecklichen Tage vor Augen führen könnte. Nach Dole kamen damals viele Niederländer und auch deutsche Studenten. Zu diesen gehörte Georg Siegersreuter, der aus Straßburg nach Dole geritten war. Er hatte ein

schönes Pferd, doch war es nicht frei von mancherlei Untugenden; es biß, schlug und konnte die Sporen nicht vertragen. Der ehrliche Baier verschwieg auch diese Fehler nicht und verkaufte deshalb das sonst sehr brauchbare Tier recht billig dem Geizkofler, der darauf gen Straßburg ziehen wollte.

In Besançon nahm ihn ein vornehmer Niederländer, ein Herr von Battenberg, freundlich auf, den er in Dole kennen gelernt hatte. Sein Pferd hatte er in einem Gasthause untergebracht und dabei den Stallknecht vor den Untugenden des Tieres gewarnt. Trotzdem war dieser nicht vorsichtig genug mit dem Pferde umgegangen und von ihm geschlagen worden. Geizkofler mußte ihm mehr Schmerzensgeld zahlen, als ihn das Pferd gekostet hatte. — Von da zog unser Reisender nach Clerval, einer kleinen, aber sehr wohl befestigten Stadt am Doubs. Es war Abend geworden, ehe er an das Thor gelangte, welches er verschlossen fand. Da man ihn nicht einließ, suchte er sich ein anderes Nachtquartier und fand ein solches eine halbe Meile weiter in einer einsam gelegenen Mühle. Man gab ihm einen Strohsack in der Schlafkammer, die der Müller, seine Frau, der Knecht und die Magd mit benutzten. —

Vor Tagesanbruch standen seine Wirtsleute auf. Bald erschien der Müller wieder mit einer Hellebarde bewaffnet und hinter ihm seine Dienstleute, die mit angezündeter Laterne an der Thüre sich aufstellten und den Ausgang versperrten. So war denn der arme Lukas in eine Falle geraten!

Seine Wirtsleute machten ihm bemerklich, daß sie ihn erschlagen könnten; niemand kenne ihn hier, niemand wisse, daß er bei ihnen eingekehrt sei; aber sie wollten sein Leben nicht, nur sein Geld. Was konnte er thun? Er gab Alles, was er hatte, nämlich 35 Goldkronen. Die Müllerin war dann doch noch so mitleidig, daß sie ihm des Morgens einen Eierkuchen buk und der Müller führte ihn, um sich erkenntlich zu beweisen, durch einen düstern, weiten Wald bis nach Médière, an die Grenze der Freigreifschaft Burgund. Ob er dabei nicht noch Nebengedanken gehabt hat? — Wie die beiden so dahin ritten,

bemerkte der Müller, der auf einem schlechten Klepper saß, daß Geizkoflers Pferd, obwohl es die Nacht keinen Hafer bekommen hatte, noch munter trabte. In Médière kaufte er daher dem Lukas das Pferd ab, er gab ihm seine Mähre dafür und 4 von den gestohlenen Kronen. Geizkofler konnte dagegen nichts thun, denn der Müller war da bekannt, er nicht. Nur hatte er noch die Genugthuung, daß sein Pferd den Müller übel zurichtete und seine Weiterreise hinderte. Geizkofler hätte den Mann nun vor Gericht stellen können, that es aber klugerweise nicht. Was hätte es mir geholfen, meinte er, ich hatte ja keine Zeugen und konnte nichts beweisen.

Weiter zog nun Geizkofler auf des Müllers elendem Klepper durch Landstriche, die nicht sehr sicher waren, bis nach Basel, wo er in einem schönen Gasthause einkehrte. Es war großer Käsemarkt und viele Schweizer boten dort ihre Waren feil. Nach dem Essen rühmte jeder seine Käsesorten und ließ die Tischgenossen davon kosten. Als man das auch von unserm Reisenden verlangte, dankte er bestens, denn er äße nie Käse. Das nahm man ihm sehr übel. Während die Gäste sich noch einen Nachttrunk gönnten, erhob sich Lukas vom Tisch und ließ sich seine Ruhestätte zeigen. Der Knecht brachte ihn in ein großes, luftiges Zimmer und wies ihm eines der dort stehenden Betten zu seinem Gebrauche an. Schon hatte der müde Gast eine gute Stunde geschlafen, da kamen die Käsehändler und weckten ihn auf. Sie brachten ein großes Stück Käse und einen gewaltigen Krug voll Wein. Trotz alles Bittens zwangen sie ihn beides zu genießen. — Das verleidete ihm den Aufenthalt ihn Basel und er eilte so schnell wie möglich nach Straßburg. —

XVI.

Dort ging es ihm sehr gut und man versuchte mehrfach ihn zu verheiraten und zu versorgen. Er schlug aber Alles ab, denn er wollte erst seine Studien vollenden. Da er noch immer an den Folgen der Krankheit litt, so verordneten ihm die Aerzte eine Fußreise, die er denn auch unternahm. Er mietete einen Führer, und zog von ihm

begleitet durch Württemberg und Baden. In einem Gasthause dieses Ländchens hörte er von dem Wirte, daß vor einigen Tagen sein Weib mit vielen Hexen und Unholden sei verbrannt worden. Als nun Geizkofler nicht bleiben wollte, bat ihn der Wirt höflich, er möchte bei ihm über Nacht verweilen; er wolle ihn auch billig beköstigen, er wünsche nur Jemand um sich zu haben, damit er sich trösten könne. Er behauptete, seinem Weibe sei schreiendes Unrecht geschehen; er hätte niemals an ihr etwas Ungehöriges entdecken können. Andere Weiber hätten gegen sie ausgesagt, und da habe man sie gleich mit großen Martern gezwungen, viele Dinge zu bekennen, deren sie sich gewiß nie schuldig gemacht habe. Die Richter seien vorschnell und sorglos vorgegangen und hätten so viel verbrannt, daß die ganze Markgrafschaft in ein übles Gerücht gekommen sei. Es hätte den Anschein, als trachte man nach den Gütern der Verurteilten. —

Geizkofler scheint dem Glauben an Gespenster und Zauberer auch gehuldigt zu haben. Er steckte wie die ganze Richter- und Professoren-Zunft seiner Zeit noch tief in jenem Wahnglauben. Als Student verteidigte er einmal in Paris die Ansicht, es gäbe in der That Gespenster, nur hätten sie über gottesfürchtige Personen keine Gewalt. Ein andermal stritt er darüber, daß der Teufel nicht den menschlichen Körper, wohl aber die Gestalt eines Engels oder Poltergeistes annehmen könne. Er glaubte an Ahnungen, Vorbedeutungen, meinte, man könne Gold machen und aus den Sternen das Schicksal der Menschen deuten. Ein solcher Sterndeuter war sein berühmter Lehrer in Augsburg, der Philologe Hieronymus Wolf, der ihm auch sein Schicksal vorher gesagt hat. —

Seine religiösen Kenntnisse waren nicht bedeutend, denn er hatte nirgend eingehenderen Unterricht darin gehabt. Er war für Luther dadurch gewonnen, daß dieser die Mißbräuche des Papsttums klar darlegte und auf die Rechtfertigung durch den Glauben drang. Weniger mit dem Verstande als mit dem Herzen erfaßte er die Religion. Das zeigt sich auch in einer Ausarbeitung, die er in späteren Jahren seiner Frau zum Trost schickte, als er fern von ihr

in Prag weilte. Er wußte ganz genau, daß ihm Kenntnisse in der Theologie fehlten und hat in späteren Jahren versucht, sich über einige Hauptlehren Klarheit zu verschaffen. Immer aber tritt das dentlich zu Tage, daß er sich um die religiösen Streitigkeiten jener Zeit wenig kümmerte. Während das protestantische Nord- und Mitteldeutschland namentlich in jener Zeit von dem Zwiespalte der theologischen Parteien zerrissen wurde, lebte man namentlich in Südostdeutschland bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts in einem gewissen Frieden. Viele Protestanten und Katholiken waren fröhlich in einer unbefangeuen Hingabe an die Religion und ließen die Gegensätze nicht hervortreten. So verkehrte Geizkofler im Hause der katholischen Fugger mit dem Jesuiten Canisius und später in Prag mit einem sehr frommen Herrn dieses Ordens. Auch mit dem Erzbischof von Salzburg Johannes Jakob Kuen von Galasy kam er in Berührung. Von Baden aus gelangte Geizkofler in den württembergischen Convent Herrenalb, wo der Herzog statt der früheren faulenzenden Mönche 20 junge Leute studieren ließ. Dann zogen sie über einen hohen Bergrücken nach Wildbad, wo schon damals zahlreiche Kranke Heilung von der Gicht und anderen Leibesschwächen suchten und fanden. Das Bad zählte nur 12 Häuser, doch waren diese sehr geräumig und bequem. Die Herzöge von Württemberg und die Ortsobrigkeiten sorgten sehr für die Gäste; so hatten sie z. B. die Preise für die Speisen genau bestimmt; auch hatten sie die Bäder überbaut und für alle Bequemlichkeiten gesorgt. Ueber Calw ging es weiter nach Tübingen, wo er viel liebe Bekannte antraf. Nach weiterer ungestörter Reise kam er endlich in sein ersehntes Augsburg, das er wie sein zweites Vaterland liebte. Dazu hatte er auch allen Grund, denn Augsburg war eine gar herrliche und reiche Stadt, wie das talienische und deutsche Zeitgenossen berichten.

XVII.

Geizkofler besuchte nicht allein Augsburg sondern auch seine liebe Heimat Tirol und ging von da nach Padua. wo sein Vater studiert hatte. Da traf ihn ein böses Ge-

schick. Er hatte schon bei seiner Reise durch die Alpen einen harten Unfall erlitten, dessen Folgen ihn noch in Italien quälten, und als er von diesen genesen war, brach dort die Pest aus und trieb ihn wieder zurück. Die Fugger versprachen nun, ihn in ihre Dienste zu nehmen, da er schon für sie einige Prozesse glücklich geführt hatte. Die Fugger lagen nämlich mit einem gewissen Abraham Kazbecker in Streit wegen vieler tausend Centner Quecksilber und Zinnober, und zwar hatte der ehrsame Rat von Augsburg die Sache zu entscheiden. Lukas bearbeitete in Padua die Sache und besprach sie dort mit zwei der berühmtesten Rechtsgelehrten, denen er eine so gute Belohnung dafür zahlte, daß sie ihn immer gerne anhörten und mit ihrem Rate unterstützten. Darüber wunderten sich die andern deutschen Studenten und beneideten ihn wegen der Freundlichkeit, mit der ihn die Professoren behandelten. Obwohl nun die Juristen in Ingolstadt sich gegen die Fugger erklärt hatten, bewirkten doch die Rechtsgutachten der Professoren aus Padua, daß der Augsburger Rat die Sache zu Gunsten der Fugger entschied. Natürlich waren diese ihm dafür sehr dankbar und machten ihm folgendes Anerbieten. Er solle eine Zeit lang nach Speyer gehen, wo damals das Kammergericht seinen Sitz hatte, und dort sich umsehen, dann wollten sie ihn neben ihrem Advokaten gebrauchen und ihm eine ehrliche Besoldung geben.

So zog denn Geizkofler nach Speyer und wurde an den Dr. Vaius gewiesen, der als Advokat die Fuggerschen Rechtssachen zu bearbeiten hatte. Die Fugger hatten über 65 Sachen beim Reichskammergericht anhängig, deren Akten er nun studierte. Um als Praktikant aufgenommen zu werden, wurde er mit mehreren jungen Leuten von zwei Kammergerichtsassessoren einer Prüfung unterzogen. In dieser verlangte man jedoch keine Darlegung von Kenntnissen, sondern nur eine genaue Angabe seiner äußeren Verhältnisse. Der eine Assessor war katholisch, der andere, wie das das Gesetz forderte, protestantisch. Die achte und letzte Frage, die ihm vorgelegt werden sollte, war die nach seiner Religion. Man scheint aber gerne dieser Frage aus dem Wege gegangen zu sein, denn als die Herren hörten,

daß die Fürstliche Durchlaucht, Erzherzog Ferdinand von Oesterreich sein Landesherr in Tirol sei, haben sie die Frage wegen der Religion unterlassen. Dann wurde er in den Schutz und Schirm des Kammergerichtes aufgenommen und ihm darüber ein Zeugnis ausgestellt. —

Von Speyer aus ging Geizkofler eine Zeit lang nach Heidelberg, um rechtswissenschaftliche Vorlesungen zu hören. Dort riet man ihm, sich die Doktorwürde zu erwerben; denn das würde ihm für seine weitere Laufbahn von großem Nutzen sein. Da er schon in Dole studiert hätte und mit den dortigen Professoren bekannt sei, möge er dahin gehen, um dort die Prüfung abzulegen. Diese burgundische Hochschule muß damals in großer Blüte und weit berühmt gewesen sein. Lukas befolgte den Rat und traf im Juni 1577 wieder in Dole ein. Die Prüfung dauerte etwa eine Woche. Als er sie bestanden und dafür auch ordentlich bezahlt hatte, wurde er von den deutschen Zeugen, den Herren Professoren und drei Pedellen feierlich nach Hause geführt. Nach dem Frühstücke, um 1 Uhr, kam der Herr Rektor Magnificus mit dem ganzen Collegium, einigen königlichen Räten, Doktoren, und einer Menge Studenten in das Haus des jungen Doktors, zog ihm das Doktorkleid an und führte ihn in den öffentlichen Hörsaal zurück, wobei Pfeifer und Flötenspieler musizierend voran gingen. Der Hörsaal war mit Teppichen reich verziert, und für jeden nach seinem Range waren Sitze hergerichtet. Nachdem alle sich gesetzt hatten und er selbst an einem eigenen Tische in der Mitte Platz genommen, sprach ihn der Herr Rektor, der ein rotes Kleid trug, in passender Rede an und empfahl ihn dem auf dem Katheder stehenden Vicekanzler, daß er ihn zum Lizentiaten beider Rechte ernenne. Nach dieser Anempfehlung hielt auch der Vicekanzler eine Rede, wie der Gelehrte durch solche Auszeichnung geehrt und die Wissenschaft dadurch gefördert würde.

Hierauf zeigte er ihm an, daß, sofern er die Würde eines Lizentiaten erhalten wolle, er einen Eid zu leisten habe: er werde dem durchlauchtigen Herzog und Grafen von Burgund, sowie der Universität zu Dole stets Ehrfurcht erweisen, alles ihr Schädliche mannhaft verhindern und

verhüten, sowie den hier erlangten Grad nirgends wiederholen oder von neuem zu erlangen trachten. Ueber seine Religion wurde kein Wort erwähnt. Nachdem er den Eid feierlich geleistet, wobei er die Finger auf ein vom Pedell herbeigebrachtes Buch gelegt, befahl man ihm aufzustehen und der Vicekanzler ernannte ihn kraft seiner Gewalt als Stellvertreter zum Lizentiaten beider Rechte, im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes Amen. Hierauf kehrte er zu seinem Tische und Sessel zurück. Nach mehrerem Hin- und Herreden, nach Austeilung von Geschenken an Zuckerwerk, den sogenannten Bellaria, wurde er zum Doktor gemacht. Aus dem Saale zog man dann in die Karmeliterkirche, sprach ein Vaterunser und begleitete darauf den neuen Doktor nach Hause. —

Geizkofler gab seinen Landsleuten ein Mahl, obgleich dies eigentlich verboten war. Man wollte nicht, daß Dole in den Ruf käme, dort koste die Erlangung der Doktorwürde zu viel. Es würde das dem Besuche der Universität schaden. Darum nahmen auch die Professoren keine Einladung an. —

Zu Dole ist Lukas Geizkofler 12 Tage verblieben und hat, wie er selbst sagt, an notwendigen Auslagen und Ehrengeschenken 96 Kr. ausgegeben, nach dem heutigen Geldwert ungefähr 800 Mark.

XVIII.

Nach bestandener Prüfung kehrte er nach Speyer zurück, nachdem er sieben Jahre studiert hatte. Diese Zeit war für ihn keine angenehme gewesen, deun er hatte in ihr viel Ungemach erlitten und viel Geld aufwenden müssen. Schon die Reisen waren äußerst beschwerlich und zum Teil gefährlich gewesen, wie er das in seiner Erzählung beschrieben hat. Er war beraubt worden und hatte sonst mancherlei Unfälle zu beklagen gehabt. Deshalb verfaßte er auch ein Werkchen über die Leiden der Studenten.

Ein seltsames Völkchen fand sich damals auf den Hochschulen zusammen; alte und junge, vornehme und geringe Leute, einige gut vorgebildet, andere sehr unwissend. Das Leben war wild und roh; in den Landsmannschaften

wurden die neuen Ankömmlinge von den älteren Studenten schlecht behandelt und zu allerhand unwürdigen Dienstleistungen gebraucht. Doch bemerken wir aus allen Aufzeichnungen des Lukas, daß man sorgfältig religiöse Streitigkeiten vermied. —

Nachdem also die Vorbildung beendet war, fragte er sich, was nun aus ihm werden sollte. Sein Landesherr, der Erzherzog von Tirol, der Gemahl der schönen Philippine Welser, hatte wohl von ihm gehört und bot ihm eine Stelle bei der Präfektur in Hagenau an. Ebenso erhielt er eine Berufung an den erzbischöflichen Hof zu Salzburg, mit dem seine Familie schon seit längerer Zeit befreundet war. Aber er lehnte beide Anerbietungen ab, da er an beiden Orten seine Religion nicht würde frei ausüben können. —

Schon begannen von allen Seiten die Wetterwolken herauf zu ziehen, welche einen gefährlichen Sturm verkündeten. Die protestantische Kirche war verödet, durch Wortstreitigkeiten zerrissen, zum Teil in Werkdienst verfallen ohne beseligendes inneres Leben. Lutheraner und Calvinisten feindeten sich grimmig an, ja die Ersteren haßten die Calvinisten mehr als die Katholiken. Da schien es den glaubensfreudigen Katholiken an der Zeit zu sein, die zu sammeln und an die alte Kirche von neuem zu fesseln, welche mit dieser noch nicht ganz gebrochen hatten. Wir haben gesehen, daß im Süden Deutschlands solcher Leute eine große Anzahl war. Einen Mittelpunkt fanden die Katholiken an dem Hause der bairischen Herzöge, welche stets dem Katholizismus geneigt und von dem Papste dadurch ganz gewonnen waren, daß er ihnen von den geistlichen Stiftern bedeutende Einnahmen zugewiesen, und sie somit wirtschaftlich frei hingestellt hatte. Denn man kann doch nicht leugnen, daß an manchen Stellen auch die Gier nach den Kirchengütern zur Ausbreitung des Protestantismus beigetragen hat. Den bairischen Herzögen gesellten sich die Jesuiten zu, an deren Spitze wie erwähnt, der feine und gewandte Pater Canisius stand. An diesen katholischen Kern gliederten sich die Bistümer an, die grade da sehr zahlreich waren: Bamberg, Würzburg, Mainz, Worms, Speyer, Straßburg, Salzburg, Passau und Eichstedt. Mit

den Baierherzögen waren die Habsburger verschwägert und auch sie begünstigten die Gegenreformation, zumal ihre protestantischen Stände ihnen, wie schon erwähnt, nicht immer gehorsam oder wenigstens gefügig waren. Aber auch in der dortigen katholischen Welt machten sich zwei Strömungen bemerklich; die eine vertraten die Jesuiten, der Sprecher der anderen war besonders der viel verschrieene Mönch Nas. Ihn hatte Geizkofler auf seiner Rückreise aus Italien im Jahre 1576 in Brixen in einer Gesellschaft getroffen und erzählt von ihm wie folgt: „Dazumal war auch der berüemte Münich brueder Naß genannt zu gast geladen, der sich für einen schalksnarren brauchen ließ.“ Vielleicht rührt dies Urteil Geizkoflers daher, daß der besagte Nas mit ihm bei Tisch über ein Wunderzeichen disputierte, welches durch ein Bildnis der Jungfrau Maria geschehen sei. Es habe dadurch die Pest zu Padua, wie ihm sicher berichtet worden, zu wüten aufgehört. Es sei nämlich zu Padua nicht weit vom Karmeliter-Kloster ein schönes Marienbild in der Mauer eines Bürgerhauses befestigt zu sehen gewesen. Da sei einst die Jungfrau dem Stadtoberhaupte im Traume erschienen und habe begehrt, man solle sie an einen ehrlicheren Ort bringen. Auch zwei Karmeliter-Mönche, so erzählt Nas, hätten denselben Traum gehabt; sie hätten geraten, man solle das baldigst thun, denn sobald das Bild in ihre Kirche käme, würde die Pest nachlassen. Solches ist im Oktober 1576 geschehen und das Bild mit großer Feierlichkeit in einer stattlichen Prozession vom vorigen Orte genommen und in die Karmeliter-Kirche gebracht worden. Nun wußte sich Geizkofler wohl zu erinnern, daß in einer ziemlich breiten Gasse in Padua unter dem Gewölbe nicht gar weit von dem Palaste des Stadtoberhauptes eine Tafel mit einem Marienbilde an einem Hause angeheftet war, vor dem zuerst einige alte Weiber mit brennenden Wachskerzen in den Händen niederknieten und beteten. Allmählich kamen mehrere Leute dazu, als sie hörten, daß die Pest die nicht angegriffen habe, welche das Bild verehrten. Geizkofler uud seine Freunde wollten das Bild gerne sehen, kamen aber wegen der Menge von Leuten, welche die Gasse füllten, nicht durch und mochten

auch nicht sich vordrängen, weil sie Unannehmlichkeiten befürchteten. Einmal deswegen, weil sie ihr Haupt nicht entblößten und dann weil der Pöbel meinte, die Stadt sei durch die Pest bestraft worden, da so viel deutsche Ketzer sich in ihren Mauern befänden.

Nas sprach in der Gesellschaft die Ansicht aus, daß durch die Einwirkung dieses Bildnisses die Pest aufgehört habe in Padua zu wüten. Ob sich aus der oben angeführten Bemerkung unseres Lukas schließen läßt, daß er die Aeußerung des Mönches nicht ernst genommen habe, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls war Nas ein eigenartiger, hochbegabter Mann. Einst war er überzeugter Lutheraner gewesen; dann hatte er als Schneidergeselle Süddeutschland durchzogen und, angewidert durch das Gezänk der sich entgegenstehenden protestantischen Parteien, eine vollständige Umwandelung seines Innern erfahren, war in München in das Franziskanerkloster eingetreten, wo er zunächst eifrig den wissenschaftlichen Studien oblag. Nachdem er bald zum Priester geweihet war, fand er, in Ingolstadt zum Conventsprediger ernannt, vielfach Gelegenheit, seine glänzenden Gaben als Volksredner für die Kräftigung des Katholizismus zu verwenden; schlagende Einfälle, geistreiche, volkstümliche Nutzanwendungen, eine packende Kraft des Ausdrucks standen ihm überall zu Gebote, mochte er mit dem Sack des Bettelmönchs auf der Schulter durch die Dörfer wandern oder vor Fürsten und Bischöfen predigen; er hatte in seiner Anlage Aehnlichkeit mit Fischart, dessen bewußter Gegner er übrigens war. Erzherzog Ferdinand von Tirol war so voll von Bewunderung für seine Wirksamkeit, daß er ihn zu seinem Hofprediger in Innsbruck ernannte, also in die Stellung berief, die bisher der Jesuit Canisius eingenommen hatte. Das gab Veranlassung, daß er sich die Feindschaft der Jesuiten zuzog, die nun gegen ihn arbeiteten, wie er sie seinerseits auf das heftigste von der Kanzel herab angriff. Hätte ihn der Erzherzog nicht geschützt, so wäre es seinen Widersachern vielleicht gelungen ihn zu beseitigen, zumal da er verschiedentlich auch in Rom verklagt ward. So war denn auch seine Thätigkeit für die Wiederherstellung des Kathotizismus in Süd-

deutschland eine anders gerichtete, als die der Jesuiten, welche die mittelalterliche Herrschaft des Pasttums wieder zu beleben und ihr die ganze Welt in unbedingtem Gehorsam zu unterwerfen beabsichtigten; Nas wollte zwar auch das Ansehn des Papstes gewahrt wissen, hatte jedoch zugleich eine fortschreitende Entwickelung im Auge. Wir haben von ihm einen Brief vom März des Jahres 1573, in welchem er die Jesuiten nicht schont. Er kennzeichnet darin als falsch die Art, wie die Jesuiten die Beichte abnehmen. Man solle nicht die Magd fragen, was ihre Frau thue, was für Leute mit dem Herrn umgehen, was man esse, was man für Gäste lade, was man von diesem oder jenem rede, item mit wem man persönlich gesündigt habe, man solle unschuldige Jungfrauen nicht fleischliche Dinge fragen, daran ihr Herz nie gedacht, und ähnliche Verfänglichkeiten mehr. „Wenn nun ein einfältiges Mädchen, — denn die gescheuten fragen sie so nicht — so Alles ausschwatzt, so spreche ich, das sei Verräterei und daraus könne nichts Gutes folgen und es sei das wider die Liebe zum Nächsten gehandelt. Wie kömmt es, daß sie die Geheimnisse aller Häuser wissen wollen und doch ihre Angelegenheiten so heimlich halten? Warum thun sie nicht ihren Nächsten, wie sie wollen, daß man ihneu thun soll? — Sie wissen nichts von dem Gebote, du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut; sie stellen es als eine große Sünde dar, wenn man vom Hundert fünf Prozent nimmt, aber sie nehmen doch gerne ein, was durch Wucher erworben ist und nicht allein das, sondern Grund und Boden, Klöster und Klausen, wie zu Wien, Speyer, Würzburg und an anderen Orten geschehen ist. — „O Lieber, schweigt still mit ihrem großen Nutzen in Deutschland, unsern Voreltern ist es sehr gut gegangen ohne sie. — Sie rühmen sich in ihren Schriften alles dessen, was die Pharisaeer auch thaten, wie oft sie fasten“ &c.

Wie mannhaft aber auch Nas kämpfte, so hat er doch den Sieg der Jesuiten nicht hindern können. — Der Katholik, welcher den Katholizismus bessern will, ohne Protestant zu werden, unternimmt eine vergebliche Arbeit; es heißt da — entweder oder. —

XIX:

Da Geizkofler still seines Glaubens leben wollte, so trat er ganz in die Dienste der Fugger, die ihm schon lange geneigt waren. Er hatte da die Aussicht, viel in Augsburg sein zu können, welche Stadt er lieb gewonnen hatte. In dieser freien Reichsstadt hoffte er seines Glaubens wegen nicht angefochten zu werden, denn es herrschte dort Friede zwischen Katholiken und Protestanten. Damals blühte in Augsburg der Handel; die Kaufleute gingen nach Italien und den Niederlanden und viel Geld floß da zusammen. Aber nicht allein der Handel machte die Bürger wohlhabend sondern auch Kunstgewerbe und Handwerk. Für die Bildung sorgten gute Schulen und reichhaltige Bibliotheken. Die 70 000 Einwohner standen unter zwei Räten, die aus den Geschlechtern der Kaufleute und Handwerker gewählt wurden. Kurz! das Gemeinwesen von Augsburg befand sich in vollster Blüte. — Seit zwei Jahrhunderten lebten unter diesen Bürgern die Fugger. Sie gehörten zu den Geschlechtern, waren aber zugleich Dynasten. Wie schon gesagt, waren sie katholisch, aber viel zu klug um nicht duldsam zu sein. —

Lukas reiste also im Jahre 1577 nach seiner Promotion nach Augsburg, um bei der Hochzeit seines Bruders Michael, die man damals feierte, zugegen zu sein. Da es bekannt wurde, daß er in Augsburg bleiben wollte und daß die Fugger ihn in ihre Dienste nehmen würden, so bemühten sich mehrere Augsburger Bürger ihn durch eine Heirat an ihre Familie zu fesseln. Er aber gelobte sich, er wolle so lange ledig bleiben, bis er sein Vermögen so vermehrt hätte, daß er die schwere Bürde der Ehe anständig ertragen könne. —

Diesen seinen Vorsatz hat er denn auch durchgeführt. — Die Familie der Fugger, welche sehr zahlreich war, hatte eine Menge wichtiger Prozesse zu führen, von denen die beiden bedeutendsten die waren, welche um das Erbe der Montforts und um die Herrschaft Mindelheim Jahre lang schwebten. In beiden Sachen hat Lukas der Familie Fugger bedeutende Dienste geleistet, wofür er denn auch so anständig belohnt wurde, daß er nach zehnjähriger Arbeit

daran denken konnte sich einen eigenen Hausstand zu gründen. Ueberschwängliche Neigung hat die Eheleute nicht zusammen geführt; sie schlossen vielmehr eine Verstandesheirat, welche aber sehr glücklich ausschlug, da die materielle Grundlage gesichert war und beide Parteien ehrbare, anständige Gesinnungen in die Ehe brachten. Auch hierbei halfen ihm die Fugger, denn sie vermittelten seine Verlobung mit einer Augsburger Patrizierin, Catharina Hörmann, deren verstorbener Vater lange Zeit die Geschäfte der Fugger in Spanien geführt hatte.

Eine solche Verlobung und Verheiratung war aber ein Ereignis, an dem die ganze Stadt teilnahm. —

Im Jahre 1588 hatte Lukas bei Kaiser Rudolf II. in Prag eine wichtige Entscheidung in dem Prozeß um Mindelheim zu Gunsten der Fugger durchzusetzen verstanden. Man weiß ja, wie schwer es war von dem menschenscheuen Herrn irgend einen Beschluß zu erhalten. Wir würden sehr erfreut sein, wenn wir von Geizkofler nähere Ausführungen über das Treiben am Hofe zu Prag erhalten hätten, aber leider schweigt er darüber vollkommen. — Damals riefen ihn nun die Fugger von Prag nach Augsburg; belohnten ihn reichlich und wurden seine Freiwerber.

Darauf wurde der Ehekontrakt gefertigt. Die 22jährige ehrbare und züchtige Jungfrau Catharina Hörmannin brachte als Heiratsgut 2000 Gulden rheinische Münze, jeden Gulden zu 15 Batzen oder 60 Kreuzer gerechnet in die Ehe.

Dagegen hat Herr Lukus Geizkofler, der Jungfrau Catharina Hörmannin, seiner versprochenen Ehegemahlin, zu rechter Wiederlegung auch zweitausend Gulden und zu einer freien Morgengabe fünfhundert Gulden vermacht, also daß sich Heiratsgut, Heimsteuer, Widerlegung und Morgengabe in einer Summe auf viertausend und fünfhundert erstreckten.“ So steht zu lesen im Hörmannischen Archiv. —

Die Feier der Verlobung wurde aber noch 1½ Jahr bis zum Dezember 1580 verschoben, weil der Doktor abermals in Geschäften der Fugger nach Prag zu reisen hatte. Während dieser Zeit lebte die ehrbare Jungfrau Catharina bei ihrer verheirateten Schwester, der Frau Römer, in

Nürnberg. Kostbare Geschenke verehrte Lukas der Braut und der Familie Römer und führte endlich im Anfange des Jahres 1590 seine Verlobte und ihre Schwester mit drei Kindern in zwei Kutschen nach Augsburg. Dort kamen ihnen die Verwandten in acht Kutschen mit vierzig Pferden entgegen. Der feierliche Einzug fand am 3. Januar durch das Gegginger Thor statt, nachdem man die wachthabenden Landsknechte durch ein gutes Trinkgeld bewogen hatte, den Einziehenden die Riegel des Thores zu öffnen.

Zwei Tage nachher, also am 5. Januar 1590, wurde die wirkliche Verlobung, das Hinschwören oder der Handschlag, gefeiert. — 50 Gäste waren geladen und aßen und tranken im Hause des Anton Hörmann an fünf großen Tischen; das Junggesinde speiste in den unteren Stuben. Mag es, um einen Einblick in die Gewohnheiten des besseren Bürgerstandes zu geben, vergönnt sein, den Speisezettel mitzuteilen.

Es wurden verzehrt: 12 Kapaunen, 8 Indiane, 2 Hennen, 18 Rebhühner, die man aus Nürnberg geholt hatte, 33 Pfund Kalbfleisch, 20 Pfund Rindfleisch, 10 Pfund Würste und eine Menge von Mandelbackenem, Zelteln, Marzipan und Obst. Man trank 28 Maß Rotwein, 24 Maß Rheinfal, 2 Maß Malvasier, 1 Faß guten Neckarwein und für die Dienstleute ein Faß schlechteren Neckarweines.

Monatelang wurde zur Hochzeit gerüstet, und der Doktor mußte viel Geld für Geschenke ausgeben, welche die Braut und ihre Verwandten erhielten. Auch kosteten ihn die Vergnügungen viel z. B. die Schlittenfahrten, bei denen die Stadtmusikanten voranfuhren und lustige Weisen aufspielten. Dafür wurden dann die durstigen Musikantenkehlen auf den Bürgerstuben die Nacht hindurch mit Rheinfal gelabt.

Endlich am 5. März 1590 fand die Hochzeit statt, und man kann sich vorstellen, daß die Pracht noch größer war.

Geizkofler giebt an, daß er für seine Verlobung 326 Gulden 39 Kreuzer und für die Hochzeit 5873 Gulden 37 Krenzer aufgewendet habe. Man wird sich daraus leicht ein Bild entwerfen können von dem Aufwande, der

bei einer Fuggerschen Hochzeit gemacht worden ist. Man wird ferner es glaubhaft finden, daß diese Feierlichkeiten die Geldverhältnisse manches jungen Ehepaares von vorn herein zerrüttet haben. Nicht in Augsburg allein aber war diese Unsitte verbreitet, sondern auch in den anderen großen Handelsstädten Süddeutschlands — So liegt in der Aufseß'schen Bibliothek in Nürnberg im germanischen Museum das Tagebuch des Nürnberger Patriziers Hans Oelhafen aus dem 16. Jahrhundert. Aus demselben ist die Geschichte der Verlobung und Verheiratung des Herrn veröffentlicht worden.

Die Gebräuche bei der Verlobung und Verheiratung sind dieselben wie die bei der des Dr. Geizkoflers und auch die Kosten sind sehr bedeutend. Nun haben einsichtige Obrigkeiten allerdings versucht, diesem Unwesen durch Verbote und Strafbestimmungen zu steuern, haben aber wenig damit ausgerichtet, wie das meist bei allen Luxusgesetzen der Fall war. So berichtet Hans Oelhafen, daß er bei dem Geschenke eines Ringes die Verbote übertreten habe, ihm sei aber von einem ehrbaren Rate die Strafe erlassen worden, dagegen mußte sein Schwager 2½ Gulden Strafe bezahlen, weil er bei der Nachhochzeit zum Abendessen zu viel junge Mädchen eingeladen hatte. Was kein Befehl der Obrigkeit zustaude brachte, das hat die Not bewirkt und die Verarmung der Städte, welche der dreißigjährige Krieg veranlaßte. —

Einige Zeit lebte Geizkofler ruhig in Augsburg, doch bald traf ihn allerhand Mißgeschick. Er verlor sein erstes Kind und mußte gleich nach dem Tode desselben in Geschäften der Fugger von neuem gen Prag ziehen. Daheim saß seine junge Frau, grämte sich um ihr verlorenes Kind, sehnte sich nach ihrem abwesenden Manne und war überdies kränklich. Ueber ein Jahr weilte er in Böhmen und schickte vou dort statt eines süßen Osterfladens — wie er sagt — am Palmsonntage „der edlen, tugendsamen, meiner freundlichen geliebten Ehewirtin Catharina Geizkoflerin, geborene Hörmann von Guntenberg, dieser Zeit in Augsburg wohnhaft“ ein gelehrtes theologisches Tractätlein.

Diese umfangreiche Abhandlung; Discurs von dem Verdienst und Wohlthaten Jesu Christi enthält folgende Erörterungen: 1) von der Erbsünde und verderbten Natur des Menschen; 2) von dem Gesetz und den zehn Geboten; 3) von der Vergebung der Sünden nnd Rechtfertigung des Menschen; 4) von der Wirkung des lebendigen Glaubens und der Vereinigung der gläubigen Seele mit Christus; 5) wie ein Christ von seinem Seligmacher Jesus Christus begnadet wird; 6) von bewährten Arzeneien und Mitteln wider die Verzweiflung, Kleinmütigkeit und unchristlich Mitleiden.

Wie schon oben bemerkt worden ist, schrieb Geizkofler diese und noch andere Abhandlungen ähnlichen Inhalts zunächst um sich zu belehren, dann aber auch um seine Ehegattin so recht herzinniglich an sich zu fesseln. Und das scheint ihm gelungeu zu sein. Beide lebten zwei und zwanzig Jahre lang in einer sehr glücklichen Ehe, die mit fünf Kindern gesegnet war, von denen aber zwei jung starben. Dr. Lukas Geizkofler wurde siebzig Jahre alt, er erlag am 7. Juli 1620 nach neuntägiger Krankheit einem Schagflusse. —

Wir haben weder einen Helden noch einen berühmten Gelehrten geschildert, sondern nur einen schlichten Edelmann, der in einer freien Reichsstadt lebt und schon ein Kind der neuen Zeit ist. Er ist ein tüchtiger Jurist und brauchbarer Geschäftsmann, geht aber nicht in seiner Geschäftsthätigkeit auf, sondern bewahrt sich Lust und Liebe zu humanistischen und theologischen Studien. Alles, was des Menschen Leben zu einem glücklichen gestalten kann, ist ihm zuteil geworden. Als das größte Glück müssen wir aber das preisen, daß der Herr ihn abberufen hat, ehe noch das schwere Unglück eintrat, mit welchem der dreißigjährige Krieg sein Vaterland heimsuchte. —

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Doktor Jakob Reihing,

einst Jesuit, dann (Konvertit) evangelischer Christ,

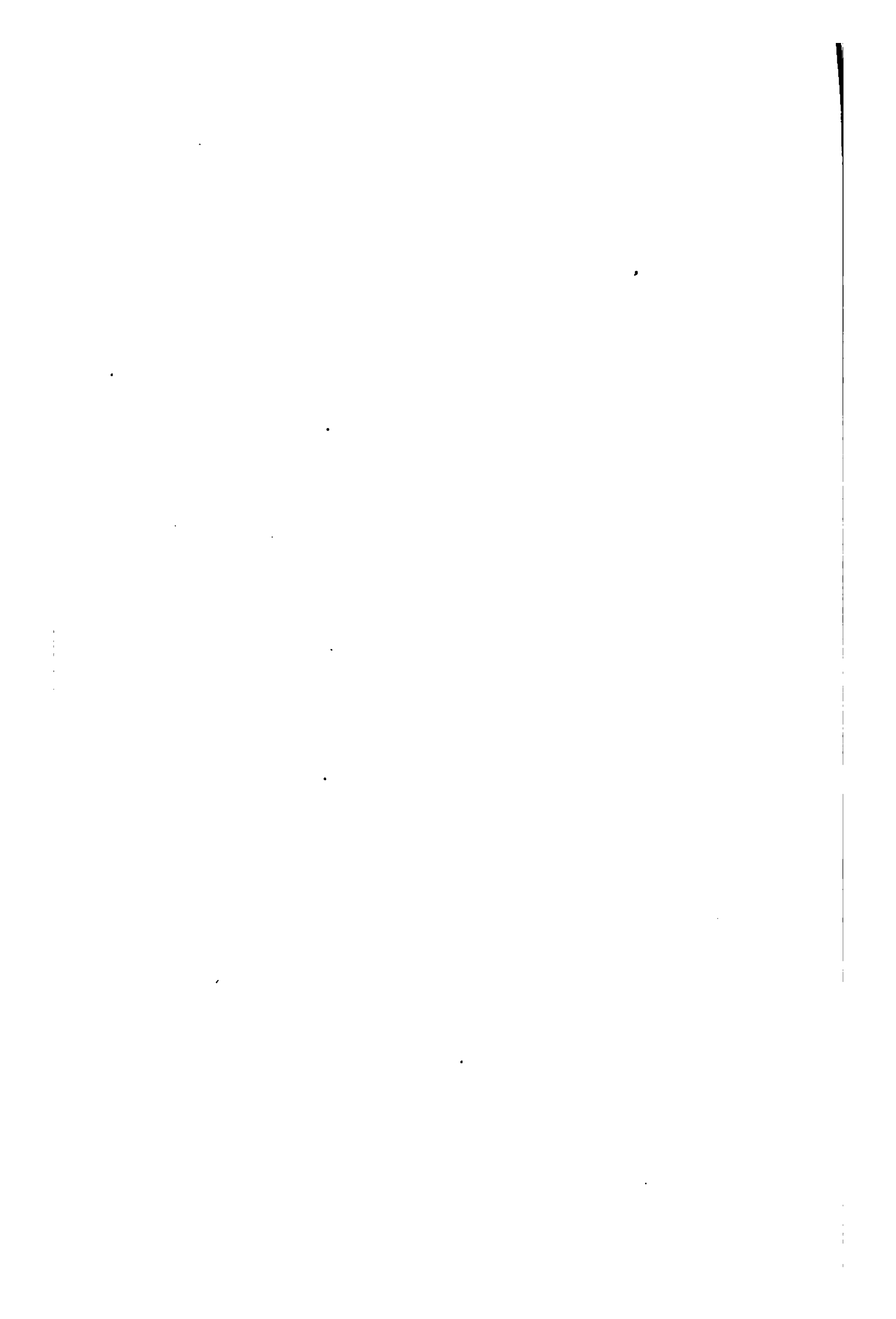
1579—1628.

Von

Julius Schall,
Pfarrer.

Halle a. S. 1894.

Verein für Reformationsgeschichte.



„Mir gehet es wohl, euch aber übel!“ so sprach auf seinem Sterbebette im Schlosse zu Neuburg an der Donau Herzog Philipp Ludwig, der Herr des reichsunmittelbaren Fürstentums Pfalz-Neuburg, ein treuer Bekenner der evangelischen Wahrheit. Aus tiefbetrübtem Vaterherzen kamen diese Worte, denn sein Sohn und Nachfolger Wolfgang Wilhelm, der schon länger im Geheimen sich der römischen Kirche zugewandt, hatte am 23. Mai 1614 in Düsseldorf öffentlich den Glauben seiner Väter abgeschworen und war in den Schoß der „alleinseligmachenden“ Kirche zurückgekehrt. Es war die Zeit der Gegenreformation und der sterbende Fürst täuschte sich über die Schicksale seines armen Landes nicht. Als am 12. August 1614 der Trauerklang der Glocken der Bevölkerung das Entschlafen des gütigen Herrn ankündigte, da war ihr Zusammenklingen zugleich das Grabgeläute der evangelischen Landeskirche: Wolfgang Wilhelm nahm mit dem Eifer eines Bekehrten die Zurückführung seiner Unterthanen zur katholischen Kirche in die Hand und sein emsigstes Werkzeug war dabei der Jesuit D. Jakob Reihing.

Dieser merkwürdige Mann, von dem diese Blätter das Wichtigste erzählen möchten, hatte am 6. Januar 1579 in Augsburg das Licht der Welt erblickt. Er entstammte einem alten, hochangesehenen Patriziergeschlechte: seine Eltern waren Jakob Reihing, ein wohlhabender Kaufherr, und Katharina geb. Wähler. Frühe schon scheint der Vater gestorben zu sein, auch die Mutter folgte ihm bald und so genoß der Knabe nur kurze Zeit das Glück und den Segen des Elternhauses. Gar bald wurde er in das einförmige Anstaltsleben hineingestoßen. Durch die Verwendung des augsburgischen Bürgermeisters Johann Jakob Rembold, dem

der fähige Knabe aufgefallen war, wurde er mit seinem jüngeren Bruder Konrad in das Jesuitenkolleg zu Ingolstadt aufgenommen. Mit unleugbar glücklichem Griffe wußten und wissen die Väter der Gesellschaft Jesu begabte und vielversprechende Kräfte in ihren Dienst zu ziehen, und so war es auch von Anfang ihr Streben, den jungen Patriziersohn ganz für den Orden zu gewinnen. Es gelang. Zwar mußte der Schüler manchen innern Kampf ausfechten; er wurde von den verschiedensten Zweifeln geplagt und beruhigte sich nur schwer bei der Auskunft seiner Genossen, daß dies einfach abzuweisende Einflüsterungen und Versuchungen des Teufels seien; zwar kamen ihm aus Anlaß einer Disputation sogar Bedenken gegen die Irrtumslosigkeit des Papstes, aber der Orden mit seiner Lehre der unbedingten Unterwerfung unter die kirchlichen Oberen schien gerade die beste Ruhestatt für solche zweifelnde Seelen zu bieten. Dazu kam noch ein äußerer Umstand, eine schwere Krankheit. Wie einst Luther gerufen hatte: hilf heilige Anna, ich will ein Mönch werden! so that auch Jakob Reihing in dieser Leibesnot das Gelübde, Jesuit zu werden. Glücklich genesen trat er in die Novizenanstalt zu Landsberg ein.

Aus dem Novizen wurde bald ein Meister des Ordens, aus dem Schüler ein Lehrer, welcher als hochangesehener Professor und Doktor der Theologie der Reihe nach an den Jesuitenschulen zu Innsbruck, Ingolstadt und Dillingen wirkte, Poetik, Philosophie und Scholastik vortragend. Seine umfassende, in der Kirchengeschichte noch fortlebende Thätigkeit beginnt aber mit seiner Berufung nach Neuburg als Hofprediger und Ratgeber Herzogs Wolfgang Wilhelm.

Um diese recht zu verstehen und zu würdigen, ist ein Ueberblick über die Geschichte der Gegenreformation im Pfalz-neuburgischen Ländchen unumgänglich notwendig. Herzog Wolfgang Wilhelm, der Sohn und Erbe des Herzogs Philipp Ludwig von Neuburg, war, wie schon oben bemerkt, zum Katholicismus übergetreten; nicht aus inneren Gründen — das waren seltene Fälle — sondern um der in Aussicht stehenden Jülich'schen Erbschaft willen. Um die Jülich'schen Länder hatte sich nach dem Tode des letzten kinderlosen Herzogs im Jahre 1609 ein in die Verhältnisse Deutschlands

tiefeingreifender Streit erhoben. Da Brandenburg und Pfalz-Neuburg um die Erbschaft stritten, hatte der Kaiser das Land besetzt und es auch mit Hilfe der katholischen Liga behauptet. Auf dieses hin verglichen sich die beiden evangelischen Fürsten und, da die evangelische Union hinter ihnen stand, drohte schon damals der Religionskrieg auszubrechen. Der Vergleich sollte durch eine Heirat zwischen der Tochter des Kurfürsten von Brandenburg nnd Wolfgang Wilhelm besiegelt werden. Allein bei einem Gelage gab der hitzige Kurfürst seinem zukünftigen Eidam einen Backenstreich und nun war das Tafeltuch zerschnitten. Um die Hilfe der Liga zu gewinnen, wurde der evangelische Glaube geopfert und eine bayrische Prinzessin geheiratet. Diese, Magdalena mit Namen, war eine besondere Freundin und Gönnerin der Jesuiten. Da war es denn kein Wunder, daß der alte Philipp Ludwig das Schwärzeste vorausahnte und bemüht war, vor seinem Tode noch eilige, den evangelischen Glauben schützende Vorkehrungen zu treffen. Als frommer Christ dachte er zuerst dessen, der der Herr aller Herren und König aller Könige ist, er ließ durch Dekret vom 11. Juni 1614 ein Gebet um Erhaltung der evangelischen Kirche anordnen, das jeden Sonntag in allen Kirchen des Landes gesprochen wurde. In seinem Testamente machte er sodann den Zusatz, daß Wolfgang Wilhelm enterbt sein sollte, wenn er die geringste Aenderung an der evangelischen Landeskirche vornehme, und bestellte als Testamentsvollstrecker den Herzog von Württemberg und den Markgrafen von Baden-Durlach. Allein der Sohn stellte allerdings Religionsreversalien aus, d. h. er gab das feierliche, schriftliche Versprechen, die Rechte der evangelischen Kirche niemals antasten zu wollen, er unterschrieb aber den Testamentszusatz nicht. Nach des Vaters Hingang erließ er, wohl um die Gemüter zu beruhigen, ein offenes Patent, in dem er versprach, die Religionsreversalien genau einzuhalten, allein nach seinem Einzug in Neuburg am 21. Februar 1615 trat der Charakter der neuen Regierung bald zu Tage. Der Herzog hatte ja, von den Jesuiten bearbeitet, bereits am 19. Juli 1613 im Schlosse zu München den Schwur abgelegt: „diesen wahren und allgemeinen Glauben, ohne

welchen niemand selig werden kann, zu welchem ich mich anjetzo freiwillig erkenne und wahrhaftig halte, will ich mit Gottes Hilfe und Beistand ganz unverletzt bis an den letzten Seufzer meines Lebens beständig behalten und bekennen, auch bei meinen Unterthanen und denjenigen, die mir anbefohlen sind, soviel mir möglich und freistehen wird, daran sein, daß sie gleicher Gestalt dahin gewiesen und gehalten werden, gelobe und verspreche dieses alles, so wahr mir Gott helfe und sein hl. Evangelium."

Die evangelische Hofkapelle wurde in ein katholisches Gotteshaus umgewandelt, die evangelische Herzogswitwe, die ob eines solchen Sohnes tiefbekümmerte Mutter, wurde auf ihren Witwensitz nach Höchstädt verwiesen und mit den Bischöfen von Eichstädt, Augsburg und Regensburg wurden geheime Verhandlungen betreffend die Wiederherstellung der katholischen Kirche angeknüpft. Eine die ganze evangelische Bevölkerung geradezu herausfordernde Frohnleichnamsfeier verriet die Absichten des Hofes nur allzudeutlich. Dem im November 1615 zusammengetretenen Landtage verweigerte der Herzog die Bestätigung der Rechte der evangelischen Kirche, und die Stände antworteten mit Geldverweigerung. Allein der Herzog siegte; er machte die Herren einzeln durch Artigkeiten kirre und der schließlich allein sich widersetzende Landmarschall Lorenz Wanrab von Haugendorf auf Tagmersheim wurde abgesetzt. Am 24. Dezember 1615 erhielt das Land als Christgeschenk ein Generalmandat, das Folgendes bestimmte: 1) die katholische Religionsübung wird freigegeben, auch Prozessionen und Wallfahrten sind gestattet, 2) jede geheime Verbindung gegen die katholische Religion ist strafbar, 3) die Beamten haben die katholischen Gebräuche zu befördern, 4) der gregorianische Kalender wird eingeführt, 5) das katholische Gebetläuten ist überall vorzunehmen, 6) Die evangelischen Prediger haben sich jeglicher Angriffe auf die katholische Religion zu enthalten, 7) die Ehesachen unterstehen der geistlichen Gerichtsbarkeit, 8) an katholischen Fasttagen haben alle Unterthanen ohne Ausnahme zu fasten. Neue Unterhandlungen mit den Bischöfen wurden gepflogen; die Gegenreformation sollte sich zwar im Frieden vollziehen, für den äußersten Fall jedoch wurde die Unterstützung katho-

lischer Waffen zugesichert. In rücksichtslosester Weise wurde nun vorgegangen: Die Jesuiten brachen herein, die Evangelischen wurden zum Besuch der katholischen Gottesdienste und zur katholischen Taufe ihrer Kinder gezwungen, die evang. Pfarrer wurden bedrückt und mißhandelt und überall katholische Beamte angestellt.

Es ist eine wahre Leidensgeschichte, welche uns die 2 Hauptstädte des Fürstentums, Lauingen und Neuburg erzählen.

Lauingen war den Jesuiten wegen des dort befindlichen evangelischen Gymnasiums besonders verhaßt. Schon am 6. Juni 1615 kam der Herzog mit seinen Jesuiten Reihing und Welser und hielt mit den Schülern der Anstalt eine theologische Disputation in dem Bestreben, sie zum Abfall am Evangelium zu verleiten. Allein Versprechungen und Drohungen waren vergeblich, die jungen Studenten erklärten samt und sonders, evangelisch leben und sterben zu wollen. Darauf begannen denn die Quälereien, die Stipendien wurden nicht mehr ausgezahlt, das Studium auf evang. Hochschulen wurde verboten und im Frühsommer 1616 ward das Gymnasium den Evangelischen abgenommen. Am 13. Februar desselben Jahres kam der Befehl, die Pfarrkirche für den katholischen Gottesdienst zu räumen; alle Gegenvorstellungen blieben vergeblich, Exekutionstruppen wurden angedroht und am 31. Mai ward in der eroberten Kirche das Frohnleichnamsfest gefeiert. Noch waren ein evang. Stadtpfarrer und 2 Diakonen in der Stadt, allein am 12. August wurde der evangelische Gottesdienst völlig verboten. Die Lauinger beschlossen, nachdem alle Bitten und Vorstellungen, auch alle Berufungen auf Recht und Fürstenwort vergeblich geblieben waren, Widerstand. Als am 20. Juli 1618 der Stadtrat auf seine Weigerung, überzutreten, samt den evang. Pfarrern eingesperrt wurde, bewaffnete sich die Bürgerschaft, befreite die Gefangenen und belagerte die herzoglichen Kommissäre im Schloß. Ueber Nacht jedoch rückten 300 Mann und 50 Reiter ein, und nun war alles vorüber: die Bürgerschaft mußte einen neuen Huldigungseid schwören, die evang. Pfarrer wurden genötigt, innerhalb 3 Tagen den Ort zu verlassen, die Exekutions-

truppen lagen im Quartier, Festhalten am Bekenntnis bedeutete den Ruin des Hauses, die Stadt wurde katholisch, aber der größere und bessere Teil der Bevölkerung wanderte aus.

Ganz ähnlich erging es **Neuburg**. Die evang. lateinische Schule wurde schon im Jahre 1616 aufgehoben und eine Jesuitenschule eingerichtet, ein Jesuitenkloster erbaut. Am Tage der Apostel Petrus und Paulus wurden die beiden Kirchen den Evangelischen genommen und ihre Pfarrer abgesetzt, die Bürgerschaft sollte hinfort den katholischen Gottesdienst besuchen. Leprosenhaus und Spital besetzten die Jesuiten, das Auslaufen zu evang. Gottesdiensten wurde mit strenger Strafe bedroht und endlich unterzog man die ganze Bürgerschaft einem peinlichen Verhör. Der Erfolg war gering: von 476 Verhörten traten 30 über, 78 gestatteten die Belehrung der Jesuiten, die übrigen blieben treu. Beispiele rührender Glaubenstreue werden uns erzählt; ein alter Schlosser entgegnete: ich will im wahren seligmachenden evang. Glauben verbleiben, und sollte ich drüber in meinen alten Tagen das Land, auch Hab' und Gut verlassen müssen, so will ichs thun mit Hiobs Worten: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobt! Eine Witwe erwiderte heiteren Angesichts: Gott ist ein Beschützer der Witwen und ein Vater der Waisen und wird auch mich erhalten, darum will ich ihm treu bleiben. Der Vorsitzende der Kommission, der vom Evangelium abgefallene Graf Herbersdorf, mußte sogar die anzügliche Rede vernehmen: wir wollen unserem himmlischen Herrn treu bleiben und sind gewiß, daß wir ein gutes Vaterland haben werden, wenn diejenigen in der Hölle sitzen, die jetzt um zeitlicher Ehre willen vom wahren Glauben abfallen. Ja sogar die alten Pfründner im Neuburger Spital weigerten sich, dem Ansinnen des Herzogs zu gehorchen; „sie wollten lieber Hungers sterben als den Himmel nicht erben.“ Allein Gewalt erstickte doch allmählich auch in dieser Stadt das Evangelium; im Jahre 1620 konnte Herzog Wolfgang Wilhelm über die wenigstens äußerliche Bekehrung des größten Teiles seines Landes triumphieren. Nach Pater Laymann, einem Geschichtsschreiber jener Zeit, der keine

Gelegenheit versäumte, seinen geliebten Orden zu rühmen, haben die Jesuiten in Pfalz-Neuburg 30000 Ketzer der katholischen Kirche wieder unterworfen, 4 Landschaften, nicht wenige Städte und unzählige Dörfer wieder unter die Botmäßigkeit Roms gebracht. Was das für eine „Bekehrung“ war, erhellt aber daraus, daß bei dem Erscheinen Gustav Adolfs, zehn Jahre hernach, Stadt und Land wieder mit Freuden zu dem Glauben der Väter zurückkehrte.

Welchen Anteil an allen diesen Vorgängen hatte unser Held, Dr. Jakob Reihing? Einen großen, hervorragenden, müssen wir antworten. Zwar läßt sich derselbe nicht mehr bis ins Einzelne nachweisen, aber bei all den geschilderten Vorgängen war Pater Reihing die leitende Hand, gleichsam die alles weihende und segnende kirchliche Behörde. Bei allen festlichen Gelegenheiten sehen wir ihn an der Spitze stehen, er war der Festprediger bei dem öffentlichen Uebertritt des Herzogs in Düsseldorf und suchte aus dem Taufbefehl Marc. 16, 15 f. die Kennzeichen der wahren katholischen Kirche zu entwickeln, den obenerwähnten Landtag eröffnete er mit einer feierlichen Predigt und in den den Evangelischen geraubten Kirchen las er die erste Messe. An der Spitze seiner Ordensbrüder entwickelte er einen wütenden Bekehrungseifer: er hielt am Sonntagnachmittag Kinderlehren, die zu wahren Disputationen wurden, als Jugendlehrer wie als Beichtvater war er gleich unermüdlich, er veranstaltete theatralische Schaustellungen zur Verherrlichung der katholischen Religion, er stiftete eine marianische Kongregation, eine Vereinigung zur besonderen Verehrung der Gottesmutter, und daneben auch eine „Genossenschaft der schmerzhaften Mutter Maria unter dem Kreuz.“ In der Leichenpredigt über ihn sagt Dr. Osiander: „wie er dann in wehrender seiner Unwissenheit nicht wenige, auch nicht geringe Leutt hat verkehren und zu dem Papsttum verführen, beneben die rechte evangelische Christen schwerlich verfolgen geholffen,“ und Reihing selbst kann sich das Zeugnis ausstellen, daß er „zuvor in gemeltem Papsttumb bey vilen hohes und nidriges Standes, Gelehrten und Ungelehrten, durch seine so wol in Latein als teutscher Sprach getruckten Schriften neben vielfältigen Privatgesprächen und Predigten

merklichen Schaden gethan.“ Aus diesem Selbstzeugnis können wir entnehmen, auf welchem Gebiete Reihing besonders thätig war, nämlich auf dem Gebiete der kirchlichen Polemik. Ein Gedicht aus jener Zeit: „gründtlicher Bericht der wunderbaren Bekehrung ꝛc.“ schildert deshalb seine Thätigkeit mit folgenden Worten:

Herr Doktor Jakob Reihing zwar
Gantz eyferig der fürnembst war,
Sein's gleichen war zu finden nicht
Im gantzen Orden, wie ich b'richt,
Mit Lesen, Schreiben, Disputirn [1])
Mit Perorirn [2]) und Persuadirn [3])
Mit Simulirn [4]), Aequivocirn [5]).

Zur Rechtfertigung des Uebertrittes seines Herrn schrieb er die Schrift: „die Mauern der hl. Stadt.“ Auf diese antwortete ein Wittenberger Theologe, Balthasar Meißner, mit der Schrift: „die Mauern des römischen Babel“; Reihing hinwiederum entgegnete mit den „Wachtposten der englischen Stadt“, Meißner endlich ließ eine „Vertreibung der papistischen Wachtposten„ erscheinen. Wir können diesen Schriftenwechsel mehr als leichtes Geplänkel bezeichnen, schweres mächtiges Geschütz dagegen führt er ins Feld in seinem im Jahre 1620 erschienenen „katholischen Handbuch“ das wir uns als ein Beispiel seiner polemischen Wirksamkeit genauer betrachten wollen. Es ist den Ständen Pfalz-Neuburgs als Beweis seines Eifers um die katholische Religion gewidmet und giebt sich als eine ausführliche Widerlegung des von dem kursächsischen Hofprediger Dr. Matthias Hoë verfaßten „evangelischen Handbüchleins“, das auch im Neuburgischen stark umgegangen sei und als unwiderleglich gepriesen werde. Reihings Schrift ist in 14 Artikel eingeteilt, in welchen die hauptsächlichsten Streitpunkte zwischen beiden Kirchen in genauer Anlehnung an obengenannte evangelische Schrift besprochen und die Sätze Hoë's bekämpft werden.

Betrachten wir einmal die Ausführungen über die

---

[1]) Streiten. [2]) Vortraghalten. [3]) Zureden.
[4]) Heucheln. [5]) Doppelsinnigkeit.

Kirche, in denen uns besonders die Stellung des Jesuiten zu Luther und seinem Werke anziehen wird.

Beginnend mit der Frage: „ob und wie wir uns der Kirche rühmen?“ erhebt Reihing den Vorwurf, daß Luther und seine Prädikanten sich nur der äußern Zugehörigkeit zu der Kirche rühmen, es möge sonst einer leben wie er wolle. Wenn, wie die evangelische Lehre lautet, der Gebrauch der zwei Sakramente zum Kennzeichen der wahren Kirche gehöre, so seien alle Unterschreiber des Konkordienbuches nicht Glieder der rechten Kirche, denn dieses zähle drei Sakramente. Apostolische Lehre und rechter Sakramentsgebrauch können überhaupt nicht Kennzeichen sein, denn die Kennzeichen müssen doch bekannter sein als die Sache, die durch sie bewiesen werden solle; das treffe aber hier nicht zu. Die rechten Kennzeichen der Kirche sind: Einheit, Heiligkeit, Allgemeinheit und Apostolizität.

Die Einheit findet man in der römischen Kirche, wo höchstens ein Unterschied der Zeremonien besteht, nicht aber bei der Lutheranern, wo öffentliche Uneinigkeit herrscht. Die Heiligkeit ist wiederum allein das Merkmal der römischen Kirche und offenbart sich in dem Wandel voll guter Werke, in der heiligen Lehre und in den Wunderwerken. Hieronymus, Chrysostomus ꝛc. diese anerkanntermaßen heiligen Männer gehören der päpstlichen Kirche an, also ist diese auch heilig. Unter all den Versammlungen, die den Namen Christi führen, ist die katholische Kirche allein die wahrhaft allgemeine über die ganze Welt verbreitete, während die lutherische kaum über die Grenzen Deutschlands hinausgedrungen ist, sie ist auch die apostolische, weil sie sich in persönlicher Nachfolge auf die Apostel besonders auf Petrus gründet. Diese wahre katholische Kirche kann denn auch nicht irren, wenngleich der Satz, daß der Papst in Glaubenssachen nicht fehlen könne, nur eine Sentenz, nicht ein Glaubensartikel ist; sie beweist ihre Wahrheit durch ihre Missionsthätigkeit, die in der lutherischen Kirche völlig fehlt, und durch die in ihr geschehenen Wunderwerke, denen die lutherischen Prädikanten nichts Aehnliches zur Seite stellen können.

Von diesem Standpunkte aus sind denn Luther und

sein Reformationswerk aufs abfälligste beurteilt. Zwar will Reihing ihm nicht vorhalten, daß er ein geringer Mönch gewesen sei, aber er hatte nicht den geringsten Beruf zum Werk der Kirchenverbesserung. In seiner „Verwarnung an die von Mülhausen wider den Müntzer" gebe Luther selbst zu, daß er keinen unmittelbaren Beruf von Gott habe. „Ja, wenn die Gott verlobte Keuschheit brechen und Gott geweihte Jungfrauen aus den Klöstern führen, zuvor schwängern und danach vermeinte Hochzeit mit ihnen halten, englisch ist, so mag Luther wohl ein Erzengel sein!" Auch die Berufung durch Kurfürst Friedrich ist wertlos, denn nicht die weltliche, sondern nur die geistliche Obrigkeit kann zu einem geistlichen Amt berufen, Luthers Doktoreid endlich ist vollends nicht anzuführen, er hat ihn ja der katholischen Kirche geschworen, also ihn einfach gebrochen. Zu alledem kommt noch die öffentliche, altkundige Unbeständigkeit dieses neuen Propheten in Glaubenssachen. Petrus hat seinerzeit in Antiochien wohl im Wandel gefehlt, nicht aber in der Lehre, Luther dagegen, „hat von vielen Glaubenssachen ganz widerwärtig gelehrt, bald ja bald nein." Darum Gott erhalte uns in der wahren katholischen Kirche und führe alle Irrigen darein! Amen.

Diese Probe möge genügen; sie zeigt uns den gewandten und begabten Verteidiger der römischen Kirche, den scharfsinnigen, in der Schrift wie in den Vätern wohlbewanderten, auch mancher Schriften der Reformatoren kundigen Gegner des Evangeliums, dessen Buch auch von der katholischen Welt als eine seltene That mit Jubel begrüßt wurde. Und doch war Reihing schon damals in seinem Standpunkt keineswegs sicher. Er vermochte sich der evangelischen Beweisgründe nur mühsam zu erwehren und bald trat denn eine Wendung ein, so unerwartet, so überraschend, daß wir nicht anstehen dürfen, den Finger des Allmächtigen darin zu erkennen.

Gerade zu der Zeit, da das katholische Handbuch den Ruhm seines Verfassers in ganz Süddeutschland verbreitete und in Pfalz-Neuburg die alte Kirche den Sieg sich erzwang, geschah das Unglaubliche: Pater Reihing floh zu den Feinden, der hochgepriesene Jesuit trat zu der von

ihm bekämpften und verfolgten evangelischen Kirche über. Am 5. Januar 1621 entwich er aus Neuburg zunächst nach Höchstädt, zu der verwitweten Herzogin, und von da über Ulm nach Stuttgart in der ausgesprochenen Absicht, den evangelischen Glauben anzunehmen.

Es ist leicht einzusehen, welch ungeheures Aufsehen bei Freund und Feind dieser Schritt hervorrufen mußte. Seit dem Uebertritt des Bischofs Petrus Paulus Vergerius von Capo d'Istria im Jahre 1548 zur evangelischen Kirche war ein ähnlicher Fall nicht mehr vorgekommen. Die Katholiken, vor allen die Mitglieder des Ordens Jesu, waren aufs peinlichste überrascht und aufs schmerzlichste bestürzt. In ergötzlicher Weise schildert das oben angeführte Gedicht die Verwirrung, welche Jakob Reihings Flucht in Neuburg hervorrief:

Patern Welsern der Burs'[1]) Rektor
Kam die Sach' gantz unglaublich vor.
Der ein' sprach: er wird meditirn,
Der ander: er möcht sein spazirn,
Der dritt: er ist nach Ingolstadt,
Der viert' zu Hoff ihn gesuchet hat,
Der fünft' fragt in der Librerey[2]),
Der sechst' lauft in die Trvckerey,
Der siebent' ins Lararium[3])
Der acht' in das Kollegium.

Die Evangelischen dagegen triumphierten, daß einer aus dem Orden, dessen eigenste Aufgabe die Bekämpfung der Ketzer war, der als „der rechte Arm des Kirche Gottes" gepriesen wurde, daß einer von „den schnellen Engeln und Cherubim" der Wahrheit die Ehre gegeben und zwar nachdem er 23 Jahre lang ein thätiges und eifriges Mitglied der Gesellschaft gewesen. Aus Saulus ist ein Paulus geworden, so tönte es überall; dieser Uebertritt war ein Fest der Freude und Ermutigung unter den Wirrnissen des dreißigjährigen Krieges.

Zuerst versuchte man in Neuburg das Unmögliche, nämlich die Vertuschung des ganzen Vorgangs. Es hieß: Reihing sei nach Italien verschickt worden, er sei in die

---

[1]) Studentenschule. [2]) Bücherei. [3]) Hauskapelle.

Kartheuse zu Buxheim eingetreten, ja er sei von Ketzern erschlagen worden. Dann beschritt man den naheliegenden Ausweg, durch Verleumdung und Verlästerung der Person die Tragweite der Sache abzuschwächen: anonyme Briefe wurden geschrieben, Spottverse wurden gedichtet und Schmähschriften verfertigt, alle übereinstimmend in der Absicht, Reihing als einen sittlich anrüchigen Menschen darzustellen, der nur um des Fleisches willen und aus Furcht vor der Strafe sich den Lutheranern zugewendet habe.

In einem Schandliede wurde er beschuldigt, daß er um fleischlicher Brunst willen übertreten wolle: „die guten Bißlein in silbernen Schißlein, die er zu Hoff thät niessen" hätten ihn zu Fall gebracht,

> Wär' er nicht so offt gewest bey Hoff,
> Hätt' fleyßig dafür gebetten,
> Hätt' für das Gläslein etwas gelesen.
> So wär' er nicht austretten.

In einem Schreiben, das der württembergische Hof zugeschickt erhielt, wurde ihm vorgeworfen, er habe oft an vornehmen Gastereien teilgenommen, habe sich mit Weibspersonen gemein gemacht und sich mit des Kantors Tochter vergangen.

Einen eigentümlichen Eindruck machen dem gegenüber die vielen Bemühungen, den verderbten, abtrünnigen Mönch seiner Kirche zu erhalten.

Der Jesuitengeneral Mutius Vitellescus, welcher von 1615—45 dem Orden vorstand, schrieb an seinen Bruder Konrad Reihing, er möge alles aufbieten, um seinen Bruder Jakobus zur Rückkehr zu bewegen, er möge ihm völlige Straflosigkeit, ja die liebevollste Aufnahme zusichern, und Konrad, der damals Rektor des Jesuitenkollegs in Augsburg war, kam diesem Auftrag auch nach Kräften nach. Der Lehrer der Logik an jenem Kolleg, Ludwig Vogel schickte Briefe und kam selbst nach Tübingen, und der Pater Johannes Agricola, Tillys Feldprediger, schrieb: „meine Worte gehen unter in Seufzern, meine Augen schwimmen in Thränen, meine Hand zittert vor bekümmerter Liebe. Wie! Jener große Geist, der alles innen und draußen er-

leuchtete, sollte in kimmerischer[1]) Nacht untergehen?" jener sittliche Charakter, jene Frömmigkeit uns verloren sein?" Er hofft im Jahre 1624 noch auf Umkehr und verspricht freundliche Aufnahme und Verzeihung. Der Pfalzgraf Wolf Wilhelm griff selbst zur Feder und die Herzöge von Bayern sandten nach einigen Wochen eine besondere Gesandtschaft, den Edelmann Heinrich von Stein, den Rechtsgelehrten Faber und den Jesuitenpater Keller. Auf der einen Seite verlangten sie den Ueberläufer zur Bestrafuug heraus, ein Ansinnen, welchem der württembergische Fürst entgegnete: wenn die Beschuldigungen gegen Reihing wahr seien, so bedürfe er eines unparteiischen Richters, den er in seiner Person finde, wenn sie aber unwahr seien, so möge man doch den Mann dem Zuge seines Herzens folgen lassen. Auf der andern Seite aber machte Pater Keller dem abtrünnigen Genossen die größten Versprechungen; er stellte ihm frei, ob er Jesuit bleiben wolle oder Laie werden und lockte ihn durch die Aussicht eines Kanonikats.

Allen diesen Bemühungen setzte Reihing die Ruhe und Festigkeit eines guten Gewissens entgegen, wie es ihm denn auch ein leichtes war, die gegen ihn erhobenen Vorwürfe als Verleumdungen nachzuweisen. „So lang ich", schreibt er, „zu Neuburg gewohnet, bin ich selten gen Hof, aber niemals in der Frauenzimmer Gemach kommen." Mehr als drei oder vier Mal im Jahr sei er nicht bei der fürstlichen Tafel gewesen, in der Stadt sei er kaum zwei Mal des Jahres zu Gastereien geladen worden, wobei er immer einen Ordensbruder als Begleiter gehabt. „Sonsten aber hat man mich wenig außer meiner Studierstuben und Kollegio als in der Kirchen und auf der Cantzel gesehen." Er habe oft Vorwürfe wegen seines zurückgezogenen Lebens hören müssen. — Die Beschuldigung wegen der Kantorstochter wurde Gegenstand einer Untersuchung, welche die vollständige Lügenhaftigkeit des Gerüchtes darthat.

Der beste Beweis für Reihings Reinheit und Unschuld ist wohl das Zeugnis seiner eigenen Gegner. Sein Haupt-

---

[1]) kimmerisch von Kimmerier, ein sagenhaftes Volk des Altertums, das beständig in Nebel und Finsternis eingehüllt gewesen sein soll.

bekämpfer, der Freiburger Jesuit Stengel, sieht sich zu dem Geständnis genötigt, daß vieles gegen Reihing fälschlich erdichtet worden sei, meint aber diese üblen Nachreden hätten die Lutheraner selbst zuerst erfunden, um den Jesuiten eins zu versetzen (!), und im Jahre 1623 kam nach Tübingen der Kandidat Johann Pistorius, um Reihing Grüße von seinem alten Vorgesetzten in Neuburg, dem Herzoglichen Kanzler Bernhard Mosmüller zu überbringen. Derselbe, so berichtete der Bote, bewahre ihm die alte Freundschaft und nehme ihn gegen alle Verdächtigungen in Schutz.

Vergegenwärtigen wir uns die einzelnen Vorgänge, um ein anschauliches Bild von einem solchen Uebertritte in jener Zeit zu bekommen, und hören wir, wie Reihing selbst und die ihm nahestehenden evangelischen Theologen sich über die Beweggründe seines Schrittes äußern.

Am 5. Januar 1521 war Reihing aus Neuburg entflohen und nach kurzem Aufenthalt bei der Herzogswitwe in Höchstädt und in Ulm, wo er nach seiner eigenen Versicherung weder mit einem Bürger redete, noch einen Prediger sah, kam er am ersten Sonntag nach dem Fest der heiligen drei Könige in Stuttgart an. Dort eröffnete er den Räten des Herzogs Johann Friedrich und dem Konsistorium seine Absicht überzutreten. Mit welcher Freude dieser Schritt begrüßt wurde, geht schon aus dem früher Gesagten hervor, doch wurde nichts übereilt, sondern nur Schritt für Schritt und mit peinlicher Gewissenhaftigkeit vorgegangen. D. Osiander, D. Thum und einige herzogliche Räte erhielten den Auftrag, ein genaues Examen mit dem Uebertrittslustigen anzustellen. Acht Tage währte dasselbe, vom zweiten Sonntag nach dem Erscheinungsfeste an die ganze Woche. Die württembergischen Theologen verteidigten dabei die römische Lehre, Reihing hatte den evangelischen Standpunkt zu vertreten und das Ergebnis war, daß er als ein gelehrter Mann befunden wurde, an dessen reinen Absichten nicht zu zweifeln sei. Ja die evangelischen Herren waren voll Verwunderung, denn Reihing war in der Schrift so wohl bewandert, als ob er evangelisch aufgezogen worden wäre.

Der Herzog Johann Friedrich ließ auf dieses hin den

Flüchtling kleiden, verehrte ihm Geld und sandte ihn nach Tübingen, wo er im herzoglichen Stipendium einen Platz am „Herrentisch" erhielt. Dort fand zunächst am 2. Februar 1621 ein nochmaliges Verhör auch über seine angeblichen Fehltritte vor dem collegium theologicum statt und dann folgte eine Zeit längerer stiller Vertiefung in die evangelische Wahrheit. In dieser Zwischenzeit scheint es nicht an Versuchen gefehlt zu haben, den Abtrünnigen vor dem Zeitpunkt des förmlichen öffentlichen Uebertritts auf diese oder jene Weise aus dem Wege zu räumen: in einem herzoglichen Erlaß vom 29. Januar an die Aufseher des Stiftes heißt es: „Ihr söllen sowohl bey des stipendii unterm Thor als beym obern Gang so Tags so Nachts gewisse Verfügung thun, daß niemanden Fremds oder Unbekannter in mehrgedacht stipendium, wegen zu ihm Dr. Reihing in sein Gemach gelassen werde, damit er hierdurch nit unversehens in Lebensgefahr komme, gestalt ihr ihn auch fleißig zu erinnern, seiner wahrzunehmen, außerhalb Anhörung der Predigten und Visitierung der Theologorum Lektion und fürfallenden Disputation ohn Ursach nit viel auszugehen, oder vor die Stadt hinaus, sonderlich gegen Rotenburg hin sich nit zu begeben." Unter dem 24. Februar berichten die Vorsteher „daß dem Reihing, wie er zur Hand zu bringen oder sonsten außer dem Mittel gereumbt werden könnte, von Jesuiten und andern vornehmen Papisten stark nachgestellet werde", und ein weiterer herzoglicher Erlaß vom 27. Februar erinnert „sich seiner wohl in Acht zu nehmen und wenn er Auszugehens willens jedesmal dahin zu trachten, daß er einen Gefährten bei sich haben möge."

Am 23. November fand in Gegenwart des Herzogs der feierliche öffentliche Uebertritt statt. Der herzogliche Kanzler und Propst Dr. Lukas Osiander hielt zuerst eine „christliche Erinnerung". Unter Zugrundlegung von 1. Tim. 1, 12—16 führte er folgendes aus: Württemberg hat schon öfters solche Uebertritte gesehen, z. B. den des Petrus Paulus Vergerius. Ganz ähnlich ist jetzt Reihings Uebertritt. Er war „nicht bloß ein gemeiner päpstlicher Lehrer, sondern ein vornehmer Verfechter und Verteidiger des Papsttums und ein nicht schlechtlicher Verfolger der evangelischen

Christen," fand aber, daß die Schrift den Evangelischen Recht gebe und legte auf dieses hin ein offenes Bekenntnis ab, ohne sich lange mit Fleisch und Blut zu beraten. Wie Saulus ein Pharisäer unter den Juden, so war Reihing ein Jesuit unter den Papisten. Unseres Heilandes Hand aber ist noch unverkürzt, wir müssen nur allezeit für solch' irrige, verführte Leute bitten. Die Leute werden vom Papsttum in Unwissenweit gehalten; es wird ihnen eingeredet, die Lehre Luthers sei die reine Umkehrung des Christentums, die Evangelischen verbieten die guten Werke, sie verwerfen alle Schriften der Väter, sie reden schimpflich von den Heiligen und der Jungfrau Maria und verwerfen alle Opfer gegen Gott, in der Kirche und in der Gemeinde; außerdem werden den Lutheranern die Irrtümer der Calvinisten, Wiedertäufer und Schwenkfeldianer aufgebürdet. Wenn nun aber solch irrig belehrte Leute die Wahrheit erfahren, bekehren sie sich gerne wie ein Nathanael, Paulus und Augustinus. Zum Schlusse wünscht der Redner: Gott möge Gnade geben, daß nicht allein heutiger unser Revokant in der erkandten evang. Wahrheit biß an sein seliges Ende beständig verharren und bey der Kirchen Gottes vil Nützliches und Erbauliches ausrichten, sondern auch andere irrige, von ihm und andern verführte Personen, sein gottseliges Exempel anschauen, in seine Fußtapfen tretten, zu der evang. Wahrheit mit Mund und Hertzen sich bekehren und die Zahl der Auserwählten mit ihnen vermehrt werden möge!

Nach dieser Einladungsrede betrat Reihing selbst die Kanzel zum feierlichen Widerruf. Er begann mit einem Gebet aus dem hl. Augustinus, einer Bitte um Erleuchtung der Augen und predigte sodann über Psalm 124, 6—8: gelobt sei der Herr, daß er uns nicht giebt zum Raub in ihre Zähne. Unsere Seele ist entronnen wie ein Vogel dem Stricke des Voglers, der Strick ist zerissen und wir sind los. Unsere Hilfe stehet im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Reihing preist Gott, daß er ihn aus dem grausamen Rachen des Papsttums herausgerissen und er, der nicht blos in die Falle gegangen, sondern selbst ein Vogler gewesen ist, will nun von den vornehmsten Stricken päpstlicher Lehre reden. Der erste Hauptstrick ist

die Tradition und Menschensatzung, und hier äußert sich nun der Exjesuit über die inneren Beweggründe seines Uebertrittes. Er sagt: „zuvor war ich auf den hohen Schulen in hl. Schrift wenig geflissen und erfahren. Meine Zuhörer aber in Neuburg, die einen guten, großen Teil Evangelisch oder erst neulich zum Papsttum verlaitet waren, begehrten nichts mehr, denn die hl. göttliche Schrift zu hören. Was solt ich thun? Ich mußte mich in die Schrift legen. Derhalben habe ich mich zum höchsten beflissen, daß ich aus der hl. Schrift die Päpstliche Lehre bestettigte und die augsburgische Confession widerlegte und umstieße. Dieses war der Zweck und Ziehl aller meiner Predigten, Gespräche und Schrifften, aber ich hab' vor einem Jahr und darüber von Tag zu Tag durch göttliche Erleuchtung immerzu klärlich angefangen zu sehen, wie die hl. Schrift in allen, sonderlich den vornehmsten Streitartikeln sonnenklar auf der evangelischen Seitten wider das Papsttum ausschlage.“ Als 2. Strick zählt er die Lehre von der eigenen Gerechtigkeit, als 3. die Ohrenbeichte mit „ihren unzählbaren Scrupeln“, als 4. die Ungewißheit der Seligkeit, als 5. die Transsubstantiation, als 6. die Kelchentziehung und als 7. das Meßopfer, das er insbesondere als Mittel der Ausbeutung und Aussaugung geißelt. Noch redet er von zwei besonderen Stricken, die gegen ihn persönlich angewendet wurden, dem Strick der Lästerung, gegen welchen er sich in der obenangeführten Weise verteidigt, und dem Strick des Argwohns, den böswilligen Ausstreuungen, als ob die Bekehrung des langjährigen, gelehrten und angesehenen Jesuiten im Grunde doch keine ernstliche sei. Mit Entrüstung weist er solchen Verdacht von sich und schließt mit einer Danksagung an seine Gönner, den Herzog, die Fakultät und das Konsistorium, und mit einer Bitte zu Gott für ihr Wohlergehen.

Wenige Tage nach diesem feierlichen „Revokationsakte“ kam Reihing nach Stuttgart und wurde von dem Herzog aufgefordert, am Feiertag Andreä den 30. November über irgend einen Streitartikel in der Hofkapelle zu predigen. Er wählte das Meßopfer, weil auf ihm das ganze Papsttum ruhe und gab hernach diese Predigt wie auch die von den

päpstlichen Fallstricken im Druck heraus. Das rechte Fischgarn, so predigt er, ist das Evangelium Jesu Christi, die Papisten aber haben sich noch viele Netze menschlicher Lehren gefertigt, die sie immer wieder flicken und nicht verlassen wollen, ganz besonders das Netz des Meßopfers. Gott sei Dank! er ist dem bösen Netze entwischt!

Aus dem allem wollen wir Eines hervorheben: Reihings Uebertritt war die That des in Gottes Wort gefangenen Gewissens. Er hatte von Jugend auf, wie wir gesehen haben, mancherlei innere Kämpfe auszufechten. In der Zelle des Klosters gelang es ihm, die Zweifel zu unterdrücken, aber in Neuburg, im Verkehr und Kampf mit glaubenstreuen Protestanten kehrten sie mit verstärkter Macht wieder. Oft war er, wie er später gesteht, ohne jeglichen festen Grund, so daß ein Handwerker oder altes Weib hätte Stich halten können. Er war genötigt, um die Ketzer mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, in Gottes Wort sich zu vertiefen, er lernte es vor allem kennen in seiner litterarischen Polemik gegen die weitverbreiteten evang. Lehrbücher eines Dr. Hoë und Balthasar Meißner, und Gottes Wort wurde ihm schließlich zu mächtig: aus dem Jesuiten wurde ein Jünger Jesu, ein evangelischer Christ, der, was er vorher bekämpft hatte, nun als das höchste Kleinod pries und es in zwar kurzer, aber fruchtbarer und segensreicher Wirksamkeit voll Mut und Unerschrockenheit verteidigte. In einem Gedichte, daß aus Anlaß des am 9. Juli 1671 in Jena erfolgten Uebertrittes des Jesuiten Andreas Wigand verfaßt wurde, wird ihm nachgerühmt:

War Doktor Reihing nicht in dem bekannten Orden,
Der auch vor 50 Jahr ist evangelisch worden,
Der schnaubend hat getobt wie an der Donau Strand
Ist männiglich bewußt in dem Neuburger Land?
Den Johann Friederich mit Freuden aufgenommen
Der Charitiner Fürst, als er nach Stuttgart kommen,
Von Herzen ihn geliebt und kräftiglich beschützt,
Ob schon Capitolin[1]) mit Donner hat geblitzt.

---

[1]) Jupiter Capitolinus der höchste Gott, hier Bezeichnung des Kaisers.

Der auch zu Tübingen beständig ist verblieben,
Nach Gottes reinem Wort die reine Lehr' getrieben,
Viel unterwiesen hat in der berühmten Schul',
Mit Palmen nun geziert steht für des Lammes Stuhl.

Reihing trat in den württembergischen Kirchen- und Staatsdienst, blieb in Tübingen und erhielt durch Dekret vom 7. Januar 1622 eine neugegründete außerordentliche theologische Professur, für welche der Herzog „ein Namhaftes an Geld, früchten und Wein" aussetzte, und am 3. April d. J. habilitierte er sich durch die Vorlesung: „wider den verkappten Jesuiten in Dillingen." Im Dezember 1625 wurde er ordentlicher Professor der Theologie und zugleich Inspektor des herzoglichen Stipendiums; im März 1626 endlich wurde er auch Frühprediger an der Stiftskirche. In reichem Segen und unter allseitigem Beifall wirkte er in diesen Aemtern, und der Herzog, bei dem Reihing gar wohl gelitten war, mußte nur Vorsorge treffen, daß der vielbeschäftigte und vielangegriffene Mann nicht allzusehr beschwert wurde.

Wie vorher sein Leben ein fortgesetzter Kampf gegen die Feinde Roms gewesen war, so wurde es jetzt ein ebensolcher gegen die alten, den abgefallenen Ordensbruder bekämpfenden Freunde, die Jesuiten. Es liegt außerhalb des Rahmens dieser Blätter, auf diesen Federnkrieg des nähern einzugehn, so charakteristisch er auch für die Personen und die ganze damalige Zeit ist. Nur einige Hauptsachen sollen ihre Erwähnung finden.

Jene obenerwähnten, auch im Druck erschienenen Revokationspredigten Reihings über die päpstlichen Fallstricke und über das Netz des Meßopfers reizten vor allem zwei Jesuiten zur Entgegnung, den Freiburger Professor Simon Schaitenreisser und den Pater Georg Stengel, denen sich noch ein Dritter, namens Forer, anschloß.

Simon Schaitenreisser schrieb eine Schrift: „die Wandlung Jakob Reihings" und ein auf eine Abhandlung Reihings über die wahre Kirche Bezug nehmendes Buch mit dem Titel: „das Tübinger Füchslein, welches den Weinberg der Kirche Christi verwüstet, gefangen und nach Verdienst belohnt." Der Freiburger Professor zeigt sich

darin als ein gerne mit untergeordneten Witzen arbeitender, mit Verdächtigungen und Verlästerungen ungescheut um sich werfender, grober und unflätiger Geselle. In der erstgenannten Schrift erhebt er gegen Reihing den Vorwurf, daß er die Augustana gar nicht kenne und sich in manchem Widerspruch mit derselben befinde; und macht ihn spöttisch auf eine Anzahl von Schriftstellen aufmerksam, um ihm für ein etwaiges künftiges, großes Werk Handreichung zu thun. Die Hauptsache aber ist ihm das Lästern, und so zählt er zum Schlusse „12 Wunder Luthers" auf. Was damals vor 250 Jahren gelogen wurde, wird heute wiederum in der schamlosesten Weise in das Feld geführt und so können wir es uns nicht versagen, diese „Wunder Luthers" nach Ehren-Schaitenreisser hier ausführlich wiederzugeben:

1) Luther heilte Krankheiten, besonders das Jucken des Fleisches, ohne Kraut und Arznei mit dem einen Worte: es ist besser ehelich werden, denn brennen.

2) Er machte sein Weib so fruchtbar, daß sie schon wenige Tage nach der Hochzeit niederkam.

3) Er weckte Tote auf, indem er alte Ketzereien aus der Unterwelt zurückrief.

4) Er wußte aufs feinste, Geister zu unterscheiden: durch beständigen Umgang bemerkte er, daß es zwei Arten von Teufeln gebe, mit keinem Grad Ausgezeichnete, welche Feinde der Rechtsgelehrten seien und mit der Magisterwürde Bekleidete, welche die Theologen verfolgen.

5) Er stürzte die vorher reichen Fürsten trotz der Bereicherung mit den Gütern des Klerus in die bitterste Armut, was nur durch ein Wunder möglich war.

6) Er verschmähte Teufelsaustreibungen als etwas Gemeines, allein er bewirkte damit ein seltenes Wunder, daß nämlich die Leute von 7 statt einem Teufel besessen wurden.

7) Er prophezeite, daß zur Zeit seines Todes das Papsttum ausgerottet sein werde, und daß im Jahre 1584 das jüngste Gericht komme, was denn auch beides eingetroffen!

8) Er verbesserte das Gebet des Herrn, indem er als notwendigste, von Christo freilich ausgelassene Bitte einfügte: gieb uns ein Weib!

9) In seinem Magen scheint nur Ein großer Raum

gewesen zu sein, wie hätte er sonst bei Einer Vesper so viele Maß Wein fassen können!

10) Daher kommt denn jene bekannte Transsubstantiation: seine Nase ist durch seine Trunksucht kupferfarbig geworden, damit, wenn die Stirne nicht mehr erröte, es die Nase wenigstens noch thue.

11) Dieser Mann, wenn er auch denselben Gegenstand bejahte und verneinte, widersprach sich doch nie, weil er, wie der scharfsinnige Zämann nachwies, zu verschiedenen Zeiten bejahte und verneinte — ein bisher noch allen Philosophen unbekanntes Geheimnis.

12) Sein Leichnam verbreitete trotz Winter und Bleisarg ganz gegen den Lauf der Natur einen so süßen Geruch, daß kein Mensch den Sarg tragen wollte, sondern daß er von Pferden zu Grabe gezogen werden mußte. Aehnliches ist 2. Makkab. 9 von Antiochus zu lesen.

Durch noch größere Roheit und Grobheit zeichnete sich der zweite Hauptgegner, der Jesuit Georg Stengel von Ingolstadt, aus. Er schrieb eine Schrift wider die päpstlichen Fallstricke Reihings und widmete sie im lateinischen Originale* dem Herzog Wolf. Wilhelm, in der deutschen Uebersetzung seiner Gemahlin, der Herzogin Magdalena. Reihing ist einem Manne gleich, der im Schnee seine beiden Füße erfroren und sich dafür hölzerne Stelzen gemacht hat, die er mit schönen Schuhen herausputzt. Bei ihm und den Lutheranern, nicht in Rom sind Fallstricke zu suchen; sein Uebertritt ist nichts anderes als ein Beweis der Undankbarkeit und Geisteskrankheit.

Gegen die Predigt vom Meßopfer schrieb Stengel ein „katholisches von Christo rechtmeßiger weiß ererbtes Fischnetz, welches Jakob Reihing in seiner Netzpredigt vieler Riß und Flickereyen beschuldigt, anjetzo aber Georgius Stengelius verthädigt.“ Es ist den Ständen von Pfalz-Neuburg gewidmet, die jetzt im Begriff sind, zur alten Lehre zurückzukehren, „nachdem sie durch Schuld der Zeiten von der wahren, alleinseligmachenden Religion ichtwas verleitet worden“, und welche der Verfasser trösten möchte in ihrem durch Reihings Abfall verletzten Gemüte. Die ganze Schrift besteht nur aus Schmähungen: „Die Katholischen als emb-

sige Bynle sambln ihre Lehr aus dem lieblichen Blumengarten der wahren Kirche, und von wolrüchender Gebluſt der hl. Väter, die Ketzer aber pflegen mit der Spinn auß ihnen selbsten ihr übelverknüpftes Glaubensnetz herfürzuspinnen." Luther ist ein „Bierzapf" und „wildes Schwein", Reihing ein meineidiger Schalk und elender Nothelfer des Luthertums. Doch steht er in Württemberg keineswegs in dem Ansehen, als er vorgiebt; gewichtige und gelehrte Leute stoßen sich an seinen Schriften und vermissen an ihnen die Wissenschaftlichkeit. Wie ist es früher anders gewesen! Wie haben ihn sogar ansehnliche Herrschaften ihrer persönlichen Ansprache gnädigst gewürdigt! Darum möge er denn wiederkehren in den christlichen Schafstall! Viele vergießen täglich für ihn Gebet, Seufzen und Klagzähren und peinigen sich seinethalben mit Fasten, Geißelung und anderen Leibeskasteiungen.

Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil, und so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn auch Reihing seinen Gegnern gegenüber keine Schonung kannte, wenngleich seine Gegenschriften sich durch das Fehlen persönlicher Verdächtigungen vornehm auszeichnen. Am Schlusse der Schrift, in welcher er seine Abhandlung über die wahre Kirche verteidigte, bringt er, um nur Eines anzuführen, gleichsam als Gegenstück jener „Wunder Luthers" eine Tabelle der Tugenden Simon Schaitenreissers:

Er lügt: 64 mal.
er verläumdet: 13 mal.
er schmäht: 28 mal.
er schneidet auf: 4 mal.
er verheimlicht etwas listig: 9 mal.
er fälscht: 25 mal.
er verfehlt sich gegen die Dialektik: 6 mal.
er betrügt durch Doppeldeutigkeit: 7 mal.
er zeigt seine Unkenntnis in der Schrift: 26 mal.
er widerspricht sich: 24 mal.

Wohl oder übel hatte Reihing auf alle diese Angriffe antworten und seine Kraft und Zeit damit zersplittern müssen, Eins aber erschien ihm als eigentliche Lebensaufgabe: die Widerlegung seines katholischen Handbuches.

Triumphierend beriefen sich die Gegner auf dieses Meisterwerk katholischer Polemik, diese Waffe mußte ihnen deshalb entwunden werden, und nirgends konnte sich Reihings Sinnesänderung deutlicher und unläugbarer beweisen. Nach vierjähriger Arbeit war die Schrift fertig. Der langatmige, Zweck und Inhalt mitteilende Titel lautet: „Jakob Reihings, Patricii Augustani der hl. Schrift Doctorn und bey löblicher Universitet zu Tübingen Professorn in zween Theil abgetheilte Retractation und gründtliche Widerlegung seines falschgenanndten cathol. Handbuchs, welches er vor disem zu Neuburg an der Thonau als damaliger Jesuit und fürstlicher Pfälzischer Hoffprediger wider Herrn D. Matthiä Hoë Chursächsischen Oberhoffpredigers evang. Handbüchlein geschrieben, auch mit viler Seelen hoher Gefahr und großem Schaden in Truck anno 1620 ausgesprenget, nun aber jetzo als vom irrigen Papsttumb zu dem reinen Evangelii Bekehrter hertzlich begehret mit diser seiner freywilligen, wohlbedachten und in Gottes Wort gegründeten Retractation alle zuvor durch sein gemeldt Handbuch zum Papsttumb verführte und darinnen gesterkte Christen durch Gottes Genad auff den rechten Weg der reinen evang. Lehr zu führen und zu bringen. 1626."

Das Buch ist dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen gewidmet. Die württembergischen Theologen führten in der Vorrede aus: Uebertritte aus der römischen Babel seien selten, 1) wegen des Zwangs der päpstlichen Tyrannei und Inquisition, 2) wegen der päpstlichen Ehrenstellen und fetten Pfründen, 3) wegen der Sophisterei der Jesuiten. Deshalb sei jede Bekehrung ein „sonderbares" Werk Gottes, zumal wenn es sich um Personen handelt, die vorher Verteidiger des Papsttums waren. So ist es bei Reihing. Dieser eine Mann hat viel Jammer gestiftet, namentlich durch sein katholisches Handbuch, aber aus Saulus ist ein Paulus geworden, er hat schon bisher nützliche Schriften geschrieben, und veröffentlicht nun diese von der Fakultät vorher geprüfte und gutgeheißene Schrift.

Reihing selbst erklärt in seiner Vorrede, daß er von jeder Antwort auf Lästerungen und Schmähungen gänzlich absehen und streng sachlich vorgehen wolle, und streng

sachlich geht er nun Kapitel für Kapitel seines katholischen Handbuches durch, seine früheren Aufstellungen in evangelischem Geiste verbessernd und zurücknehmend und das gute Recht der Sätze Dr. Hoë's nachweisend. Ja, aus Saulus war ein Paulus geworden! Nirgends wird uns das deutlicher, als wenn wir seine jetzigen Aeußernngen über Luther mit seinen früheren vergleichen: Jetzt dankt er, daß er der von Luther gegründeten Kirche angehöre, Luther war von Gott berufen und ausgerüstet, Wunder müssen das nicht notwendig beweisen; die christliche Obrigkeit hat nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht, christliche Lehrer und Prediger zu bestellen: die Beschuldigungen, welche gegen Luthers Ehe erhoben werden, sind böswillige Verläumdungen und Luther war in Glaubenslehren nicht unbeständig; Gott hat ihn nur allmählich immer mehr erleuchtet und von Erkenntnis zu Erkenntnis geführt.

Wenden wir uns von diesem Kampf und Streit zu friedlicheren Bildern! Am 1. Mai 1622 feierte der ehemalige Jesuit seine Hochzeit mit der augsburgischen Patriziertochter Maria Welser. Dieser Schritt rief natürlich wieder eine Flut von Schmähschriften hervor; unter anderem wird ihm als Hochzeitsstrauß der Brief des hl. Basilius an einen abgefallenen Mönch, der des Chrysostomus an den abgefallenen Theodorus und der des Ambrosius an eine gefallene Jungfrau überreicht; Stücke aus Augustinus Briefen sollen zeigen, daß Reihings Ehe ärger sei denn der Ehebruch und der Fluchpsalm 109 wird über ihn ausgerufen. Aber auch die Freunde fehlten nicht. Eine Menge poetischer Glückwünsche mit mehr oder weniger geschmackvollen Anspielungen auf die Vergangenheit verherrlichte den Tag. So sang der Tübinger Professor Johann Ulrich Pregitzer:

Möge die Ehe dir glücken, Reihing, berühmtester Lehrer
  Glücklich sei sie dir stets, heilige Ordnung des Herrn,
Sorge nur nicht, sovil die Verläumder plappern auch mögen
  Felix der Unglücksmann, Stengel der leichte Gesell.
Sind sie Jesu Genossen, muß Jesu Wort sie besiegen,
  Wenn aber nicht, ei dann, Satans Genossen sind sie.
Glücklicher du durch den Glauben allein. So reist man gen Himmel
  Mögen zerplatzen vor Wut Stengel und Felix und Veit.

Lebe im Glück mit der Gattin, dem Hause der Welser entsprossen,
Glücklich kämpfe voran nur für die Wahrheit und Gott!

Reihings Ehe, aus der ein Söhnlein entsproßen, war denn auch eine glückliche, sein Leben in Tübingen ein freundliches, wenn auch reich an Mühe und Arbeit. Er „verfocht und verteidigte die von ihm erkannte Wahrheit mit dapfferem, gründtlichem und theologischem Eifer“, in seinem Wandel war er „gegen die Kollegeu freundlich und liebreich“, in seinen Reden insbesondere „wahrhaftig und aufrichtig.“

Nur zu bald jedoch kam das Ende. Schon im Sommer 1627 zeigten sich die ersten Spuren der Wassersucht. Mit unendlicher Geduld trug der Kranke die Beschwerden des zehnmonatlichen Leidens und bis in die letzten Tage waltete er seines Amtes als Inspektor des herzoglichen Stipendiums. Er feierte noch mit Aufbietung aller Kräfte zum öffentlichen Zeugnis das hl. Abendmahl in der St. Georgenkirche und am 5. Mai 1628 entschlief er. Sein letztes Wort an seine Gattin war: es gehet mir gut; ich werde jetzt von der Erde zum Himmel gerufen.

Als er starb, waren in dem furchtbaren Kriege, der schon seit zehn Jahren Deutschland zerfleischte, die katholischen Waffen auf allen Punkten siegreich, die Sache des Evangeliums schien beinahe verloren, allein Gustav Adolf, der Held aus Norden, rettete in raschem Siegeszuge die bedrängte Kirche. Wie hätte auch Reihing dem Streiter Gottes entgegengejubelt! Er durfte diesen Sieg des Protestantismus nicht erleben, er ward aber andererseits auch hinweggenommen, ehe der furchtbare Rückschlag der Nördlinger Schlacht kam, durch welche ganz Süddeutschland und auch die Hoheschule zu Tübingen aufs schwerste betroffen wurden.

D. Lukas Osiander hielt dem frühverstorbenen Kollegen die Leichenpredigt. Er verglich ihn mit dem Kaufmann, der ausging, köstliche Perlen zu suchen: „Inmassen dann auch der allmächtige Gott . . mit unserem verstorbenen, lieben Herrn und Mitbruder . . . dessen Leichnam wir jetzt in sein Ruhebettlein begleitet, in sondern Gnaden gehandelt, daß er ihm, (der gleichwolen in dem Papsttumb gebohren und erzogen) die Augen wunderlich aufgethan und das

rechte, köstliche Perlin des hl. Evangelii, welches uns das rechte Thor zur Seligkeit ist, gezeiget und also zu erkennen geben, daß er aus rechter Liebe, solches Perlin zu bekommen, alles was er gehabt verkauft, d. i. verlassen und in den Wind geschlagen und bei solchem edlen Perlin steiff gehalten bis an sein seliges Ende, an welchem dieses Perlin ihme das rechte Himmelsthor worden, durch welches er im Tode durchgedrungen und nunmehr in das wahre, himmlische Jerusalem ist verrucket und versetzet worden."

Ja, als ein Mann, der nicht ruhte, bis er das Kleinod gefunden, als ein Held, der durch Kampf und Streit zum Sieg und Frieden durchdrang, als ein lautredendes Beispiel der wunderbaren, herrlich endigenden Wege Gottes möge D. Jakob Reihing auch in unserer Erinnerung fortleben. In manchen Stücken gleicht unsere Zeit der Zeit vor Ausbruch des 30jährigen Krieges, dem Zeitalter der Gegenreformation, und finstere, trübe Wolken schweben wie damals über der Gemeinde des Herrn; die Erinnerung aber an Jakob Reihing, den bekehrten Jesuiten, möge unserer evangelischen Kirche tröstend zurufen: Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben (Luc. 12, 32).

Das Wort sie sollen lassen stahn und kein'n Dank dazu haben,
Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben.
Nehm'n sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laß' fahren dahin! Sie haben kein'n Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

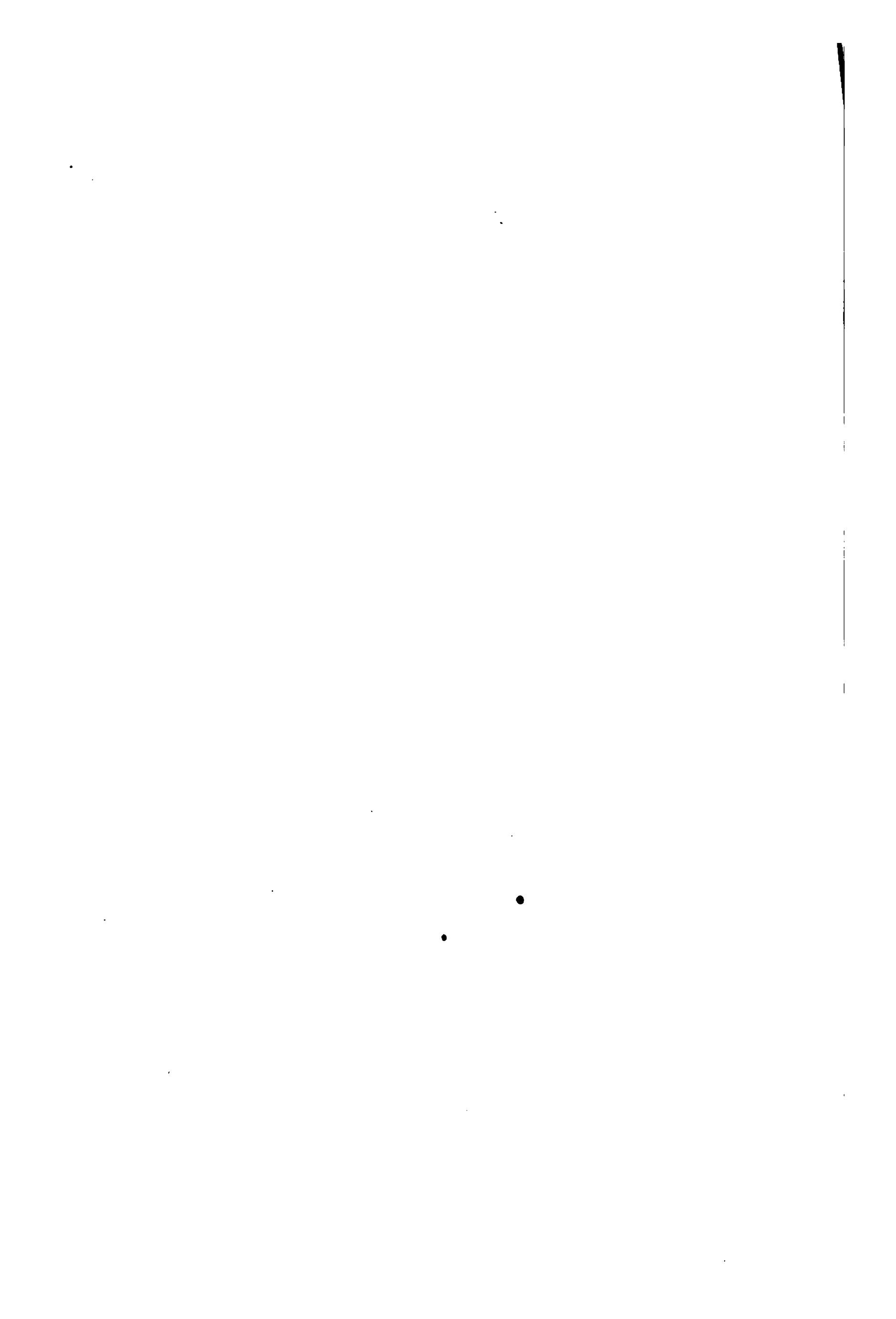
Luthers Wartburgsjahr.

1521—1522.

Von

Prof. D. **Förster**,
Superintendent.

Halle a. S. 1895.
Verein für Reformationsgeschichte.



Wenn geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten, welche seit Jahrhunderten in der Ueberliefrung ihr festes Gepräge empfangen haben, durch eine sorgfältigere Prüfung der Quellen plötzlich eine ganz andere Gestalt gewinnen, und nun in dieser fremdartigen Gestalt im unerbittlichen Licht der Geschichte vor die Augen treten, so hat dies etwas beunruhigendes und kann arglose Gemüter leicht gegen alle geschichtliche Forschung mißtrauisch machen. So mancher Große erscheint bei näherem Zusehen in der scharfen Beleuchtung der Urkunden klein, und mancher Unbekannte gewinnt ungeahnte Größe. Das ist oft schmerzlich, aber es muß getragen werden, denn an geschichtlicher Wahrheit ist es dem Protestanten vor Allem gelegen. Anders ist es, wenn sich die Tendenz der Geschichtschreibung bemächtigt, wenn das Resultat vor der Untersuchung feststeht und die Quellenforschung dazu dienen muß, unter allen Umständen zu dem schon fertigen Ergebnis zu führen. In dieser Hinsicht hat die ultramontane Presse unglaubliches geleistet und durch ihre sogenannte Geschichtsforschung mit ihren bekannten Kunststücken das traurige geflügelte Wort gerechtfertigt: sie lügt wie gedruckt! Es ist ja nicht schwer, die Quellen, die man benutzt, gefügig zu machen, daß sie die Melodie singen, welche man durchaus hören will, und durch geschicktes Gruppieren, Verschweigen und Deuten, durch eine künstliche Beleuchtung das in Schatten zu stellen, was man nicht brauchen kann, dagegen das scharf zu pointieren, was der Tendenz günstig ist. Wie hat es diese heillose Tendenzschriftstellerei verstanden, mit den Thatsachen und Persönlichkeiten der Reformation in einer Weise umzuspringen, daß so ziemlich das Gegenteil von dem herauskam, was in den Gemütern des evangelischen Volks als teures Ver-

mächtnis lebte. Ein Luther wurde heruntergerissen, alles Große an ihm verneint, und die Schattenseiten seines Charakters wurden so in's ungeheuerliche verzerrt, daß nicht mehr zu begreifen war, wie ein solches Menschenkind überhaupt etwas bleibendes zu schaffen im Stande gewesen ist; dagegen wurde ein Tetzel zu einer ganz anständigen Figur, ja zu einem verehrungswürdigen, schwer verkannten Manne. Die Frage liegt nahe: wenn das so fortgetrieben wird, wenn durch eine lichtscheue, meist anonyme Schriftstellerei das Licht dunkel, das Dunkel licht gemacht wird, wenn verworfene Päpste, die früher selbst in der römischen Kirche mit Abscheu genannt wurden, zu Helden und Vorbildern in der Kirche, dagegen unsre Helden und Führer zu gemeinen Menschen gemacht werden, muß nicht endlich das öffentliche Urteil in einem Maße getrübt werden, daß nach 50 Jahren niemand mehr die großen Gedenktage der Reformation feiern und die Helden der evangelischen Kirche in dankbarem Gedächtnis halten wird? Dennoch täuscht uns das sichere Gefühl nicht, wenn wir auf diese Frage ein unbedenkliches „Nein“ erwidern. So viel Unheil die Lüge anrichten und so viel Gemüter sie verwirren kann, es giebt gewisse unumstößliche Wahrheiten, Grundzüge der Geschichte, ausgeprägte Bilder, die so tief eingegraben sind in die Tafeln der Geschichte, daß sie trotz aller Bemühungen sich nicht verwischen lassen, daß sie weder mit Goldglanz sich schmücken lassen, wo er nicht hingehört, noch ihrer Herrlichkeit sich berauben lassen, wo sie ist. Und vor Allem hat sich Luthers gewaltige Persönlichkeit so tief in der Seele des deutschen Volks eingeprägt, sie ist so sehr die Verkörperung des Besten und Heiligsten, was unser Volk hat, daß erst dann, wenn unsre deutsche Nation sich selbst verloren hätte, ihr Luther verloren gehen könnte. So lange es Deutsche mit klarem Denken und gesundem Fühlen giebt, wird Luther der große Reformator, der religiöse Genius, der größte Sohn deutscher Erde, dagegen Tetzel ein Marktschreier und Beutelschneider bleiben.

Luthers Bild hat mit andern großen, weltgeschichtlichen Persönlichkeiten dies gemeinsam, daß es die Kritik nicht zu scheuen braucht, ja daß es die schärfste Kritik aushält, und daß, je sorgfältiger man es betrachtet und ihm

bis in die kleinsten, verborgensten Züge nachgeht, desto leuchtender vor das Auge tritt. Es wird nicht kleiner durch die Detailbetrachtung, nein, man staunt immer mehr vor dieser Größe, bei der selbst manche Einseitigkeiten, Schwachheiten, Härten etwas imponierendes, ja liebenswürdiges haben, die Schatten der Tugenden sind. Man mag ihn sehen als den heldenmütigen Streiter, der mit dem Schwert des Wortes gewaltig dreinschlägt und den Feind gar nicht zur Besinnung kommen läßt, oder als den Arbeiter voll staunenswerten Fleißes, der in seinem Tagewerk mit einer Schöpferkraft ohne Gleichen ein grundlegendes Werk nach dem andern aus sich heraus setzt, und bei der Sorge um das Einzelne den Blick für die Gesamtheit seines Werks nie verliert; oder als den Doktor der heiligen Schrift und Professor, der Tausende von Schülern um sein Wort oder seine Schriften sammelt und bahnbrechend überall die Wege aufzeigt, die zur Erkenntnis des Evangeliums führen; oder als den Sänger, der seiner Harfe die ergreifendsten Klänge entlockt und andre Sänger zur Nachfolge begeistert; oder als Gatten, Vater und Freund, der im vertrauten Kreise der Seinen in rührender Einfalt und Kindlichkeit jene erquickenden Seiten seines reichen Gemütslebens entfaltet, die ihn zum Liebling des Volkes und der Jugend machen, — der Mann ist immer großartig, und keine Lüge der Geschichte wird ihn je klein machen. Aber wir vergessen auch nicht, daß Luther mit Paulus bekannt hat: „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin“ —; was wäre aus diesem gewaltigen Manne geworden, wenn er nicht von dieser Gottesgnade erfüllt, nicht ein Werkzeug seines heiligen Geistes geworden wäre? Ein gewaltiges Menschenkind immer, aber ein Menschenkind mit riesenhafter Naturkraft, mit zerstörenden Leidenschaften, mit unharmonischer Kraftentfaltung. Diese gewaltige Naturkraft, welche sich wider jede Beschränkung und Einengung auflehnte, tritt dem, welcher sein Leben und seine Schriften aufmerksam mustert, noch hier und dort entgegen, aber allenthalben spürt man es auch, daß seine Naturanlage durch Gottes Geist geläutert und vertieft, zu rechter Entfaltung gebracht ist, daß Luther in Gottes Schule zum P r o p h e t e n d e s d e u t s c h e n V o l k s heranreifte.

In dieser Beziehung steht das Wartburgsjahr Luthers einzig da, es ist recht zu einem Lehr- und Schuljahr für ihn geworden. Aeußerlich betrachtet ereignisarm, ist es doch eins seiner wichtigsten Lebensjahre geworden, und die Zeit auf der Wartburg tritt an Bedeutung dicht an seine Mönchsjahre in Erfurt. Dies Jahr bildet den Uebergang vom ersten zum zweiten Hauptabschnitt seines Lebens, von der Zeit der grundlegenden reformatorischen Thätigkeit zur Zeit des ruhigeren organisatorischen Ausbaus der Reformation. Wohl steht der Luther in Worms, wie Rietschels Meisterhand ihn uns wiedergegeben hat, am unvergeßlichsten vor den Augen der Christenheit, der kühne, glaubensstarke Mann, der, wie Paulus, die ganze Welt in die Schranken ruft kraft der Reichsunmittelbarkeit seines Glaubens: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein." Aber nicht kleiner erscheint er dem sinnenden Gemüt dort in seiner Wartezeit auf der schönen thüringer Feste; und zeigt der Held von Worms in seinem protestantischen Trotz uns die eine Seite der Reformation, so fügt das Wartburgsjahr ergänzend uns die andre vor Augen.

Wer den Thüringer Wald durchstreift, kommt in der Nähe des meiningischen Schlosses Altenstein, auf der Landstraße, die nach Ruhla führt, an einen kleinen Seitenweg, an welchem eine Wegzeigetafel „zur Lutherbuche" weist. Verfolgt man diesen Pfad etwa zehn Minuten, so gelangt man zwar nicht zu einer Buche, — die hat vor mehr als 40 Jahren der Blitz zerstört, — wohl aber zu einem kleinen eisernen Denkmal, welches die Stelle bezeichnet, wo die Buche stand. Da war es, wo Luther am 4. Mai 1521 auf seiner Rückreise vom Reichstag zu Worms durch die Fürsorge seines Kurfürsten Friedrich, der hier den ehrenden Beinamen „der Weise" durch seine vortreffliche Veranstaltung rechtfertigte, mit scheinbarer Gewalt aufgehoben und fortgeführt wurde. Luther berichtet nachträglich an Spalatin über seine Rückkehr von Worms und die sie begleitenden Umstände: wie er vom Abt und der Bürgerschaft von Hersfeld überaus freundlich und ehrenvoll aufgenommen und im Kloster verpflegt worden sei; wie er dann in Eisenach gepredigt und von da einen Abstecher zur Verwandtschaft gemacht habe. Er hatte

sich in Eisenach von seiner übrigen Reisegesellschaft getrennt und war über den thüringer Wald zu seiner Sippe nach Möhra gefahren, um die alten Familienbeziehungen aufzufrischen. Nur Amsdorf und der Ordensbruder Petzensteiner waren bei ihm, seine Möhraer Verwandten begleiteten ihn bis in die Nähe von Altenstein. Als er sich von diesen verabschiedet hatte und seine Reise fortsetzen wollte, brach ein Trupp Bewaffneter aus dem Walde und nötigte den Wagen durch vorgehaltene Armbrüste zum Stillstand, rissen Luther heraus, und indem sie auf ihn losfluchten, erweckten sie den Eindruck einer gewaltsamen und rauhen Behandlung. Petzensteiner, der kein Held gewesen zu sein scheint, sprang sogleich aus dem Wagen und lief nach Waltershausen zu, ohne daß ein Versuch gemacht wurde, ihn aufzuhalten. Amsdorf der nach Luthers brieflichem Bericht an Spalatin vom 14. Mai in das Geheimnis eingeweiht gewesen zu sein scheint und sicherlich auch Luther auf das Bevorstehende vorbereitet hatte, schalt über die tadelnswerte Gewaltthat, durfte aber unbehelligt mit dem Kutscher weiterziehen, während Luther zuerst in der Richtung nach Brotterode, dann zu Roß auf Umwegen nach der kurfürstlichen Feste Wartburg geleitet wurde, wo man am 4. Mai Abends 11 Uhr anlangte. Denkwürdige Stunde! Zwei große Erinnerungen knüpften sich an die ehrwürdige Burg, und noch heute treten sie dem Besucher in ergreifenden Zügen entgegen, wenn er durch die Räume derselben schreitet: jene glanzvolle Zeit der Minnesänger, als Graf Hermanns ritterliche Neigung seine Burg zum Mittelpunkt der Bestrebungen jener höfischen Dichter machte, an welche die Sage vom Sängerkrieg erinnert; — sodann die Zeit der heiligen Elisabeth, welche ihr junges, dornenreiches Leben hier den Werken der Barmherzigkeit und einer düstern, weltflüchtigen Frömmigkeit weihte. In wunderbarer Frische berühren auf diesem geweihten Boden den Wanderer jene Erinnerungen; man glaubt noch etwas vom Klange der Harfen eines Wolfram von Eschenbach, Tannhäuser, Walter von der Vogelweide zu hören und sieht im Geist die edle Fürstin aus dem Thor der Wartburg schreiten, um Brot und Trost den Armen zu bringen. Aber erst in jener

bedeutsamen Abendstunde brach die größte und glänzendste Zeit der Wartburg an, als der arme geächtete Augustiner, welcher der Prophet seines Volkes werden sollte, hier sein Patmos fand. Nichts auf dieser ehrwürdigen Burg, die so malerisch, von dunklen Wäldern umkränzt, über Eisenach aufragt, fesselt uns so sehr und erfüllt uns mit heiliger Rührung, als die Erinnerungen an Luther. So glanzvoll der Bankettsaal ist mit den an die Zeit des Sängerkriegs erinnernden Gemälden, so rührend die Erinnerungen an die edle Landgräfin im Samariterkleid, — nirgends packt es uns so im Gemüt mit Ehrfurcht und Andacht, wie in der bescheidenen Lutherstube in einem Seitengebäude der Burg, dicht am Burgthor, wo der große Mann zehn Monate in stiller Muße und Weltabgeschiedenheit saß. Noch ist das Zimmer im wesentlichen unverändert geblieben, an dem riesigen Kachelofen steht der massive Tisch mit den hochlehnigen Stühlen, in der Ecke ein geräumiger Bettstollen, an der andern Wand ein großer Schrank, worin noch der Krug steht, aus dem er getrunken; auch die Rüstung ist zu sehen, die er hier als „Junker Georg" getragen. An der Wand hängt sein von Kranach gemaltes Bild, nicht geschmeichelt, der Anmut bar, wie alle Bilder von Kranachs Pinsel, ein handfestes, derbes Antlitz, aber mit jenen mächtigen Augen, die schon in Augsburg den Kardinal Kajetan und in Worms die Römischen erschreckten. Neugierige Reisende pflegen ein besonderes Interesse einem Fleck an der einen Wand zuzuwenden, wo ein großer Tintenfleck gewesen sein soll, einer Folge der nächtlichen Kämpfe mit dem Teufel, die Luther zu bestehen gehabt, in deren einem er das Tintenfaß zur Abwehr des alten bösen Feindes nach ihm geworfen habe. Zu sehen ist und war nie etwas, denn die ganze Geschichte ist ein Märchen; aber ein großes Loch in dem Kalk an der gedachten Stelle redet von der Sammelwut, namentlich der Engländer, welche von dem berühmten Tintenflecks etwas mit nachhause nehmen wollten. Schöner ist es, daß die preußische Bibelgesellschaft in dieser Lutherstube Neue Testamente zum Verkauf anbietet; und mancher Wanderer, der sich ein solches zum Andenken mitnimmt, wird daran erinnert, daß von dieser Stelle ein neues Licht der Gottes-

wahrheit ausgegangen ist in die Welt, und trägt einen Schatz heim von der Wartburg, der ihm ein Segen werden soll.

Die Freunde Luthers erschraken, als sich die Kunde von seiner gewaltsamen Entführung verbreitete; wie nahe lag es doch, an eine Veranstaltung seiner Feinde zum Verderben des kühnen Mannes und gewaltigen Anklägers des Papstes zu denken. Wäre es etwas so ungeheuerliches gewesen, daß wie vor hundert Jahren ein Hus aus dem Wege geräumt worden war, und wie manch andrer treue Zeuge der Wahrheit seinen Freimut und sein Bekenntnis mit dem Tode hatte büßen müssen, auch Luther das Opfer der Gewalt geworden wäre? Konnte man seinem siegreichen Zeugnis in Worms nichts ebenbürtiges entgegenstellen, so gab es doch Mittel und Wege genug, ihn unschädlich zu machen. In die Oeffentlichkeit drangen fabelhafte Gerüchte über seine Wegführung und sein Exil; manche glaubten, er habe sich nach Böhmen zu den geistverwandten böhmischen Brüdern begeben, andere rieten sogar auf Frankreich. „Mancherlei erzählt man sich von mir“, schreibt er an Spalatin; „die Meinung jedoch gewinnt am meisten Boden, ich sei von Freunden, die aus Frankreich entsendet waren, hinweggeführt worden.“ Die Gegner frohlockten, diesen gefährlichen Mann los zu sein, viele, jedenfalls die Einsichtigeren, ahnten den Zusammenhang, aber zunächst schwebte doch über seinem Aufenthalt ein Dunkel, und Luther that nichts, dasselbe zu lichten, im Gegenteil, er schrieb irreleitend, um das Geheimnis zu wahren: „aus meinem Patmos“ — „aus meiner Wüsten“ — „aus der Region der Vögel“, — „unter den Vögeln, die süß auf ihren Zweigen singen und Gott Tag und Nacht mit allen ihren Kräften loben.“ Wir haben einen solchen irreführenden Brief Luthers vom Juli 1521, welchen er an seinen Freund Spalatin in Wittenberg mit der Weisung schickte, ihn recht geflissentlich zu verbreiten, damit die Gegner von seiner Spur abgelenkt würden: „Laß“, so schrieb er, „den beigelegten Brief mit guter Absicht verloren gehen und in die Hände der Feinde kommen, als sei er gestohlen und enthalte ein großes Geheimnis.“ Die in der Sammlung der Lutherbriefe dicht nebeneinanderstehenden Briefe gewinnen, wie ich schon anderwärts dargethan habe,

ihren Sinn erst, wenn man versteht, daß der eine von ihnen zur geflissentlichen Verbreitung, um die Gegner irre zu führen, geschrieben ist. Es ging eine tiefe Bewegung durch die Gemüter der Zeitgenossen; die einen frohlockten, daß der verhaßte Mönch, der ihre Ruhe so unliebsam gestört hatte, beseitigt war, und sie glaubten aufatmen zu können; — bald sollten sie eines bessern belehrt werden und den Tatzenschlag des gefangenen Löwen spüren. Die andern trauerten und fürchteten mit Luthers Verschwinden ein Scheitern des so herrlich begonnenen Werkes. Ergreifend ist die Klage Albrecht Dürers, in dessen Tagebuch aus jener Zeit sich die Stelle findet: „O Gott, ist Luther tot, wer wird uns das heilige Evangelium so klar fürtragen? O Gott, was hätte er uns noch in zehn oder zwanzig Jahren schreiben mögen! O, ihr alle frommen Christenmenschen, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen, und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende!". — Nach der Absicht des Kurfürsten von Sachsen, welcher es väterlich mit Luther meinte und in dieser seiner landesväterlichen Maßregel in der That als ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung erscheint, sollte über Luther ein strenges Geheimnis beobachtet und sein Incognito streng durchgeführt werde; — freilich, daß eine völlig abgeschlossene Absonderung selbst damals, wo es noch keine Zeitungen und Telegraphen gab, undurchführbar war, und daß allmählich der Sachverhalt nicht verborgen bleiben konnte, war bald zweifellos. Doch hatte der Schloßhauptmann der Wartburg, Hans von Berlepsch, die gemessene Weisung empfangen, Luther „Junker Georg" zu nennen und als Junker zu behandeln, der im ritterlichen Gewand, mit dem Schwert umgürtet, aus- und einging, das Haar über die Mönchstonsur wachsen lassen mußte, und sich einen Bart nach Weise ritterlicher Herren seiner Zeit stehen ließ, welchen er fleißig zu streichen lernen sollte, um auch dadurch die Gewohnheiten des ritterlichen Lebens nachzuahmen, „so daß du" — schreibt er an Spalatin — „mich schwerlich kennen würdest, der ich mich selbst schon nicht mehr kenne." — Er durfte die schöne Waldeinsamkeit durchstreifen, die sein „Patmos" umrauschte, wir finden

ihn iu den Wäldern sich ergehen, Erdbeeren suchen, seinen Gedanken nachhängen. Auch die umliegenden Orte in Begleitung eines Knappen zu besuchen, war ihm nicht verwehrt, und bei befreundeten Franziskanern in Eisenach war er zuweilen anzutreffen. Seinem neuen Stande getreu mußte er auch zu Zeiten am edlen Waidwerk teilnehmen, diesem „bittersüßen Vergnügen", wie er es bezeichnet. Von einem solchen Jagdausflug erzählt er: „Wir fingen zwei Hasen und ein paar arme Rebhühner, eine Beschäftigung, müßiger Leute würdig. Doch auch unter Jagdnetzen und Hunden trieb ich Theologie; denn ist die Jagd nicht ein Bild dafür, wie der Teufel durch seine Nachstellungen und gottlose Irrlehrer, seine Hunde, durch Bischöfe und päpstliche Theologen unschuldige Tiere fängt?" Er erzählt seinem Freund, daß ein lebendig im Jagdnetz gefangenes Häschen, das auf seine Bitte von den Hunden verschont blieb, und welches er in seinem weiten Rockärmel eingewickelt trug, um es zu schützen, doch noch von den Hunden aufgespürt und zerrissen wurde. „So wütet Papst und Satan und verdirbt trotz meiner Mühe die geretteten Seelen." „Ich bin aber", setzt er hinzu, „dieser Jagd satt und will lieber der Jagd nachgehen, wo man Bären, Wölfe, wilde Schweine, Füchse und dies ihnen ähnliche Geschlecht gottloser Lehrer erlegt."

Schon aus den erwähnten brieflichen Aeußerungen erkennt man, daß Luthers Stimmung anfangs keine günstige war. Der kraftvolle, ungestüme Mann, der damals in der Reife des Mannesalters stehende Reformator, der allenthalben angefangene Werke sah und nach rüstiger Fortführung des angefangenen Baues dürstete, von welchem er nun unerwarteter Weise die Hand lassen mußte, ertrug nach den Jahren mächtiger Bewegung und stürmischen Vorwärtsdrängens diese Zeit der Muße schwer. Es ging ihm wie dem Seemann, der am bewegten Element seine Lust hat und kühn den Stürmen und Wellen seine Brust darbietet, und die Stille des Landlebens schwer erträgt. Nicht sogleich fühlte er die Heilsamkeit des Weges, den Gott ihn geführt hatte, und er vermochte sich nur schwer in die Entfernung von seiner Gemeinde und seinem Lehrstuhl, sowie von den Wittenberger Freunden zu finden. Auch fühlte er sich körperlich

nicht frisch; Blutandrang und Verdauungsstörungen quälten ihn und machten ihn niedergeschlagen und melancholisch; er klagte sogar über heftige Schmerzen, sodaß Spalatin, um ihn besorgt, ihm Pillen zur Linderung seiner Unterleibsbeschwerden sandte. Das Leiden, namentlich eine unüberwindliche Hartleibigkeit dauerte bis in den Sommer hinein, so daß er schon daran dachte, sich um ärztliche Hilfe nach Erfurt zu wenden. Mehr als die Arznei that der beschwichtigende Einfluß der Zeit, die wohlthuende Ruhe, deren er, mochte er es sich auch nicht gestehen, doch bedurfte, und die friedevolle Natur, deren Zauber er sich nicht entziehen konnte. Aber er klagte gegen seine Freunde auch über innere Kämpfe und mancherlei Anfechtungen, und jene Sage von einem Streit mit dem Satan hat ihren Ausgangspunkt in jenen seelischen Anfechtungen, die sein zartes Gewissen doppelt schwer empfand. Noch im November schrieb er an Spalatin, daß viele arge und listige Dämonen ihn heimsuchten, und bat ihn um seine Fürbitte, daß Christus ihm bis ans Ende beistehen möge. Nebenbei gb er seinem Verdruß darüber Ausdruck, daß auf der Burg der Götzendienst der Privatmesse fortdauerte. Und an den Rechtsgelehrten Grebel in Straßburg schreibt er zu derselben Zeit: „Glaube mir, daß ich in dieser müßigen Einsamkeit tausend Satanen preisgegeben bin. Viel leichter ist es, gegen die eingefleischten Teufel, die gottlosen Menschen zu streiten, als gegen die unsichtbaren Geister der Bosheit. Oft falle ich, aber die Rechte des Höchsten richtet mich auf.“ Dabei klagt er über innere Mattigkeit und beschuldigt sich der Trägheit und Schläfrigkeit, daß er zu wenig bete und für die Kirche seufze, so daß er fürchte, Gott habe sich von ihm abgewandt. Man sieht, der Kampf, den der einsame Mann in seinem Exil bestand, war schwerer als ein persönlicher Streit mit dem Teufel, und die Waffen, die er führte, waren mehr wert als ein Tintenfaß.

Die Zeit, welche Luther eine Zeit des Müßiggangs nennt, weil er nicht auf dem gewohnten Feld seiner Arbeit und im unmittelbaren Kampf seines Lebens stand, können wir dagegen nur als eine Zeit rastlosen Fleißes und innerer Vertiefung beurteilen. „Hier sitze ich den ganzen Tag müßig

und verdrossen", schreibt er an Spalatin, aber wenn er sogleich fortfährt: „ich lese die griechische und hebräische Bibel, ich will einen deutschen Sermon über die Freiheit der Ohrenbeichte schreiben, will den Psalter weiter fortsetzen, auch die Postillen, sobald ich das dazu nötige aus Wittenberg empfangen haben werde, und hoffe inzwischen auch das Magnifikat in Angriff nehmen zu können", — so versteht man, was es mit seinem Müßiggang für ein Bewandtnis hat, und daß er von sich sagen kann: „ich bin hier als der müßigste und doch geschäftigste, ich treibe hebräisch und griechisch und schreibe ohne Unterlaß." Die Menge seiner schriftlichen Ausarbeitungen, die Größe seiner Correspondenz und seiner sonstigen literarischen Aufsätze ist bewundernswert, und auch auf den Fortgang des Reformationswerks, von welchem er durch die wittenberger Freunde fortgesetzt in Kenntnis erhalten wurde, wirkte er aus seiner Stille maßgebend ein. Schwer genug wurde es ihm, nicht selbst zu wichtigen Entscheidungen zur Stelle zu sein. An Agrikola schreibt er im Mai: „Ich bin ein wunderlicher Gefangener, der ich hier volens und nolens sitze; volens, weil der Herr es so will, nolens, weil ich lieber in der Oeffentlichkeit für das Wort eintreten möchte, aber — ich war es noch nicht wert"; und an Melanchthon in derselben Zeit: „Für die Ehre des göttlichen Wortes möchte ich lieber auf feurigen Kohlen liegen, als allein, halbtot, ja vielleicht ganz tot bei lebendigem Leib zu verfaulen, — aber wer weiß, ob nicht Christus auf diesem Wege mehr gewinnt, und zwar nicht nur in diesem Fall, sondern in allen Fällen."

Auch die Wittenberger empfanden Luthers Fernsein schmerzlich, sie klagten, daß ihr Elias verschwunden sei und wünschten sehnlich seine Rückkehr. Demütig weist Luther die Berechtigung dieser Klagen ab. „Ich gebe die Hoffnung nicht auf, zu Euch zurückzukehren", schreibt er im Mai an Melanchthon, doch aber so, daß Gott thun möge, was in seinen Augen gut ist. Dies Eine, was Du schreibst, glaube ich nicht, nämlich daß ihr hirtenlos in der Irre ginget. Dies zu hören wäre von Allem das traurigste und bitterste, denn so lange Du, Amsdorf und die Andern da sind, seid ihr nicht hirtenlos. Sprich also nicht so, damit nicht Gott zürne,

und wir undankbar erfunden werden. Wenn nur alle Gemeinden den vierten Teil von Euch hätten in Wort und Dienst am Wort. Sagt Gott Dank, der Euch erleuchtet hat." — Und im Juli schreibt er an denselben Freund mißbilligend, weil er das Kreuz nicht geduldig genug trage und nach seiner Weise sich zu schwach zeige, sodann aber, „weil Du mich zu hoch erhebst, und doch, indem Du mir so hohe Verdienste zurechnest, schwer irrest, während ich zu wenig bete, schon seit acht Tagen nichts schreibe, nicht studiere, an Schlaflosigkeit und Mattigkeit leide und schwere Anfechtungen dulde; vielleicht hat sich Gott von mir gewandt, weil ihr nicht für mich betet, — so wirst Du dann, reicher an Gnade und Gaben Gottes, meine Stelle einnehmen." „Ich bin bereit, zu gehen, wohin der Herr will, sei es zu euch, sei es anderswohin. Du weißt, in wessen Hand die Rückkehr liegt." Mehrmals war er gewillt nach Erfurt zu gehen, seiner früheren Heimat, um dort ärztlichen Rat einzuholen, — so sehr belästigte ihn allerlei körperliches Leiden. Aber er gab sich dann doch in die auferlegte Stille, wie sehr seine Freunde die Rückkehr gewünscht hätten. Selbst die Gegner fingen an, Luther nach Wittenberg zurückzuwünschen, weil sie fürchten mußten, daß die Erregung des Volks ohne ihn bedenkliche Bahnen einschlagen werde, und sie von seiner persönlichen Gegenwart eine größere Sicherheit und Stetigkeit erhofften.

Allmählich klärte sich Luthers Gemüt, er fand jene Stille und Gelassenheit, welche es lernt, mit Gottes Wegen zufrieden zu sein, und er ahnte etwas von dem Walten der göttlichen Vorsehung auch bei dieser Wendung seines Lebens. „Wer weiß", so schreibt er, „was Christus mit dieser Stille beabsichtigt, ich bin bereit zu gehen wohin er will, dazu bin ich frischen Geistes, und Philippus braucht sich keine Sorgen zu machen." In warmer Teilnahme lebt er mit den wittenberger Freunden fort, kümmert sich um ihre privaten und öffentlichen Angelegenheiten, schilt freundschaftlich über ihre kleinmütigen Stimmungen, freut sich über eine Einkommensverbesserung Amsdorf's, sendet Agrikola bei der Geburt eines Kindes zwei Goldstücke, davon eins für die Mutter (er läßt sie scherzhaft mit der Wendung grüßen:

„Grüße dein Fleisch und deine Rippe"), „damit sie Wein trinke und genügend Nahrung für das Kind habe", — man sieht, wie die Mütter damals in der Wochenzeit nicht gerade ängstlich in der Wahl ihrer Ernährung waren —; „ich wäre, wenn ich dort sein könnte, auf alle Fälle Pate geworden." Lebhaft bewegte ihn vor Allem der Fortgang der Reformen, die Erstarkung der evangelischen Erkenntnis, das Abthun der alten überlebten Formen. Noch kann er sich nicht in Alles finden; als ihm von der Verheiratung des Propstes von Kemberg, Bernhard von Feldkirch, Nachricht zukam, billigte er dies zwar, aber äußerte doch seine Verwunderung über die Kühnheit des Mannes. Als dann einige Mönche in Wittenberg dem Cölibat entsagten, schrieb er fast erschrocken: „Guter Gott, also unsere Wittenberger Mönche fangen an zu heiraten! — nun mir werden sie kein Weib aufdringen." In einem Gutachten an Melanchthon vom August wünscht er die Geistlichen allerdings von dem unnatürlichen Cölibatsgelübde befreit zu sehen, ist aber bezüglich des Mönchsgelübdes noch unsicher. Ein Vierteljahr später, im November, schreibt er an Grebel in Straßburg: „Erwiedre den Gruß Deiner Gattin, — Du glücklicher, der Du den unsaubern und verdammungswerten Cölibat durch ehrbaren Ehestand überwunden hast"; und an Amsdorf im Januar 1522: „Die Verheiratung Karlstadts freut mich sehr, ich kenne die Frau, Gott stärke ihn zum guten Beispiel. Mein kleines Geschenk will ich selbst mitbringen nach Ostern." Man merkte, wie er ruhiger und milder in seiner Beurteilung geworden ist. Einmal, zu Anfang Dezember, war Luther heimlich in Wittenberg, und der lang entbehrte Umgang mit den dortigen Freunden gereichte ihm zur großen Erquickung. Ein schönes Zeugnis seines inneren Reifens und seiner wachsenden Klarheit ist auch der schöne Brief vom 21. Nov., den er zugleich als Vorrede zu der Schrift: „Ueber die Mönchsgelübde" an seinen Vater Hans Luther schrieb, worin er ehrlich bekennt, daß das gegen des Vaters Willen übernommene Mönchsgelübde unrecht war, daß also kindlicher Gehorsam höher zu achten sei, als selbstgewählte Mönchsheiligkeit. „Darum bin ich nun ein Mönch und doch nicht ein Mönch, und eine neue Kreatur, nicht des

Papstes, sondern Christi! — Darum schicke ich Dir das Buch, in welchem Du erkennest, mit wes Zeichen, Kräften und Wunderwerken Christus mich von dem Gelübde der Möncherei erlöst hat, und mit so großer Freiheit begnadet, daß ich, wiewohl er mich zu aller Menschen Knecht gemacht, dennoch niemand unterworfen, als allein ihm.“ Von Furcht und Zaghaftigkeit, oder von einem Irrewerden an der Wahrheit seiner Sache war an Luther gar nichts zu spüren. Er war seiner guten Sache so gewiß, und sein Gewissen war so getrost, daß von einem Nachgeben oder Zurückweichen nicht die Rede sein konnte. An Franz von Sickingen, dem er seine Schrift über die Beichte zustellte, schrieb er im Hinblick auf die Verstockung der Feinde des Evangeliums: „Wohlan, ich habe auch mehr Wasserblasen gesehen, und einmal so einen frevlen Rauch, der sich unterstand, die Sonne zu dämpfen. Aber der Rauch ist nimmer und die Sonne leuchtet noch. Ich will auch fortfahren, die Wahrheit auszuputzen und herfür zu machen, und meine ungnädigen Herren also wenig fürchten, als viel sie mich verachten. Wir sind noch beide nicht über den Berg; ich habe aber einen Vorteil: ich gehe ledig, Gott gebe, daß die Wahrheit den Sieg behalte.“ Ja, er konnte auch in dieser Zeit der Stille und Sammlung, die ihn klärte und festigte, nicht umhin, in einigen bedeutenden, mannhaften Kundgebungen seinen Standpunkt nach außen hin zu vertreten und der Welt zu beweisen, daß er nicht gewillt sei, sich Schweigen auferlegen zu lassen, wo die Sache des Evangeliums das Zeugnis forderte. Derselbe Mann, der von so zarter Gewissenhaftigkeit und Rücksichtnahme war, daß er sorgenvoll an Spalatin schreibt, wie er seinem Gastfreund, dem Burghauptmann v. Berlepsch, lästig zu fallen fürchte, und keinen Tag länger auf der Wartburg bleiben werde, wenn er annehmen müsse, daß nicht der Kurfürst, sondern dessen Burghauptmann die Kosten seines Aufenthaltes zu tragen habe; — derselbe Luther, welcher an „das arme Häuflein Christen zu Wittenberg“ als Trostschrift jene schöne Auslegung des 37. Psalms sendet, um sie in der Zeit der Bedrängnis aufzurichten, bleibt der kühne, seines Gottes gewisse, unverzagte Mann, der zum Schluß des eben genannten Sendschreibens

sagt: „Ich bin von Gottes Gnaden noch so mutig und trotzig, als ich je gewesen bin. Am Leib habe ich ein kleines Gebrechlein überkommen, aber es schadet nicht. — Seid getrost und fürchtet niemand.“ Und als Spalatin ihm die Meinung des Erasmus und Capito mitteilte, er möge sich der Mäßigung und Friedfertigkeit befleißigen, mußte er dem Freunde antworten: „Dieses Urteil kann mich wenig kümmern; Erasmus, der von der Erfahrung der Gnade weit entfernt ist und in allen seinen Schriften nicht zum Kreuz, sondern immer nur zum Frieden sich hinwendet, glaubt alle Dinge mit Höflichkeit und Liebenswürdigkeit behandeln zu können, — womit doch nichts geholfen wird.“ Ja, Luther fürchtet, für feige gehalten zu werden, als ob er, sich zu schonen, den Kampfplatz geräumt hätte, wo er doch nichts mehr wünschte, als sich den Feinden offen entgegenzustellen. Darum schreibt er an die Augustiner in Wittenberg, welche in ihrem Kloster die Messe abgeschafft hatten, belehrend und ermutigend. Und als in Wittenberg jene schwärmerischen Geister aus Zwickau mit ihren verwirrenden, enthusiastischen Lehren und dem Pochen auf besondere Geistesoffenbarungen viele Gemüter, auch Karlstadts, verwirrten, Bilderstürmerei und andern Unfug trieben, und selbst Melanchthon über ihren wahren Charakter ratlos war, schrieb Luther im Dezember 1521 mit klarer Erkenntnis jener Zwickauer Propheten warnend und mahnend: „Ihr habt die Dinge angegriffen, an denen nichts liegt, aber den Glauben und die Liebe fahren lassen; Gott hat euch das Wort rein gegeben und denen zu Wittenberg große Gnade gethan; dennoch spüre ich bei euch gar keine Liebe. Ihr habt's ohne mich angefangen, so sehet, daß ihr's ohne mich hinausführen möget. Es ist nicht recht, was ihr gethan habt, und wenn's noch einmal Karlstadt gesagt hätte.“ — „Die Zwickauer Propheten“, schreibt er an Amsdorf, „sollen euch doch ja nicht beunruhigen; ihr habt die Schrift 5. Mose 13 und 1 Joh. 4,1 die sollen euch sicher machen, daß ihr nicht sündigt und die Geister prüft, ob sie aus Gott sind.“ Nachdrücklich nimmt er gegen die Schwarmgeister die Kindertaufe in Schutz, während Melanchthon in seiner Ueberzeugung etwas wankend geworden war.

Namentlich den Großen der Welt, ob sie, wie sein edler aber etwas zu bedächtiger Kurfürst, diplomatisch der Reformation ein allzu langsames Tempo gebieten, oder, wie die alten Widersacher des Evangeliums, Luthers Abwesenheit zu ihrem Vorteil ausbeuten wollten, gilt sein nachdrückliches prophetisches Wort. Mit einer gewissen überlegenen Ironie spricht er von Herzog Georg von Sachsen, dem ehrlichen aber groben Feind der Reformation; wir begegnen Ausdrücken wie: der Dresdener Eber, der Dresdener Rehabeam (Joachim von Brandenburg heißt dafür Benhadad von Damaskus), und gern versetzt er ihm, als fanatischen Widersacher der reinen Lehre einen Seitenhieb. „Hütet euch" — schreibt er —, „vor dem Rehabeam in Dresden und Benhadad in Damaskus, denn ein neues hartes Edikt ist gegen uns ergangen, Gott aber wird ihrer spotten" — — „Spalatin schreibt, es werde ein so grausames Edikt erlassen (gemeint ist das kaiserliche Edikt vom 8. Mai), daß sie nach meinen Büchern den ganzen Erdkreis durchforschen werden unter Beschwerung des Gewissens, damit sie sich selbst schnell den Untergang bereiten. Rehabeam von Dresden freut sich darüber .... Aber ich glaube, dies Edikt wird nirgends schaden, als unter diesem Rehabeam und eurem andern Nachbar (Joachim von Brandenburg), welche eitler Ruhm irre leitet. Gott lebt und herrscht in Ewigkeit." — „Mich schmerzt die Wut der Feinde, nicht um meinetwillen, sondern weil sie sich selbst Unheil auf ihr Haupt laden und mit solchem Haß sich beschweren. — Nur Geduld, die Zeit ihrer Heimsuchung steht vielleicht schon bevor." Schmerzlich enttäuscht und klagend redet er von Kaiser Karl V., von welchem er einmal besseres für sein deutsches Volk erhoffte, und in welchem er so gern den religiösen Erneuerer Deutschlands dem Papste zum Trotz erblickt hätte. „Daß Carolus in Kriege verwickelt ist" (es handelte sich um seine Kämpfe in Spanien und Frankreich) so schreibt er an Spalatin, „ist kein Wunder, und wie kann er glücklichen Fortgang haben, vielmehr wird er Strafe für fremde Schuld leiden, der unselige Jüngling, weil er zu Worms, durch üble Berater mißleitet, die Wahrheit verworfen hat und mit seinem Unheil auch Deutschland

überziehen wird. Gott aber kennt die Seinen". — Das Wormser Edikt macht ihm daher wenig Sorge: „Der Herr wird ihrer spotten." Immer klarer wird es ihm, was ihm zu Beginn seines reformatorischen Auftretens noch weniger gewiß war, daß das ganze Papsttum, namentlich die weltliche Herrschaft des Papstes, auf Unwahrheit beruhe. „Am besten wäre es", schreibt er an Spalatin, „daß das ganze päpstliche Recht abgethan würde, und die Fürsten in ihren Ländern die Ausübung desselben gar nicht mehr zuließen. Das muß man wagen, wenn etwas großes und heilsames zustande kommen soll." Und bitter äußert er sich anderwärts über den Eigennutz, welcher die Papisten beseele, und den sie besonders in ihrem Festhalten an der römischen Beichte bewiesen: „Ich armer Bruder habe abermal ein neu Feuer entzündet, o ein groß Loch in der Papisten Tasche gebissen, daß ich die Beichte habe angegriffen. Wo will ich nun bleiben, und wo wollen sie Schwefel, Feuer und Holz genug finden, den giftigen Ketzer zu pulvern? — Aber es ist noch nicht Zeit, meine Stunde ist noch nicht gekommen, ich muß zuvor das Schlangengezücht baß erzürnen und den Tod redlich um sie verdienen, auf daß sie Ursach haben, einen großen Gottesdienst an mir zu vollbringen." Er sagt dann, daß er nie um Geld gearbeitet oder geschrieben, auch für seine Bücher kein Geld genommen habe, während Joh. Eck durch seine Streitschriften gegen Luther reich geworden sei. „Aber mein Gewissen zwingt mich, jedermann zu warnen, so viel ich mag; — ich will mein Gewissen für Gott gefreiet haben und unschuldig sein an dem Blut und den Seelen, die durch den Papst und die Papisten verführt werden. Er ist droben und wird kommen, dem Jedermann antworten muß. Drum rufe und ermahne ich, bitte und flehe: wer seine Seele will behalten, der behüte sich vor Papst, Kardinal, Bischof, Pfaffen, Mönch, hohe Schulen mit ihren Menschenlehren. Die Papisten müssen bekennen, daß ihr Ding nicht in der Schrift gegründet sei... Wir wollen Christum und nicht den Papst, so behalten sie den Papst und nicht Christum, sintemal Christi Lehre und Papsts Lehre nicht wollen noch mögen miteinander regieren, denn Christus

*

will allein Meister sein!" Dann betont er, daß er die Beichte nicht angreife, wohl aber den Beichtzwang und die Beichttyrannen, vornehmlich aber das Geldfordern bei der Beichte: „Wenn wir nun fragen, warum sie denn so gern Beichte hören und die Beichte also preisen, die wir scheuen, so findet sich die endliche Ursache: der heilige Beichtpfennig, der große Nothelfer! — Daß derselbe Zins nicht abgehe, muß die Beichte von Gott geboten sein" 2c.

Mild und liebreich gedachte er seines Kurfürsten, dessen Fürsorge und Bedenklichkeit er zwar nicht immer gutheißen konnte, dem er aber doch mit Dankbarkeit und Treue ergeben war. Als jene unruhigen und unklaren Schwarmgeister in Wittenberg Boden gewannen, konnte niemand besser verstehen, als Luther, daß deren ungestümes Wesen die bedächtig friedsame und empfindsame Natur des Fürsten tief schmerzen und in lebhafte Unruhe versetzen mußte. Und indem er tröstend und beruhigend an ihn schreibt, (im Februar 1522) kann er doch nicht umhin, mit feiner Anspielung an die Schwäche Friedrichs für „Heiligtümer", d. i. für Reliquien, einen berechtigten Tadel auszusprechen, daß der Fürst, dem Geist des Evangeliums entgegen, so eifrig nach alten Resten von Heiligen fahndete, um seine Stiftskirche ebenso berühmt zu machen, wie sein großer Konkurrent in Reliquiensachen seine Stiftskirche in Halle berühmt gemacht hatte, Kardinal Albrecht von Mainz. „Gnade und Glück" so schreibt er, „von Gott dem Vater zum neuen Heiligtum. Eure Fürstl. Gnaden hat nun lange Jahre nach Heiligtum (d. i. Reliquien) in alle Lande bewerben lassen; aber nun hat Gott E. F. G. Begierde erhöret und heimgeschickt ohne alle Kosten und Mühe ein ganzes Kreuz mit Nägeln, Speeren und Geißeln. Ich sage abermal: Gnade und Glück von Gott zum neuen Heiligtum. E. F. G. erschrecke nur nicht, ja strecke die Arme getrost aus und lasse die Nägel tief eingehen, ja danke und sei fröhlich; also muß und soll es gehen, wer Gottes Wort haben will, daß auch nicht allein Hannas und Kaiphas toben, sondern auch Judas unter den Aposteln sei, und Satanas unter den Kindern Gottes. — E. F. G. glaube mir Narren doch auch ein klein wenig, ich kenne nämlich diese

und dergleichen Griffe Satans, darum fürchte ich mich auch nicht: das thut ihm wehe. Es ist noch alles das Anfahen. Laßt Welt schreien und urteilen, laß fallen, wer da fällt, auch St. Peter und die Apostel, sie werden wohl wieder kommen am dritten Tage, wenn Christus wieder aufstehet. Es muß das auch an uns erfüllet werden, 2. Corinth. 6: lasset uns beweisen als Diener Gottes in Aufruhren. — Ich habe nicht mehr Zeit, will selbst, so Gott will, schier da sein. E. F. G. nehme sich mein nur nichts an."

Eine andere Tonart stimmt der Briefwechsel an, welchen Luther mit dem Kardinal Albrecht von Mainz, der als Erzbischof von Magdeburg damals auf der Moritzburg in Halle Hof hielt, führen mußte. Und nichts zeigte das geistige Uebergewicht und das gewaltige Ansehen, welches der geächtete Mönch genoß, klarer, als dieser Briefwechsel. Einer der mächtigsten und reichsten Fürsten Deutschlands befand sich Albrecht trotzdem wegen seiner kostspieligen Bauten und anderer Liebhabereien häufig in Geldnot und hatte deshalb ein hervorragendes Interesse am geschäftlichen Vertrieb des Ablasses in Deutschland. Luther hatte ihn daher bei seiner Bekämpfung des Tetzel'schen Ablasses an seiner empfindlichsten Stelle getroffen und seinen Unwillen erregt. Jetzt, wo Luther vom Schauplatz abgetreten war und unschädlich gemacht zu sein schien, regten sich die kleinen Geister wieder und kamen aus ihren Winkeln hervor, in die sie sich vor Luthers gewaltigem Wort und vor dem Zorn der deutschen Nation verkrochen hatten. Zwar, Tetzel war abgethan, er war, schon ehe er 1519 starb, ein toter Mann; der gemeine, auch sittlich anrüchige Mönch hatte sich in Deutschland unmöglich gemacht, und seine früheren Gönner hatten sich von ihm losgesagt. Aber den alten schönen Gelderwerb wieder aufzunehmen, war doch eines Versuches wert. Zwar, der Verkauf von Ablaßzetteln in der herkömmlichen Weise ging auch nicht an, dieser Handel war nach Luthers Thesen und den weiteren damit in Verbindung stehenden Erörterungen in Deutschland zu sehr in Verruf gekommen, als daß der kluge Kardinal Albrecht hätte denken können, durch ihn irgend einen namhaften Erfolg zu erzielen. Vielmehr handelte es sich

um eine andere Art kirchlich-industriellen Betriebs, welchen Luther mit dem Namen: „der Abgott von Halle“ gebrandmarkt hat. So gewöhnlich es ist, unter diesem „Abgott“ einfach die Erneuerung des Tetzel'schen Ablaßkrams zu verstehen, so gewiß ist es irrig*). Vielmehr haben wir es mit einem Unternehmen des hallischen Erzbischofs und Kardinals zu thun, welches neuerdings auch wieder von hohen Kirchenfürsten beliebt worden ist, und welches der christ-katholischen Welt als „Heiligtumsfahrt“ angepriesen zu werden pflegt. Dem Kardinal kam dabei sein großartiger Reliquienschatz zustatten, welchen er aus besonderer Liebhaberei und auch aus Kunstinteresse allmählich zusammengebracht hatte. Albrecht war ein nicht minder eifriger Sammler, wie Friedrich der Weise, er hatte seine Stiftskirche in Halle mit viel kostbareren Reliquien ausgestattet, als Friedrich die seinige in Wittenberg, und auch wir würden an vielen Stücken seiner Sammlung unsere Freude gehabt haben, nicht wegen der abergläubischen Bedeutung, die ihnen beigelegt wurde, sondern wegen der kunstvollen Ausstattung, in der sie der Schaubegier dargeboten wurden. Man muß es schmerzlich beklagen, daß die goldenen, elfenbeinernen, mit Edelsteinen und prächtiger Arbeit künstlerisch hergestellten Kästchen, Särge, Behältnisse aller Art, in denen die Reliquien, Knochen, Kleider, Haare, Dornen u. a. aufbewahrt wurden, nicht erhalten sind. Wohin alles zerstreut ist, kann man kaum angeben, das Meiste mag der Kardinal später in seiner ewigen Geldnot selbst veräußert haben. Damals galt es nun den Wittenberger Konkurrenten recht zu übertrumpfen und mit dem großen Reliquienvorrat, der in der Stiftskirche St. Moritz und Magdalenen (der Domkirche in Halle im Jahre 1521) ausgestellt war, die gläubigen Seelen zur Wallfahrt anzulocken, um bei dieser Gelegenheit

---

*) Ich beziehe mich hier auf die m. E. unwiderleglichen Ausführungen von Prof. Wolters: Der Abgott zu Halle. Bonn 1877, welcher das Verdienst hat, diesen Gegenstand in ein neues Licht gebracht und die interessante Ausstellung einer großartigen Reliquiensammlung in die Erinnerung zurückgerufen zu haben. Auch den bald zu erwähnenden Brief des Kardinals an Luther entnehme ich der Wolters'schen Schrift.

reichliche Geldspenden der frommen Beschauer zu erhalten; denn solcher Opfer bedurfte es, um der mit der Reliquiendarbietung verbundenen Gnade teilhaftig zu werden. Man sieht: die Ablaßlehre war geblieben, aber sie sollte anders ausgenutzt werden, als fünf Jahre früher, wo Tetzel mit dem Ablaßkasten durch das Land zog. Wie sehr erinnert solche Heiligtumsausstellung vom Jahre 1521 und die marktschreierische Einladung zum fleißigen Besuch derselben, um Ablaß in reichem Maße zu erwerben, an die neueren Vorkommnisse von Aachen und Trier, wo man im 19. Jahrhundert der erstaunten Christenheit etwas ähnliches zu bieten gewagt hat, und wo es, wie Bischof Korum bewiesen hat, an Wundern nicht gefehlt hat; — und da es Bischof Korum von Trier beweist, wird es ja wohl wahr sein. Nur daß Halle ungleich imposanter und reichhaltiger auftreten konnte, als Aachen und Trier. Denn in der genannten hallischen Stiftskirche gab es nicht weniger als 8933 Teile und 42 ganze heilige Körper, abgesehen von den andern schönen Dingen, Kleidern, Röcken, Windeln u. dergl. Viel mehr auch, als Wittenberg rühmen konnte, war dort zu finden, denn die seltensten Schätze hatte der große Sammler zusammengebracht; da gab es Haare von der Jungfrau Maria und Garn, das sie gesponnen, sogar „Milch unser lieben Frau", ein Stück vom Schulterblatt des heiligen Christoffel, Erde vom Acker zu Damaskus, woraus Gott den Menschen geschaffen, Manna, das die Juden in der Wüste genossen, ein großes Stück vom Leibe Isaaks, 25 Stücke vom brennenden Busche Moses, eine Hose vom heiligen Thomas von Canterbury; von Petrus und seiner Tochter waren Partikeln vorhanden (merkwürdig, daß man sich vor dem Zugeständnis nicht scheute, daß Petrus „der erste Papst", verheiratet gewesen sei), überhaupt von fast allen Aposteln wurden Reste aufgezeigt, z. B. von Thomas der Finger, mit welchem er Christi Seite berührte. Von Christus selbst war eine ganze Reihe von Reliquien angezeigt: ein Stück seines Rocks, der von Maria gemacht war und immer größer wurde, je mehr das Jesuskind wuchs (was will dagegen der heilige Rock von Trier besagen!), zwei Krüge von der Hochzeit zu Kana, einer von den 30 Silberlingen, um

welche der Herr verraten wurde, ein Stück von seinem Lendentuch, an welchem noch sein Blut zu sehen war, 9 Dornen aus der Dornenkrone (Wittenberg hatte nur einen dieser heiligen Dorne!). Ferner war zu sehen ein Daumen der heiligen Anna, der Mutter Marias, ein Splitter von der Krippe in Bethlehem, ein Gelenk vom alten Symeon ꝛc. Es war ausgerechnet, daß bei getreuer Benutzung der hallischen Heiligtümer ein Ablaß von 39 245 120 Jahren und 220 Tagen gewonnen werden konnte, sodaß die Leute fürchten mochten, „mit den Sündigen kaum nachkommen zu können“; der Segen war fast zu groß.

Das war der „Abgott von Halle“, wider den nun Luther in einem Zorn entbrannte, den niemand einen ungerechten wird nennen können, denn es jammerte ihn des um sein Seelenheil und um sein Geld betrogenen Volkes, das der marktschreierisch ausgerufenen Einladung zur Heiligtumsfahrt folgte. Seine Absicht, trotz seiner unfreiwilligen Zurückgezogenheit und trotz der über ihm schwebenden Reichsacht zu dem neuen Unfug nicht zu schweigen, hatte er Spalatin mitgeteilt, und durch ihn erfuhr Friedrich der Weise hiervon, nicht ohne lebhaft beunruhigt zu werden. Gegen den Kardinal, den höchsten Kirchenfürsten Deutschlands, den nahen Anverwandten des Hauses Brandenburg, den Günstling des Kaisers sollte Luther nach seines Kurfürsten Absicht nichts unternehmen, überhaupt durch keinen öffentlichen Akt den mühselig aufrecht erhaltenen Frieden stören. Man kann dem Kurfürsten diese Sorge wohl zugutehalten, denn er hatte Rücksichten auf den benachbarten Hof in Berlin und auf den Papst zu nehmen und fürchtete von Luthers stürmischer Art ein tiefes Zerwürfnis. Aber das war freilich Luthers Sache nicht, derartigen Bedenklichkeiten Rechnung zu tragen, wo es die Wahrheit des Evangeliums galt. In diesen Stücken war es ihm Gewissenssache, Zeugnis abzulegen, und konnte er seinem bedenklichen Kurfürsten nicht willfahren. „Habe ich dem Papste widerstanden“, schrieb er, „so werde ich doch vor seinem Geschöpf nicht weichen müssen? Wahrlich, das ist eine feine Kunst, den öffentlichen Frieden nicht stören lassen, aber wohl zugeben, daß der Kardinal den ewigen Frieden Gottes durch seine gottlosen Unternehmungen

stört. Diesen gräulichen Wolf muß man mit aller Kraft widerstehen, den Schafen Christi zugute, Andern zu einem Exempel.“ So wandte er sich am 1. Dez. 1521 brieflich an den großen Kirchenfürsten, der bisher seinen Widersacher ziemlich geringschätzig und von oben her behandelt und frühere Schreiben desselben unbeachtet gelassen hatte. Mit bittrem Humor, aber edler Entrüstung schreibt er*): „Es hat ohne Zweifel E. Kurf. Gnaden in gutem frischen Gedächtnis, daß ich an E. K. F. G. zweimal lateinisch geschrieben, zuerst im Anfang des lügnerischen Ablasses (1517), darinnen ich E. K. F. G. treulich warnte, mich aus christlicher Liebe entgegensetzte den wüsten, verführerischen, geldsüchtigen Predigern und den ketzerischen abergläubigen Büchern. Und wiewohl ich hätte mögen den ganzen Sturm auf E. K. F. G. treiben, als auf den, der solches unter seinem Namen und Wissen handhabet, habe ich doch E. K. F. G. und des Hauses zu Brandenburg verschont, gedachte, E. K. F. G. thäte solches aus Unverstand und Unerfahrung, durch andre falsche Ohrenbläser verführet. Es hat aber solche meine treue Vermahnung Spott, und Undank für Dank erlangt. Habe ich aufs andre Mal (1520) aufs unterthänigste geschrieben, mich erboten, Unterricht von E. K. G. zu nehmen: ist mir eine harte, unartige, unbischöfliche und unchristliche Antwort geworden .... So denn nun die zwei Schriften nichts geholfen, lasse ich dennoch nicht ab, will dem Evangelio nach auch die dritte Warnung an E. K. G. auf deutsch thun, ob's helfen wollte. Es hat E. K. G. zu Halle wieder aufgerichtet den Abgott, der die armen einfältigen Christen um Geld und Seele bringt; damit frei öffentlich bekannt, daß alles Ungeschick, was Tetzel gethan, nicht sein allein, sondern des Bischofs von Mainz Mutwille gewesen sei. Es denkt vielleicht E. K. G., ich sei nun von dem Plan, will nun vor mir sicher sein und durch die kaiserliche Majestät den Mönch wohl dämpfen. Das lasse ich geschehen, aber noch soll E. K. F. G. wissen, daß ich will thun, was christliche Liebe fordert, nicht an-

---

*) Ich teile den prächtigen Brief nur im Auszug mit; s. de Wette II, S. 112.

gesehen auch die höllischen Pforten, geschweige denn Ungelehrte, Päpste, Cardinäle und Bischöfe. Ich will's weder leiden noch schweigen, daß der Bischof von Mainz sollte fürgeben, er wisse nicht Unterricht zu thun, wenn ein armer Mensch von ihm begehrt, und wolle doch wohl darum wissen, wenn es ihm Geld eintragen soll. Mir nicht des Schimpfs, man muß anders davon singen und hören. Ist deshalb an E. K. G. meine unterthänige Bitte, das arme Volk unverführt und unberaubt zu lassen, sich (als) einen Bischof, nicht einen Wolf zu erzeigen. Es ist lautbar genug geworden, wie Ablaß lauter Büberei und Trügerei sei, und allein Christus dem Volke soll gepredigt werden, daß E. K. F. G nicht mag durch Unwissenheit entschuldigt werden. E. K. F. G. wollen eingedenk sein des Anfangs, welch ein greulich Feuer aus dem kleinen, verachteten Fünklein geworden ist, da alle Welt so sicher davor war und meinte, der einige arme Bettler wäre dem Papst unermeßlich zu geringe und nehme unmöglich Ding vor. Noch hat Gott das Urteil getroffen, dem Papste mit all den Seinen übrig genug zu schaffen gegeben, wider und über aller Welt Meinung das Spiel dahin geführt, daß dem Papst schwerlich wiederzubringen ist, wird auch täglich ärger mit ihm, daß man Gottes Werk hierin zu greifen vermag. Derselbige Gott lebt noch, da zweifle nur niemand an, kann auch die Kunst, daß er einem Kardinal von Mainz widerstehe, wenngleich vier Kaiser ob ihm hielten. Er hat auch sonderliche Lust, die hohen Cedern zu brechen und die hochmütigen, verstockten Pharaones zu demütigen. Denselbigen, bitte ich, wollen E. K. F. G. nicht versuchen noch verachten, seiner Kunst und Gewalt ist kein Maß. E. K. G. denken nur nicht, daß Luther tot sei; er wird auf den Gott, der den Papst gedemütigt hat, so frei und fröhlich pochen und ein Spiel mit dem Kardinal von Mainz anfangen, des sich nicht viele versehen. Darum sei E. K. G. endlich und schriftlich angesagt: wo nicht der Abgott wird abgethan, muß ich göttlicher Lehre und christlicher Seligkeit zu gut mir das lassen. eine nötige, dringende und unvermeidliche Ursache sein, E. K G., wie den Papst, öffentlich anzutasten, solchem Fürnehmen fröhlich einzureden, allen vorigen Greuel des Tetzel auf

den Bischof zu Mainz treiben, und aller Welt anzeigen den Unterschied zwischen einem Bischof und Wolf“. Nachdem er dann noch den Kardinal dringend ermahnt hat, diejenigen Priester, welche sich in den ehelichen Stand begeben hatten, in Frieden zu lassen, da die Bischöfe allen Anlaß hätten, zuerst den Balken aus ihren Augen zu ziehen, ehe sie fromme Eheweiber von ihren Ehemännern schieden, schließt er also: „Ich bitte, E. K. G. wollen sich selbst behüten, mir Gunst und Raum lassen zu schweigen. Mir ist nicht Lieb noch Lust in E. K. G. Schande und Unehre, aber wo nicht Aufhören ist, die Wahrheit zu unehren, bin ich schuldig, an Gottes Ehre zu halten, obgleich alle Welt darob müßte zu Schanden werden. Hierauf bitte ich E. K. G. richtige schleunige Antwort innerhalb 14 Tagen, denn nach bestimmten 14 Tagen wird mein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen, wo nicht kommt eine Antwort.“

Man konnte auf den Erfolg dieses kühnen Schreibens gespannt sein. Albrecht antwortete von Halle unter dem 21. Dezember, durchaus nicht hochfahrend mehr, sondern in hohem Maße versöhnlich, ja fast um Luthers Gunst in unwürdiger Weise buhlend. Der Kardinal hatte seine Gründe, denn sein Privatleben war keineswegs unanstößig, und er mußte fürchten, Luther könne in seiner Schrift dieses sein Privatleben schonungslos in die Oeffentlichkeit ziehen. Er schrieb: „Lieber Herr Doktor, ich habe Euren Brief empfangen und zu Gnaden und allem Guten aufgenommen, versehe mich aber gänzlich, die Ursache, so Euch zu solchem Schreiben bewegt, sei längst abgestellt. Und ich will mich, so Gott will, dergestalt halten und erzeigen, wie es einem frommen geistlichen und christlichen Fürsten zusteht. Darum ich auch treulich bitte uud bitten lassen will. Denn ich von mir selbst nichts vermag, und bekenne mich, daß ich der Gnade Gottes bedarf. Wie ich denn ein armer, sündiger Mensch bin, der sündigen und irren kann und täglich sündigt und irrt, leugne ich nicht. Ich weiß wohl, daß ohne Gottes Gnade nichts Gutes an mir ist, und sowohl ein unnützer stinkender Kot bin, als irgend ein Andrer, wo nicht mehr. Das habe ich auf Euer Schreiben gnädige Wohlmeinung nicht bergen wollen, denn Euch Gnade und Gutes um

Christi willen zu erzeigen, bin ich williger als willig. Brüderliche und christliche Strafe kann ich wohl leiden, hoffe, der barmherzige Gott werde hierin fürder Gnade, Stärke und Geduld verleihen, seines Willens in diesem und anderm zu leben." Also kein Wort von dem eigentlichen Beschwerdepunkt, dem Abgott, aber viel schöne Redensarten, mit denen Luther eitel gemacht und beschwichtigt werden sollte. Was ist doch zugleich der Brief für ein gewaltiges Zeugnis von Luthers Ansehen und gebietender Stellung: Der Primas der Kirche Deutschlands, ein Kurfürst und Kardinal demütigt sich tief vor dem geächteten Mönch. Das ist die Macht der Wahrheit und des guten Gewissens. Einstweilen ließ Luther den Handel auf sich beruhen, er hielt seine Streitschrift bereit, wie den Pfeil auf dem Bogen, um, wenn es nötig sein sollte, loszuschießen und der Lüge des Ablasses zu widerstehen.

Aber es gab für ihn auf der Wartburg noch wichtigere Dinge zu thun. Gerade hier liegt das „Nein" und das „Ja" des Protestantismus dicht nebeneinander. Wer Luther nur kennt als Streiter in der Fechterstellung, niederreißend, kennt ihn nicht recht, denn seine Hauptaufgabe war bauen, säen, pflanzeu, sammeln. Beides ist nicht zu trennen: wir müssen protestieren, aber auch bekennen. Protestanten ohne Bekenntnis können im Kampf gegen Rom nichts ausrichten, denn Rom wird nur durch das Evangelium von Christo überwunden, und wer sich dieses Bekenntnisses schämt, kann keinen Sieg davontragen. So hat Luther freilich ein kräftiges „Nein" sagen müssen, und die schwachmütigen, behutsamen Seelen, die ein solches Nein gegen Rom uicht vertragen und nicht mit Luther trotzen und protestieren können: „und wenn die Welt voll Teufel wär'", sind nicht seines Namens wert; aber er hat auf der Wartburg zu seinem Protest auch die evangelische Bekenntnisthat gefügt, die größte That seines Lebens begonnen: die Uebersetzung der Bibel. Nachdem er in der stillen Mußezeit die Kirchenpostille, die erste deutsche Predigtsammlung verfaßt hatte, um den Gemeinden eine gesunde, verständliche Erbauung darzubieten und ihnen Lust an der heiligen Schrift zu erwecken, schritt er zu dem Uebersetzungs-

werk selbst und fing an, zunächst das Neue Testament in sein geliebtes Deutsch zu übertragen. Denn immer gewisser wurde ihm die Wahrheit, daß allein aus der heiligen Schrift die Wahrheit zu nehmen sei, wie ihm immer gewisser geworden war, daß allein der Glaube den Menschen selig mache. Er nennt es eine greuliche Schmach und Laster gegen die heil. Schrift, wenn man sagt, sie sei finster, und es könne sie nicht jedermann verstehen. „Ihr sollt antworten", schreibt er an die Christen zu Wittenberg, „es ist nicht wahr, es ist auf Erden kein klarer Buch geschrieben als die heilige Schrift, die ist gegen alle andern Bücher gleichwie die Sonne gegen ein Licht." Er hat diese seine Aufgabe sehr ernst und schwer genommen; „es ist eine von mir übernommene Aufgabe, die meine Kräfte übersteigt; jetzt sehe ich, was übersetzen heißt, und weshalb es vorher von Keinem versucht worden ist" — so schrieb er im Januar an Amsdorf. Deshalb wagte er sich auch zunächst nicht an das Alte Testament, sehnte sich aber umsomehr nach Wittenberg zurück, um dort mit Hilfe seiner Freunde auch dieses in Angriff nehmen zu können. Was aus dieser stillen Zeit für ein wunderbares Werk hervorgegangen ist, so echt deutsch und doch ganz aus dem Geist der heiligen Schrift, so den Sinn der heiligen Verfasser treffend und so packend im Ausdruck, daß es „mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt", kann hier nur in Kürze angedeutet werden, denn es ist ein Gegenstand, der eine besondere Schrift erfordert. Er hat es sich in dem Bestreben, seinem lieben deutschen Volke eine rechte Volksbibel zu schaffen, die Jedermann verständlich wäre, mit seinen Freunden und Mitarbeitern redlich sauer werden lassen und war sich der Höhe und Bedeutung dieser seiner Aufgabe vollauf bewußt. „Das kann ich mit gutem Gewissen bezeugen", so hat er sich hierüber ausgesprochen, „daß ich meine höchste Treue und Fleiß darin erzeigt und nie einen falschen Gedanken gehabt habe; denn ich habe keinen Heller dafür gesucht, noch genommen, noch gewonnen. So habe ich meine Ehre nicht darin gemeint, das weiß Gott, mein Herr, sondern ich habe es zu Dienst gethan den lieben Christen und zu Ehren einem, der da oben sitzt, der mir alle Stunden soviel Gutes

thut, daß, wenn ich tausendmal so viel und so fleißig dollmetschte, dennoch nicht eine Stunde verdient hätte, zu leben oder ein gesundes Auge zu haben. Darum solls auch, ob Gott will, alles ihm zu Ehren dienen, mit Freuden und von Herzen." Luther durfte die Wartburg nicht mit Unrecht sein „Patmos" nennen, denn wie der heilige Seher einst auf seinem Patmos seine Offenbarung empfing, so ging auch dem Reformator dort durch Gottes Geist eine besondere Offenbarung auf, für welche er sich im Gebet stark machte. Aber dies entband ihn nicht von der Pflicht gründlicher Vertiefung und redlicher Forschung. Mit eisernem Fleiß hat er sich gemüht, das Rechte zu treffen, und die geniale Sicherheit seines Sprachgefühls ist der unermüdlichen Ausdauer und Treue zu Hilfe gekommen. Buchstäblich und wortgetreu zu übersetzen waren auch Andre vor ihm bemüht gewesen, aber gerade an der buchstäblichen und sklavischen Nachbildung des Grundtextes waren jene Arbeiten gescheitert. Luther hat die Wörtlichkeit des Ausdrucks nicht unterschätzt, und da, wo es ihm wichtig erschien, den Text genau wiederzugeben, auch wörtlich übertragen; aber sein oberster Grundsatz war, sinngemäß und deutsch zu übertragen, ohne dabei den Urtext überall wörtlich wiederzugeben, damit seinen lieben Deutschen die heilige Schrift wie ihre Muttersprache lieb und vertraut würde,

Damit aus deutschem Volkesmund
Des Herren Wille werde kund
Und seine Gnade offenbar,
So klar und wahr, so ganz nnd gar,
Als ob es so vom Himmel her
Auf Deutsch zu uns geredet wär!

Göthe, der in dieser Frage gewiß ein zuverlässiger Gewährsmann ist, sagt von Luthers Bibelübersetzung: „Daß dieser treffliche Mann ein in dem verschiedensten Style verfaßtes Werk und dessen dichterischen, geschichtlichen, gebietenden, lehrenden Ton uns in der Muttersprache wie aus einem Gusse überlieferte, hat die Religion mehr gefördert, als wenn er die Eigentümlichkeiten des Originals im einzelnen hätte nachbilden wollen .... Für die Menge,

auf die gewirkt werden soll, bleibt eine schlichte Uebertragung immer die beste." — Unablässig ist Luther denn auch bemüht gewesen, seine Uebersetzung bei jeder neuen Bibelausgabe zu verbessern und immer mehr den Sinn des Schriftworts in die rechten deutschen Klänge hineinzugießen, sodaß unser Volk den Schriftgedanken gar nicht mehr von der Fassung trennen kann, welche Luther ihm gegeben hat; und wenn auch in Bezug auf Genauigkeit der Wiedergabe des Grundtexts mancher neuere Uebersetzer den Reformator übertroffen haben mag, so hat doch dieser mit bewundernswürdiger Sicherheit die großen Gedanken der Schrift wiedergegeben und mit seiner scheinbar freien Uebertragung viel mehr zum Verständnis der Bibel beigetragen, als Andre mit ihrer wortgenauen Uebersetzung. Was bei dem ersten Anblick verbesserungsbedürftig zu sein scheint, erweist sich oftmals bei näherem Zusehen als die beste deutsche Wiedergabe des Sinnes. „Wer deutsch reden will, muß nicht der hebräischen Worte Weise führen, sondern muß — — den Sinn fassen und also denken: Lieber, wie redet der deutsche Mann in solchem Fall? Wenn er nun die deutschen Worte hat, die hierzu dienen, so lasse er die hebräischen Worte fahren und spreche frei den Sinn heraus auf's beste, so er kann". So hat er sich selbst über seine Art und Weise geäußert, oder noch anschaulicher: „Man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen, so verstehen sie es dann und merken, daß man deutsch mit ihnen redet." Luthers feines Verständnis für alles, was das Menschenherz bewegt, sein offener Sinn für das Große und Heilige in der Schrift, der Reichtum seiner inneren Erfahrung, seine Herrschaft über die deutsche Sprache und auch seine dichterische Begabung, das alles hat ihn in den Stand gesetzt, das Bibelwort in gutem, klarem Deutsch in unübertrefflicher Weise wiederzugeben. Dauernder als alle Lutherdenkmale in Erz und Stein ist dieses Denkmal, zu welchem er auf der Wartburg den Grund legte, und so lange es Deutsche giebt, wird schon um dieses einen Werkes willen der Dank dauern gegen diesen gottbegnadeten Genius, der

sich auch in diesem Stücke als der Prophet seines Volks erwies.

Wie sollte ein Mensch in solcher Arbeit nicht innerlich reifen und fest werden, und den sicheren Maßstab gewinnen für Gottes heilige Gedanken und für das Probehaltige und Echte in den Werken und Gedanken der Menschen. Von seiner hohen Warte hat Luther mit dem sichern, durch Gottes Wort geschärften Blick die Zeit und ihre Vorgänge geprüft und sie besser verstanden, als die, welche mitten in der Unruhe und im Kampfe stehen mußten. Er hat klarer, als es ohne diese Wartezeit möglich gewesen wäre, die Aufgabe, welche dem Reformator gestellt war, erfaßt und sein Thun von andern, nicht aus Gott stammenden Bewegungen geschieden. Er hat sicherer als die Wittenberger und selbst Melanchthon, den Unwert der Zwickauer Schwarmgeister durchschaut, hat von da ab entschiedener als früher jenen falschen Humanismus, der eine Kultur ohne Christentum, eine Bildung ohne Religion erstrebte, abgewiesen, hat sich auch von den stürmischen Geistern, deren Waffen fleischlich waren, die der Reformation mit dem Schwert der Gewalt Fortgang bereiten wollten, von einem Hutten und Sickingen losgesagt. So wurde jenes Wartburgsjahr eine innerlich reiche, segensvolle Zeit der Prüfung, Sichtung, Klärung, wie sie sich Jeder wünschen muß, der in schwerem Tagewerk steht und dabei so selten zu jener rechten Sammlung und Vertiefung kommt. Und wie der Künstler bisweilen von seinem Werk zurücktritt, damit er sich nicht in Einzelheiten verliert, sondern immer wieder das Gesamtbild auf sich einwirken läßt, wie er seine Schöpfung im Fortschreiten zur Vollendung immer wieder an dem Ideal mißt, das er in stiller Seele trägt, so hat Luther in seiner beschaulichen Muße Gelegenheit gehabt, sich selbst und sein Werk gegenständlich zu erfassen, um dann mit neuer Kraft und Schaffensfreudigkeit sein Werk fortzusetzen. Der junge Wein, der noch brauste und gährte, hat sich in der Ruhezeit der Wartburg noch mehr abgeklärt, und auch seine Anhänger lernten immer mehr, das Reformationswerk, die Sache Gottes von der Person zu scheiden und zu glauben, daß das Reich Gottes nicht mit den Personen steht und

fällt, auch nicht mit seinem gewaltigsten Propheten, sondern fest begründet ist im Worte Gottes.

So innerlich gereift und gefestigt schied Luther von seinem Patmos, als seine Rückkehr nach Wittenberg ihm Pflicht schien, und er die Stimme Gottes nicht länger überhören zu dürfen glaubte; und wer einen recht unmittelbaren Eindruck von der Seelenruhe und schönen Festigkeit gewinnen will, mit welcher Luther heimkehrte, der lasse sich an ein zweifaches erinnern: Einmal an den Abend im Wirtshause zum Bären in Jena, wo der große Mann unerkannt mit zwei schweizerischen Studenten so zutraulich und heiter verkehrte, — und doch ein Geächteter, der einer dunklen Zukunft, vielleicht sogar dem Scheiterhaufen entgegenging; — sodann an jenen gewaltigen Brief, den er an seinen ängstlichen Kurfürsten schrieb, als dieser dem Reformator hatte mitteilen lassen, er werde, wenn Luther gegen seinen Willen die Wartburg verlasse, nicht imstande sein, ihn zu schützen. Luther, welcher innerlich gewiß war, daß seine Anwesenheit in dem schwer beunruhigten Wittenberg nicht länger zu entbehren sei, schrieb von Borna (südlich von Leipzig) aus jenen klassischen Brief vom 5. März 1522, einen der herrlichsten, die wir seiner Feder verdanken*). „Ew. Kurf. Gnaden weiß, daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel durch unsern Herrn Jesum Christum habe, daß ich mich wohl hätte mögen, (wie ich denn hinfort thun will) einen Knecht und Evangelisten rühmen und schreiben .... Ich habe E. K. G. genug gethan, daß ich dies Jahr (das Wartburgsjahr) gewichen bin, E. K. G. zu Dienst; denn der Teufel weiß fast wohl, daß ich's aus keinem Zag gethan habe. Er sah mein Herz wohl, da ich zu Worms einkam, daß, wenn ich hätte gewußt, daß so viel Teufel auf mich gehalten hätten, als Ziegel auf den Dächern sind, wäre ich dennoch mitten unter sie gesprungen mit Freuden. Nun ist Herzog Georg noch weit ungleich (d. h. noch lange nicht gleich) einem einigen Teufel; — — das weiß ich von mir wohl, wenn

*) Ich teile ihn nur auszugsweise mit; man lese ihn nach bei de Wette II, 137.

diese Sache zu Leipzig (im Gebiet des Herzogs Georg) also stünde, wie zu Wittenberg (d. h. wenn auch in Leipzig wiedertäuferische Unruhen ausgebrochen wären), so wollte ich doch hineinreiten, wenn's gleich — E. K. G. verzeihe mir mein närrisches Reden —, neun Tage eitel Herzog Georgen regnete, und ein jeglicher wäre neunfach wütender, denn dieser ist. Er hält meinen Herrn Christum für einen Mann aus Stroh geflochten; das kann mein Herr und ich eine Zeit lang wohl leiden. Ich will aber E. K. G. nicht verbergen, daß ich für Herzog Georg habe nicht einmal (d. h. oftmals) gebeten und geweint, daß ihn Gott wolle erleuchten. Ich will auch noch einmal bitten und weinen, danach nimmermehr. — — Solches sei E. K. G. geschrieben, der Meinung, daß E. K. G. wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz, denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von E. K. G. Schutz zu begehren. Ja, ich halte, ich wollte E. K. G. mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Dazu, wenn ich wüßte, daß mich E. K. G. könnte und wollte schützen, so wollte ich nicht kommen. Dieser Sachen soll noch kann kein Schwert raten oder helfen: Gott muß hier allein schaffen ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum, wer am meisten gläubt, der wird hier am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß E. K. G. noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerleiwege E. K. G. für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte. Daß nun auch E. K. G. begehrt zu wissen, was sie thun solle in dieser Sachen, antworte ich unterthäniglich: E. K. G. hat schon allzuviel gethan und sollte gar nichts thun; denn Gott will und kann nicht leiden E. K. G. oder mein Sorgen und Treiben. Er will's ihm gelassen haben, dies und kein anders; da mag sich E. K. G. nach richten. Glaubt E. K. G. dies, so wird sie sicher sein und Frieden haben; glaubt sie nicht, so glaub ich doch und muß E. K. G. Unglauben lassen seine Qual in Sorgen haben." Der Brief schließt mit den Worten: „Wenn E. K. G. gläubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen; weil sie aber noch nicht gläubt, hat sie auch noch nichts gesehen. Gott sei Lieb und Lob in Ewigkeit. Amen!"

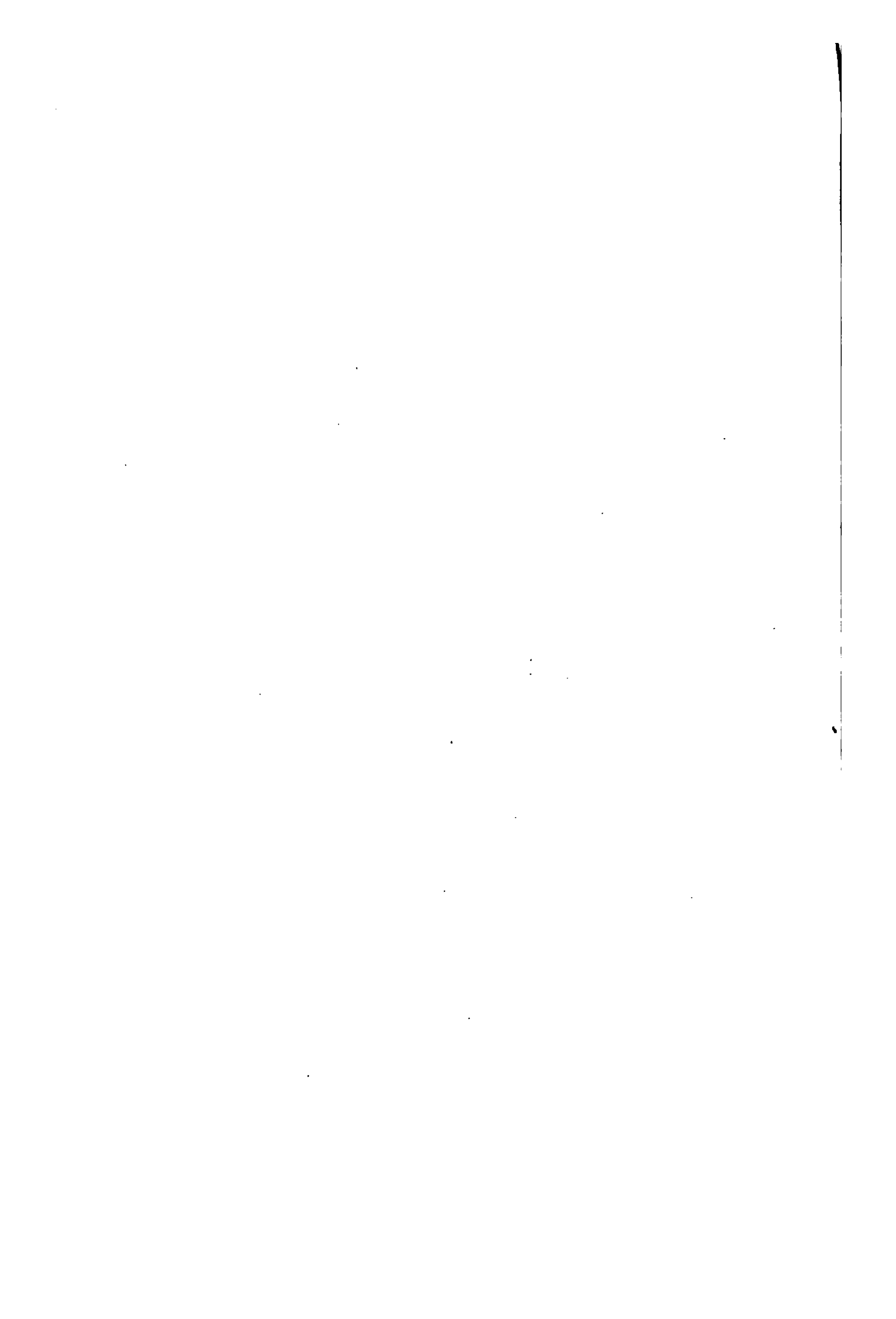
In solchem Geiste kehrte Luther von der Wartburg nach Wittenberg zurück am 6. März 1522. Es ist unnötig, zu diesem Brief etwas hinzuzufügen; jedes weitere Wort könnte den Eindruck dieser gewaltigen Zuversicht und dieses unerschütterlichen Heldenmuts nur abschwächen. Wen aber einmal sein Weg nach der Wartburg führt, der mag wissen, daß das Jahr 1521 das größte Jahr der Wartburg gewesen ist, noch größer als die Zeit der großen Sänger und der heiligen Elisabeth. Denn

— — — — — — — — — — — —

Vor seiner Harfe heilgen Tönen
Verstummte Wolframs Saitenspiel,
Als edelster von Deutschlands Söhnen
Brach er die Bahn zum hohen Ziel.

In ihm, des Herrn getreuem Diener
Erschien dem Volke sein Prophet,
Es reicht dem armen Augustiner
Die Palme Sankt Elisabeth;
Und wenn sich dort auf heilgem Grunde
Dein Haupt vor Gott in Andacht senkt,
So dank' ihm, der zur rechten Stunde
Uns seinen Luther hat geschenkt!

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.



Der wilde Graf

(Wilhelm von Fürstenberg)

und die Reformation im Kinzigthal

von

Fritz Baumgarten.

Halle a. S. 1895.
Verein für Reformationsgeschichte.

Das schöne Badnerland hat, wie man weiß, eine ganze Anzahl jener Männer hervorgebracht, welche vor jetzt bald 400 Jahren das Sehnen des deutschen Volkes verstanden und seinem Begehren nach einer Erneuerung des kirchlichen Lebens in schöpferischer Weise Rechnung trugen. Rühmt sich doch das badische Bretten, daß in seinen Mauern kein Geringerer zur Welt kam, als Philipp Melanchthon, der gefeierte praeceptor Germaniae[1]), der bewunderte Freund und gute Geist unseres Luther! Und im äußersten Süden Badens, im bischöflichen Konstanz, wurde Ambrosius Blaurer geboren, der Reformator Schwabens, wie man ihn wohl nannte, eine liebenswürdige Natur von fast moderner Feinfühligkeit, dessen sangesfrohen Lippen an den Ufern des schwäbischen Meeres manch innig Lied entströmte.

Und auch an weltlichen Großen hat es den jetzt badischen Landen nicht gefehlt, die bewußt und kraftvoll für die neue Lehre eintraten und ihre Ausbreitung erklecklich förderten. Ich erinnere nur an den Wertheimer Grafen Georg II., den Freund Luthers, der schon im Jahre 1522 die Reformation in seinen Stammlanden einführte und sein Leben lang rastlos thätig war, um seine Unterthanen nicht nur oberflächlich, sondern durch und durch zu reformieren. Ich erinnere an Georgs einzigen Sohn Michael, den Melanchthon seiner Freundschaft würdigte und der allen Zeitgenossen ein Wunder war durch seine feine, protestantische Bildung.[2])

---

[1]) Lehrmeister Deutschlands.

[2]) Vgl. über die beiden Männer das 8. Heft dieser Schriften für das deutsche Volk.

1*

Was diese und andere hochgestellte Männer im Norden des badischen Landes für die religiöse Hebung ihrer Unterthanen leisteten, das hat im Herzen desselben, freilich in sehr anderer Weise, der Mann zu erreichen versucht, dem die folgenden Blätter gewidmet sind:

Herr Wilhelm, Graf zu Fürstenberg.

Gewißlich war es eine große Zeit, jenes Jahrhundert der Reformation, groß durch die geistige Regsamkeit in allen Kreisen der Nation, groß durch das reiche Wirken gottbegnadeter Männer, aber ideal war diese Zeit in mancher Hinsicht dennoch nicht. Wem es schwer wird, an den Fortschritt der Menschheit zu glauben, wer pessimistisch dazu neigt, mit dem lebenden Geschlecht streng ins Gericht zu gehen, dem kann nicht angelegentlich genug empfohlen werden, sich das Leben der Zeitgenossen Luthers recht aus der Nähe anzuschauen. Der wachsende Wohlstand unserer Vorfahren im 15. Jahrhundert hatte neben vielem Erfreulichen auch unschöne Seiten des Volkscharakters zu vollster Entfaltung gebracht. Vor allem leistete der zunehmende Reichtum dem alten Nationallaster, der Völlerei, dem Trinken und allen daraus kommenden Verirrungen nur zu sehr Vorschub, so daß kaum eine andere Zeit der Sinnenlust so ausschweifend gefröhnt haben dürfte, als es von unseren Vorfahren um die Neige des 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts geschah. Und diese losen Sitten erzeugten dann jene unsägliche Derbheit, jenen unausrottbaren Hang zum Poltern und Fluchen, zu unflätigen Zoten, dem auch die bessern, ja besten Stände sich ohne Scheu ergaben. Der „heilige Grobianus“ war tonangebend im gesellschaftlichen Leben; Gewaltthätigkeiten und grausame Selbsthilfe waren an der Tagesordnung, übermütige Lebenslust und üppiges Genießen die Parole der meisten.

Ein klassischer Vertreter dieser derben Zeit ist Wilhelm von Fürstenberg. Seine Sache war es nicht, gegen den Strom zu schwimmen, wie jener Wertheimer Graf Georg in so trefflicher Weise es versucht hat. Das Jahrhundert mit all seinen Gebrechen scheint sich vielmehr in ihm verkörpert zu haben, und er macht es uns wahrhaftig nicht

leicht, das Große, was er trotz seiner schlimmen Fehler unleugbar an sich hatte, mit Sicherheit herauszufinden und gebührend zu würdigen.

1. Des Grafen Jugend.

Wilhelm von Fürstenberg war der Sohn des Grafen Wolfgang und seiner Frau Elsbeth, geborenen von Solms. Graf Wolfgang hatte seiner einnehmenden Persönlichkeit und redlichen Gesinnung halben das ganz besondere Vertrauen Kaiser Maximilians besessen. Für treue Dienste und geschuldete Kriegsgelder war ihm vom Kaiser im Jahre 1504 die halbe Ortenau [1]) verpfändet worden; mit dem Titel eines Obristhofmeisters hatte er des Kaisers jugendlichem Sohn, Philipp dem Schönen, als Berater zur Seite gestanden; der höchste habsburgische Orden, das goldene Vließ, zierte seitdem seine Brust. Auch die Mutter unseres Grafen, Frau Elsbeth, besaß seltene Vorzüge des Geistes und Herzens. Sie verstand sich auf leutseligen Scherz, war ein belebendes Element in jeder Gesellschaft und mit ihrem Mann durch eine Liebe von seltener Innigkeit verbunden.

Diesem trefflichen Paare wurde am 7. Januar 1491 ihr ältester Sohn Wilhelm geboren. Seinen Eltern glich er, so schien es, in nichts, auch seine tolle Ausgelassenheit war doch sehr verschieden von der jovialen Frohnatur, welche Frau Elsbeth so anziehend machte. Die Streiche, welche Graf Wilhelm in jungen wie in reifen Tagen sich genehmigte, waren durchweg von der derbsten Sorte, so recht im Geschmack der Zimmernschen Chronik, [2]) die ihm manche Seite, ja sogar ein eigenes Kapitel gewidmet hat. „Solche geschwinde und abenteurige Art, meldet besagte Chronik, hat in diesem Grafen sich zeitlichen erzeiget; denn was zu einer Neßlen werden soll, brennt flux.“ Kaum 10 Jahre alt kam er nach Freiburg und wurde der Ob-

[1]) Alter Name für die Gegend um Offenburg.

[2]) Eine von Graf Froben Christoph von Zimmern in den Jahren 1564—66 zusammengestellte Weltchronik gemischtesten Inhalts.

hut des Magisters Nikolaus Knobloch unterstellt. Der Magister war streng, aber „das unruhig Herz mochte nit Ruhe haben“, es wußte den Alten zu täuschen: ein anderer Junge mußte sich zu öfteren Malen in des Grafen Bett schlafen legen „auch die gewöhnlich Nachthauben uffsetzen“; der Junker aber strich inzwischen mit üppigen Gesellen in der Musenstadt umher: „Thüren wurden in seinem Namen uffdretten, auch Handtwerksleut und andere Personen verletzt.“

Noch ehe er 14 Jahre zählte, trat der „wilde Graf“ [1]) in Burgund ins Heer. Zum Waffenhandwerk hatte er mehr das Zeug als zum Studieren: „Seit vielen Jahren, so rühmt ein Zeitgenosse, haben wir in teutscher Nation keinen martialischeren Menschen gehabt und der alle Eigenschaften eines Kriegsmannes, die zu loben sind, besessen, gleich wohl auch seine Mängel daneben, wie dann bei den Militärischen gebräuchlich.“ Man bewunderte an ihm einen sicheren strategischen Blick und eine angeborene Begabung für alle Fragen des Befestigungswesens. „In Summa, es war ein Kriegsmann; den mußt ihn auch jedermann sein lassen, und sah auch räubisch aus wie ein Kriegsmann.“ „Ich habe von mannichen gehört“, sagt derselbe Zeitgenosse, „so etwa einer den Martem hätt' wellen fingieren, daß man sein Angesicht, Leib und Gestalt darzu nit hätt' können verbessern.“

Ein Oelbild des Grafen, das den großen Rittersaal auf Schloß Heiligenberg am Bodensee mit andern Fürstenberger Ahnenbildern ziert, entspricht durchaus dieser Schilderung: ein wahrer Hüne tritt aus dem Gemälde uns entgegen, in seinen Augen lauert ein unheimlich wildes Feuer und kein Zug verrät, daß auch mildere Regungen in diesem Riesenleibe wohnten.

Wilhelms militärisches Geschick wird nur noch von der siegesgewissen Sicherheit übertroffen, mit der er der Frauen Herzen bezwang. „Er ist ein wunderbarlicher Satyrus gewesen“, sagt der Zimmernsche Chronist von ihm, und die Abenteuer, die er weiterhin auf vielen Seiten von

---

[1]) So nennt ihn des öftern der Zimmernsche Chronist.

seinem Helden zum besten giebt, lassen diese wenig schmeichelhafte Titulierung nur allzu berechtigt erscheinen. Niemand traute dem Grafen „seiner wunderbarlichen Handlungen wegen“, ein langes Leben zu.

Schon mit 15 Jahren vermählte sich der Frühreife mit der schönen Gräfin Bonna von Neuchatel. Er lebte mit ihr meist zu Héricourt bei Belfort und eignete sich dort ein so vollkommenes Französisch an, daß sich später „König Franciscus selbst höchlich darüber verwundert und viele, die ihn nit gekannt, bezweifelt haben, daß er ein geborener Teutscher sei.“

Im Jahre 1510 wurde Wilhelm Landvogt, 1511 auch Hauptmann und kaiserlicher Rat in der Ortenau. Im folgenden Jahr kämpfte er in Diensten Kaiser Maximilians aufs rühmlichste in Italien. Als seine Frau nach neunjähriger Ehe durch den Tod ihm entrissen wurde, verkaufte er um ein Spottgeld ihre Heiratsgüter und zog nach Straßburg, wo er im eigenen „schönen Hof in der Kalbgasse ein wunderbarlich seltsames Regiment führte, davon ein eigen Buch zu schreiben wäre.“ Bei Zechgelagen, die er hier veranstaltete, stieg die tolle Lust des öfteren so hoch, daß Becher und andere Geräte durch die Fenster flogen.

Er scheint übrigens in dieser Straßburger Zeit allerhand Anläufe gemacht zu haben, seine Herrschaft in der Ortenau auch wirklich zu verwalten. „Bei einem Viehsterben“, so meldet die Chronik, „nahm er sich vor, er wolle zu Ortenberg selbst Vieh halten ... da ihm bewußt war, daß die Tauben alle Monate Junge hätten, verhofft er auch alle Monat von jeder Kuh ein Kalb zu bekommen. Als er aber berichtet ward, daß jede Kuh des Jahrs nur ein Kalb habe, stellte er die Sämerei (Zucht) unverzüglich ab.“ Die Geschichte klingt etwas unwahrscheinlich, aber das glauben wir der Chronik gern, daß Graf Wilhelm zeitlebens ein schlechter Haushalter gewesen ist: „So mocht' ihn das Kinziger Thal und die Ortenau mit seinem großen Staat und kostlichen Hausen nit ußtragen.“

In Straßburg knüpfte er auch Beziehungen zu den leitenden Männern der Reichsstadt an, er stand vielen derselben so nahe, daß es den Bischof verdroß und er den

Fürstenberger wohl boshaft als „Grafen von Straßburg“ bezeichnen konnte. Besonders war es sein Rat in militärischen Dingen, den die Straßburger hochschätzten; zeigte er ihnen doch u. a. eine leicht passierbare Furt in der Breusch, die bisher niemand beachtet hatte.

Aber auch mit den Reformatoren Straßburgs hat Graf Wilhelm in den zwanziger Jahren Fühlung gewonnen. Sollte man nicht glauben, daß einer Natur wie der seinen jede Empfänglichkeit für religiöse Fragen abgehen müsse? Und doch war dem nicht so. Er, der bis dahin bloß in den süßen Angewöhnungen des gesellschaftlichen Lebens und im wilden Waffenspiel aufgewachsen war, griff jetzt denkend in seine Brust und begann den ernsteren Fragen des Daseins nachzusinnen. Ein Freund und Geistesverwandter Sickingens ahnte er in der von Luther heraufbeschworenen Bewegung den erquickenden Strom, der das in Fäulnis übergehende Leben der Nation aufzurütteln und aufzufrischen berufen war. Gewaltig ergriff auch ihn der kirchliche Eifer und ließ ihn ein namhaftes Werkzeug der Reformation in Oberdeutschland werden.

Es verstand sich für seine energische Natur von selbst, daß die Religion, der er sich zugewandt, auch bei den Unterthanen seines Gebiets Anerkennung finden sollte. Unter den Landstrichen aber, welche seiner Hoheit unterstanden, ragte durch Wohlhabenheit und Bildung der Bewohner weit hervor das gesegnete Land der Ortenau, die Gegend am Unterlauf der Kinzig. Hier, auf dem „festen Stein zu Ortenberg“, hielt er gerne Hof, hier war es daher auch, wo er am lebhaftesten für die Verbreitung der neuen Lehre eintrat.

An Veranlassung dazu sollte es nicht fehlen, und besonders boten die Verhältnisse, wie sie in den 20er Jahren in dem ortenauischen Städtchen Gengenbach sich zugespitzt hatten, willkommene Gelegenheit zu reformatorischem Eingreifen.[1]

2. Gengenbach.

Ich kann es mir nicht versagen, bei diesem Anlaß die Aufmerksamkeit meiner Leser auf jenes Kinzigstädtchen recht

nachdrücklich hinzulenken. „Badisch Nizza“ hat man es wohl mit scherzhafter Uebertreibung genannt; mit mehr Recht dürfte man von einem badischen Nürnberg oder Rothenburg sprechen. Denn kaum eine andere badische Stadt hat ein so altertümliches Aussehen sich zu bewahren gewußt, keine besitzt noch ihre mittelalterliche Festung mit Thoren und Türmen, mit Wallgang und Graben in solcher Vollständigkeit, wenige so altertümliche Häuser und Brunnen oder eine so merkwürdige, frühromanische Kirche wie dies Gengenbach. Und dann denke man sich diese altdeutsche Herrlichkeit eingebettet in ein unvergleichlich schönes Thal, angelehnt an Berge von edelster Form, umspült von den klaren Wellen der Kinzig, deren bisher enges Thal sich hier zur Rheinebene aufzuthun beginnt. Ja es ist eine Perle deutschen Landes, dieses Gengenbach, und nichts begreiflicher, als daß ein Freiligrath hier sein Leben zu beschließen wünschte, daß ein Jensen in begeisterten Worten dieses „Kabinetstück einer mittelalterlichen Kleinstadt“ preist.

Die Geschichte Gengenbachs reicht hinauf bis in die Zeiten des Römerregiments. Auf dem „Bergle“ zu häupten der Stadt lag dazumal ein römisches Kastell und half die Heerstraße decken, welche aus Schwaben kommend der Kinzig entlang nach Straßburg führte. Um 300 wurden die Römer verdrängt, Alemannen, Franken kamen ins Land; mit ihnen das Christentum. Inmitten des fränkischen Dorfs erhob sich nun eine christliche Kirche, dem Hl. Martin von Tours, dem Nationalheiligen der Franken, geweiht. Zu Anfang des 8. Jahrhunderts gründete dann ein fränkischer Fürst am Gengenbach, der hier zur Kinzig geht, das gleichnamige Kloster und besetzte es mit britischen Benediktinern. Rasch wuchsen Ansehen und Reichtum dieses Gotteshauses; mancherlei Segen mag von ihm ausgegangen sein über das platte Land und vor allem über das Städtchen, das allmählich vor seinen Thoren, im Schutz der Heilsanstalt erwuchs. In der Ueberlieferung spiegelt sich freilich davon wenig; die weiß fast nur von harter Bedrückung der Klosterleute und Städter durch Abt und Klosterbrüder, von grausamer Ausübung maßloser Privilegien, von Hader und Streit um irdische Güter und einträgliche Rechte. Und im

15. Jahrhundert, wo die Nachrichten reichlicher fließen, ist erst recht nichts zu spüren von dem Segen, den das Kloster nach der Absicht seines Stifters für die Landschaft doch hätte bedeuten sollen. Ein Umstand war es besonders, der immer verhängnisvoller sich erwies: Das Kloster bezog seinen jungen Nachwuchs ausschließlich aus den Adelsfamilien der Ortenau, es wurde mehr und mehr Spital der Ortenauer Ritterschaft, deren minderwertige Söhne hier eine behagliche Unterkunft und Lebensversorgung fanden. Die eigentlichen Aufgaben des Stifts wurden von diesen adligen Pfründenfressern schändlich mißachtet. Ja im Jahr 1437 ließen sie sich ausdrücklich von jeder Pfarrthätigkeit dispensieren, die jetzt schlecht besoldeten Vikaren anheimfiel. Schon längst hatten sie auch die Klosterschule vernachlässigt; nicht die Ordensherren, sondern ein um Billiges gemieteter Lehrer erteilte den Unterricht und erteilte ihn so, daß die Städter mehrfach versuchten, eine eigene Schule zu begründen. Daß bei so grundsätzlichem Müßiggang auch die Klosterzucht nicht gedeihen konnte, liegt auf der Hand. Die Ordensleute führten ein Leben, das sich kaum von dem anderer junger Edelleute unterschied. Nichts war gewöhnlicher als die „Junker Gottes“ in öffentlichen Wirtschaften an Zechgelagen teilnehmen zu sehen. Mönchstracht und Tonsur kamen ab: in modisch enger, auffallend koketter Kleidung stolzierten sie daher, die ritterliche Waffe an der Seiten; die schlimmsten Gewaltthätigkeiten gegen Bürger und Bürgerstöchter waren an der Tagesordnung, ohne daß die Aebte die Sünder zur Züchtigung gezogen hätten. Sie trieben es eben meist selbst nicht besser, ja erschienen öfters als die schlimmsten von allen. Bei den Lebensansprüchen, welche Abt und Klosterbrüder machten, konnten natürlich auch die größten Einkünfte nicht ausreichen. Immer häufiger mußte daher das Klostervermögen vor der Verschwendung seiner Nutznießer geschützt und durch die weltliche Obrigkeit unter Sequester gestellt werden. So war das Kloster schon geraume Zeit, bevor die Reformationsstürme hereinbrachen, in sittlicher und wirtschaftlicher Hinsicht völlig bankerott.

Ich habe absichtlich diese wenig erquicklichen Zustände etwas eingehender besprochen. Angesichts des immer wieder

von gewisser Seite erhobenen Rufes nach Herstellung der Klöster kann gar nicht oft und nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, wie wenig diese Anstalten im allgemeinen waren, was sie hätten sein sollen. Gerade die Geschichte des Klosters Gengenbach, die wir aus den Aufzeichnungen seiner Prioren mit aller nur wünschenswerten Genauigkeit kennen, ist wohl geeignet, von jeglicher Sehnsucht nach jenen Heilsanstalten gründlich zu kurieren. Denn von wenigen lichteren Partien abgesehen, weiß diese Geschichte nur von Oberflächlichkeit, Beschränktheit und sittlicher Verkommenheit zu erzählen. Sollten trotzdem die Klöster in unsern Landen aufs neue sich bevölkern, so könnte unserm Volk der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß es aus der Beschäftigung mit geschichtlichen Dingen für sich selbst nichts, gar nichts zu lernen versteht und also das Unglück verdient, in das es mit offenen Augen hineinrennt. Da sei uns Gott davor!

Im Jahre 1508 war Philipp von Eselsberg Abt von Gengenbach geworden, ein Mann von Geist, doch ohne alle und jegliche Moral, und zudem ein ganz schlechter Verwalter des Klosterguts. Das Stift war unter seinem Regiment in wirtschaftlicher wie sittlicher Beziehung unaufhaltsam im Niedergang, so daß der Abt auf den rettenden Ausweg verfiel, das mönchische Wesen vollends abzustreifen und das Kloster in ein weltliches Chorherrenstift mit einer beschränkten Zahl von Pfründen umzuwandeln. Der Papst gab schließlich seine Zustimmung. Nicht so der Kaiser, der lieber schlechte Mönche als ganz schlechte Kanoniker (weltliche Stiftsherrn) haben wollte, wie er sich schmeichelhaft äußerte. Auch Wilhelm von Fürstenberg, als Landvogt der Ortenau zugleich Schutzherr des Klosters, erhob auf das bestimmteste Einsprache. Nicht als ob er ein Feind der Säkularisation[1] gewesen wäre. Im Gegenteil wünschte er eine solche schon längst, nur in anderer Weise, als der Abt sie jetzt angebahnt hatte. So spielte er sich denn als Schutzherr des Klosters auf und verlangte

---

[1]) So nennt man bekanntlich die Umwandlung von kirchlichem Gut in weltliches.

von den Mönchen das Handgelübde, daß sie dem Gotteshaus das Seinige nicht veräußern noch verändern wollten; und als sie sich dessen weigerten, warf er im Einverständnis mit dem Rate der Stadt die sämtlichen Kuttenträger in Haft. Das fruchtete. Im Februar 1525 kam ein Vertrag zu Stande, wonach die Mönche alle pensioniert, das Klostervermögen aber fortan nicht für Kanonikerpfründen, sondern gemeinsam vom Grafen und von der Stadt verwendet werden sollte. Das war eine Säkularisation, wie er und die Stadt sie brauchen konnten, denn die reichen Mittel des Klosters wurden nun verfügbar, um die Bedürfnisse des neu geregelten Gottesdienstes zu decken, sie konnten in den Dienst der neuen Lehre gestellt werden, die allem Anschein nach damals bereits in Gengenbach festen Fuß gefaßt hatte. Denn wie soll man sich sonst den Eifer erklären, der für Schule und Armenpflege und Predigt jetzt in der Bürgerschaft erwachte? Sind dies doch gerade die Gebiete, welche von der alten Kirche vernachlässigt worden waren, aber überall, wo die neue Lehre Eingang fand, mit Nachdruck in Pflege genommen wurden.

Zwei Jahre später hören wir in der That, daß auf städtische Kosten Prädikanten oder Prediger berufen wurden, die in der Martinskirche vor der Stadt unter so großem Zulauf der Bürger predigten, daß oft nicht vier Mann in der Stadt blieben. Und im Jahre 1529 war der Protestantismus zu Gengenbach nachgerade so erstarkt, daß er bedrängten Glaubensgenossen von auswärts eine Stütze und Zuflucht bieten konnte.

Es handelte sich damals um flüchtige Protestanten aus der Neckarstadt Rottweil. Dort hatte das Evangelium seit 1527 rasch an Boden gewonnen, doch nur bei den kleinen Gewerbsleuten, nicht in den Kreisen des Rats. Dieser hielt vielmehr zur alten Kirche und verfolgte die Neuerer mit ausgesuchter Härte: viele ehrbaren Bürger wurden getürmt und an den Pranger gestellt, ja sogar Hinrichtungen kamen vor. Doch die Neuerung wurde dadurch nicht erstickt, sie wurde nur auf revolutionäre Bahnen gedrängt. Ein richtiger Bürgerkrieg entbrannte. Zwar schien es einigemal, als sollte ein gütlicher Vergleich zu

Stande kommen; doch als der König drohte, der ketzerfreundlichen Stadt das vielbeschäftigte und darum nahrhafte Hofgericht zu nehmen, da kannte der Rat keine Rücksichten mehr. Mit bewaffneter Hand warf er die Evangelischen aus der Stadt, verriegelte die Thore und schickte auch Weiber und Kinder ihnen „in der Blöße“ nach. Ein Schrei der Entrüstung lief durch die evangelischen Städte; der Kaiser aber stellte sich ganz auf die Seite des Rats, indem er bei des Reiches schwerer Ungnade und einer Strafe von 30 Mark lötigen Goldes verbot, die „leidlich gestraften Rottweiler zu hausen oder zu hofen.“

Und was thaten die Gengenbacher? Trotz dieser feierlichen Verfehmung boten sie acht der flüchtigen Familien mit nicht weniger als 39 Köpfen Obdach und Schutz in ihren Mauern. Das spricht deutlich.

Die Reformation hätte diese Fortschritte in Gengenbach niemals machen können, wenn nicht Graf Wilhelm seine schützende Hand darüber gehalten hätte. Zwar jene Säkularisation des Klosters vom Jahre 1525 mußte auf Befehl des Reichsregiments schon nach zwei Jahren wieder rückgängig gemacht werden. Aber der Graf wußte durch seine kecke Rücksichtslosigkeit den jeweiligen Abt so einzuschüchtern, daß von einer Behelligung der Protestanten von Seiten des Klosters keine Rede war. Auch verstand er es trefflich durch allerhand Kniffe und Schliche bald größere Summen Geldes, bald Verehrungen von vielen Fudern Wein dem Gotteshause abzuschmeicheln. Und als dann Abt Philipp im Jahre 1531 starb, verhalf der Graf einem gewissen Melchior von Horneck, einem unwürdigen, charakterlosen Schwächling, auf den Abtstuhl, und diese seine Kreatur war nun ganz und gar in seinen Händen: er mußte ihm geloben, nichts, rein gar nichts ohne seine, des Grafen, Genehmigung vornehmen zu wollen. Schließlich trat dieser Abt sogar selbst zum Protestantismus über!

Unter solchen Umständen konnte die junge Kirche sich ungehemmt entwickeln und hat es auch gethan. Der reformatorische Sinn der Bürgerschaft bethätigte sich alsbald auf dem Gebiet der Jugenderziehung. Wie schon erwähnt, ließ die Gengenbacher Klosterschule sehr zu wünschen übrig,

die Bürger klagten, „daß ihre Kinder der Lehr beraubt und ganz wißlos aufwachsen müßten, was ihnen länger zu gedulden unleidlich sei.“ Lange sperrte sich der Abt, bis auch hier wieder Graf Wilhelm machtvoll durchgriff und eine Vereinbarung zu Stande brachte, wonach auf gemeinsame Kosten von Stadt und Kloster ein tüchtiger Schulmeister bestellt werden mußte. Bald sollte sich auch eine hervorragende Lehrkraft für diese neu geschaffene Stelle finden. Es war dies Matthias Erb, ein geborener Badenser. Und der ihn den Gengenbachern empfahl und zuführte, war sein Landsmann, der Straßburger Münsterprediger Caspar Hedio.

3. Hedio und Erb.

Beide, Erb wie Hedio, stammten aus der badischen Landstadt Ettlingen, beide verlebten ihre Lehr- und Wanderjahre auf schweizerischem Boden, beide widmeten ihre beste Kraft der Reformation am Oberrhein. Hedio, eigentlich Heyd genannt, war 1493 geboren; er hatte auf der Pforzheimer Lateinschule mit Melanchthon, dann als Docent in Basel mit Zwingli Freundschaft geschlossen. Von Basel aus hatte ihn der Mainzer Fürstbischof in seinen Dienst berufen; aus diesem war er im Jahre 1523 geschieden, um Münsterprediger in Straßburg zu werden. Hier in Erwins unvergleichlichem Dom hat er dann mehr als ein Vierteljahrhundert gepredigt und gelehrt unter ungewöhnlichem Zulauf des Volkes. Seinem maßvollen und doch energischen Wesen war es in erster Linie zu danken, wenn die Reformation in der Reichsstadt ohne allen Aufruhr zur Einführung gelangte. Hedio war ein Mann von seltener Vielseitigkeit und gediegenster Bildung, wir finden ihn auf den verschiedensten Gebieten thätig. Neben seinem Predigtamt widmete er vor allem dem Schulwesen Straßburgs schöpferische Fürsorge, die Armenpflege der Stadt hat er recht eigentlich organisiert; für Errichtung guter Volksbibliotheken gab er fruchtbarste Anregung. Und neben dem allem fand der fleißige Mann noch die Zeit zu einer staunenswerten litterarischen Produktion. Von Jugend an gehörte der Geschichte sein lebendigstes Interesse und Zeit seines Lebens

suchte er durch geschichtliche Belehrung die Volksseele zur Aufnahme der neuen Lehre vorzubereiten. Seine Schriften waren Volksbücher in des Wortes bestem Sinn, sowohl die Uebersetzungen alter Klassiker und Kirchenväter, die er schrieb, als die verschiedenen Chronikbücher, welche er wiederholt herausgab; sie gehörten noch lange nach seinem Tode, gleich Bibel und Gesangbuch, zum eisernen Bestand in den Straßburger Bürgerhäusern.

Im Jahre 1529 hatte Graf Wilhelm die Bekanntschaft des seltenen Mannes gemacht und ihn alsbald seines besonderen Vertrauens gewürdigt. Auch Hedio achtete am Grafen, was achtenswertes an ihm war. Er rühmt in Briefen die Liberalität des Grafen gegen Geistliche und Lehrer; er widmete ihm seine „Chronika der alten, christlichen Kirchen“, welche 1530 erschien; vor allem aber ließ er sich gewinnen, 20 Jahre lang dem Fürstenberger in „Anschickung der Pfarrer in der Ortenau und Kinzigerthal, sowie in Visitation und Besuchung derselben“ zu dienen. Ein mühsames und wahrhaft nicht immer dankbares Nebenamt für den vielbeschäftigten Prediger.

Häufig führten ihn jetzt seine Dienstreisen auch nach Gengenbach, und als die Gengenbacher für ihre neu dotierte Schule eine neue Lehrkraft suchten, wandte sich der Rat an Hedio; der aber lenkte die Wahl auf seinen Jugendfreund Matthias Erb.

Dieser, ein angehender Vierziger damals, hatte ein vielbewegtes Leben hinter sich. Von seiner Vaterstadt Ettlingen war er in jungen Jahren nach Bern gekommen und hatte bei Zwinglis Lehrer Lupulus eine gründliche Schule durchgemacht. Eine ungewöhnliche Vertrautheit mit der antiquarischen Forschung verdankte er dieser Berner Studienzeit. Im Jahre 1531 hatte er dann das Amt eines Feldpredigers bei den bernischen Truppen bekleidet und war mit ihnen gegen die katholischen Kantone ausgerückt. Was er in dieser Stellung als Zwingli Berns erlebt und geleistet, verschweigt die sehr lückenhafte Ueberlieferung. Im Jahre 1535 finden wir ihn, anscheinend beschäftigungslos, in Entenfeld bei Aarau; allerhand Nöte bedrängten ihn dort, denen Hedio ihn entriß, indem er beim

Markgrafen Bernhard von Baden seine Berufung als Hofprediger nach Baden-Baden erwirkte. Aber der Markgraf starb schon das Jahr darauf. Erbs Badener Stellung war damit unhaltbar geworden, und um nicht aufs neue beschäftigungslos zu werden, folgte er dem Rufe der Gengenbacher und wurde der Meister ihrer Schule.

Hedio, der seine Berufung vermittelt hatte, sorgte auch ferner treulichst für sein Wohlergehen. Und Erb bedurfte seines freundschaftlichen Zuspruchs sehr, denn das Gengenbacher Lehramt fiel ihm sauer. „Laß mich wissen, schrieb ihm Hedio am 3. Januar 1537, wenn Dein Schuldienst Dir zu hart ist. Der Herr hat Dich mit solchen Gaben ausgestattet, daß wir leicht Deine Stellung ändern können.“ Des öftern muß Hedio dem Freund seinen Wahlspruch: „Werd' nit matt“ aufmunternd zurufen. Vielerlei blieb in Gengenbach zu wünschen übrig, und ganz besonders der mangelhafte religiöse Eifer und Ernst seiner neuen Mitbürger machte Erb oft Kummer.

Es ist ordentlich ergreifend, Hedios damalige Briefe an Erb zu lesen: wie läßt er es sich ein Anliegen sein, daß es dem Freund an nichts gebreche, daß ihm sein Einkommen aufgebessert werde, seine Lehrthätigkeit freie Bahn gewinne. Aber bei dem besten Willen gelang es ihm nicht, die Stellung Erbs so zu gestalten, daß er sich innerlich befriedigt fühlte. Er war von Anfang an zu bedeutend für die kleine Stadt und Stellung. Schon zu Michaelis 1538 setzte er seinen Stab weiter und siedelte nach Reichenweier im Elsaß über, um von dort aus die Reformation in den oberelsässischen Besitzungen Württembergs einzuführen. Aber trotz der Kürze seines Gengenbacher Aufenthalts war doch die dortige Schule durch ihn „etwas Berühmtes“ geworden, und die Gengenbacher hätten viel gegeben, wenn Erb geblieben wäre. Sein Nachfolger im Schulamt, der nach eifrigen Bemühungen Hedios und des Fürstenbergers endlich in einem gewissen Reuchlin sich fand, war wie Hedio schreibt „ein guter Gsell doch böser Kindvatter; er singt ohn allen Tackt, schreit unermeßlich, kurz es ist ein Gesang, wie ich ihn unlieblicher in keiner Kirche getroffen habe. O wie ist in den Schwamm gefallen die von dir so schön begründete Schule!“

Erb wirkte noch 24 Jahre lang zu Reichenweier für Kirche und Schule. Seinen Lebensabend verbrachte er auf dem Schloß des Grafen Egenolph von Rappoltsweiler, dessen geistvolle, feingebildete Mutter eine Schwester unseres Grafen Wilhelm von Fürstenberg war. Noch manchmal hat Erb diese Fürstin und ihren Sohn durch seine schöne Predigtgabe erfreut, ihnen auch wackere Zeit- und Streitschriften gewidmet, die der Muße auf Schloß Rappolstein ihren Ursprung dankten. Am 13. Mai 1571 ist er in den Armen seiner hohen Beschützer verschieden.

Hedio nahm sich auch nach dem Weggang Erbs von Gengenbach der dortigen Kirche und Schule getreulich an. Er schaltete allmächtig im untern Kinzigthal, ordnete die Ceremonien, den Katechismus, die Ehehandlung, das Sittenregiment. Sein Verdienst war es ohne Zweifel, wenn die Stadt in den dreißiger Jahren unentwegt trotz der Nachbarschaft des wieder katholisch gewordenen Offenburg an der neuen Lehre festhielt, sich allenthalben offen und fest zum Protestantismus bekannte und bei Religionsgesprächen und andern Versammlungen der evangelischen Stände sich fleißig vertreten ließ.

Hedios Einfluß war um so maßgebender, als hinter ihm, wie kein Geheimnis war, der Pfandherr der Landschaft, Graf Wilhelm stand. Dieser wußte Hedios treue, uneigennützige Dienste sehr wohl zu würdigen und dankte sie durch unbedingtes Vertrauen; sie waren ihm um so schätzenswerter, als er selbst in diesen Jahren fast immer außer Landes weilte.

4. Der deutsche Franzose.

So finden wir ihn im Jahre 1528 in kaiserlichen Diensten in Italien. Nicht nur mit fünf Fähnlein erlesenen Kriegsvolks, sondern auch mit Geldvorschüssen diente er damals Karl V. „seines Leibes und Lebens nicht schonend“. Die Gnade des Kaisers, die er sich damit erwarb, verscherzte er freilich bald wieder durch den hervorragenden Anteil, den er im Jahre 1534 an der Heimführung Herzog Ulrichs von Württemberg nahm. Mit fast 6000 Knechten stieß

er damals zum Heere Philipps von Hessen und trug wesentlich bei zum Lauffener Sieg über Oesterreich. Die Beziehungen, in welche er bei diesem Anlaß zu dem Haupt der deutschen Protestanten, dem Landgrafen, trat, waren nicht nur freundlicher Art. Der Landgraf und der Fürstenberger waren in mancher Hinsicht allzu gleichgeartete Naturen, als daß ihre Berührung eine angenehme hätte sein können. In ihrem Kriegsmut, ihrem Ritterstolz, ihrer Neigung zu bissigem Gespötte, auch sonst in mancher Liebhaberei waren sie einander zum Verwundern ähnlich. Es konnte nicht fehlen, daß Wilhelm dem Landgrafen viel Ursache zum Mißvergnügen gab, sie schieden aus diesem Feldzug als Gegner.

Im Jahre 1535 trat Wilhelm — in französische Dienste. Schon in den zwanziger Jahren hatte er einmal vorübergehend im Sold des französischen Königs Franz I. gestanden, trotz seiner Stellung als kaiserlicher Landvogt und trotz des ausdrücklichen kaiserlichen Verbots. Jetzt ließ ihn sein abenteuerlicher Sinn zum zweiten Mal alle Rücksichten gegen das Vaterland beiseite setzen und dem Erbfeind sich verkaufen, ein unverzeihlicher Schritt in unsern Augen, den aber seine Zeitgenossen viel milder beurteilt haben; war es ja doch nur der undeutsche Spanier, dem er die Treue brach.

Der französische König nahm ihn mit offenen Armen auf; was er an ihm schätzte, waren vor allem seine unvergleichlichen Beziehungen zu deutschen Landsknechten und Landsknechtführern. Denn diese waren damals in ganz Europa die gefürchtetsten. Wo immer der Fürstenberger seine Werbetrommel rühren ließ, da strömten die abenteuerlichen Gesellen zuhauf, mochte auch sonst der größte Mangel daran sein. Der Graf verstand sich auf die wilden Knechte. Er sorgte, daß man sie reichlich löhnte, denn „anders taugts nit mit dem Kriegsvolk“. Vor allem die Hauptleute wußte er an sich zu ketten; sie waren nur ihm verpflichtet, er wahrte stets sich allein die Gewalt „sie anzunehmen und zu urlauben, sonst gäben sie nichts auf ihn“. Wird man nicht unwillkürlich etwas an Wallenstein erinnert?

Damals versuchte er auch die oberdeutschen Protestanten auf die französische Seite herüberzuziehen, zum wenigsten

die Erlaubnis zur Truppenanwerbung in ihren Landen zu erlangen „mit einem Gewalt und einem Trutz, darinnen er vor mehr Sachen hinausgebracht“. Gegen 6000 deutsche Knechte sammelte er so unter französischer Fahne und machte an ihrer Spitze den piemontesischen Feldzug 1535—38 aufs rühmlichste mit. Anfangs kam es zu blutigen Streitigkeiten zwischen den französischen und deutschen Knechten: „Graf Wilhelm hat sie wieder von einander brocht, doch ist er durch sin Hut geschossen worden“. Seinem persönlichen Mut, der auch den rohen Söldnern imponierte, war es zu danken, wenn sich in der Folge die verschiedenen Nationalitäten im französischen Heere vertrugen. König Franz war mit dem Grafen höchlichst zufrieden: nach einer Heeresmusterung schenkte er ihm eine goldene Halskette im Wert von 1000 Kronen, später verehrte er ihm wertvolle Güter bei Metz. Der Graf weilte viel um den Monarchen, und wenn er auch seinen Einfluß auf denselben etwas übertrieben haben mag, Thatsache ist, daß Straßburg und andere evangelische Städte ihn während dieser Zeit vielfach als Vermittler zwischen sich und Franz I. in Anspruch nahmen. Der Graf war dabei unermüdlich, seinen evangelischen Landsleuten die letzten Bedenken gegen den Bund mit Frankreich auszureden; andrerseits that er alles, um beim König eine bessere Behandlung der französischen Protestanten auszuwirken: „denn soviel ich die Ehre des Allmächtigen mit seiner Gnad' kann furdern, wolt' ich ohn' Forcht thun“.

Graf Wilhelm begleitete den König Franz auch zu seiner Begegnung mit Papst Paul III. nach Nizza im Jahre 1538. Bei diesem Anlaß gab er seine stolze Natur und unverhohlene Vorliebe für die Reformation in einer Weise zu erkennen, welche das größte Aufsehen erregte. Als nämlich der König und sein hohes Gefolge dem Papst den Pantoffel küßten, weigerte Wilhelm sich dessen „mit etwas spöttischen Worten“. Mut hatte der Mann, das mußten ihm auch seine Feinde lassen.

Das unnatürliche Dienstverhältnis trug dem „deutschen Franzosen“ übrigens abgesehen von der reichlichen Löhnung nur Widerwärtigkeiten ein. Zettelungen aller Art spielten im Hoflager gegen den Fremden, dessen Ruhm man be-

neidete, dessen Einfluß beim König man mit scheelen Augen überwachte. Der Graf war nicht der Mann, um seine Gegner zu gewinnen; er benahm sich „hochsträuß“ und überwarf sich mit den Mächtigsten bei Hofe. Im Jahre 1539 war seines Bleibens nicht länger, er kündigte den französischen Dienst und kehrte nach Deutschland zurück.

5. Der Sieg der neuen Lehre.

Die jetzt folgenden friedlichen Jahre machten es dem Grafen möglich, sich endlich wieder eingehend und in Person um die Verhältnisse im Kinzigthal zu kümmern. Hedio war auch jetzt in allem sein Berater. Er brachte mit Abt Melchior einen Pensionsentwurf zu Stande, der sich wenig von einer Säkularisation des Klosters unterschied und jedenfalls dem Grafen wieder in erster Linie die Verfügung über die Klosterrenten anheimgab. Sie wurden unter anderm dazu verwendet, die ganz unzulänglichen Gehälter der zwei Prediger und des Schullehrers angemessen aufzubessern; auch wurden erhebliche Beträge davon für Almosenzwecke bestimmt. Im Jahre 1540 wurde der evangelische Gottesdienst, der bisher vor der Stadt in der Martinskirche gehalten worden war, in die viel geräumigere Klosterkirche verlegt, den Prädikanten aber Dienstwohnung in den Klostergebäuden selbst angewiesen. Was wollte man mehr?

Erstaunlich scheint nur, daß der Straßburger Bischof gar nichts that, um den Sieg der Evangelischen in einer Stadt seines Sprengels zu verhindern. Aber er, dessen mächtiger Arm sich früher den Gengenbachern oft und unangenehm fühlbar gemacht hatte, ist in dieser Zeit wie ausgeschaltet, ein anderer ist Bischof jetzt im Kinzigthal, Hedio. Als der Straßburger endlich im Jahre 1540 sich bei König Ferdinand beschwerte über die Förderung, welche der Fürstenberger so ohne Scheu dem protestantischen Wesen angedeihen ließ, da bekam Graf Wilhelm willkommene Gelegenheit sein Werk in mutiger Weise vor dem König zu rechtfertigen. „In der Ortenau“, so schrieb er ihm, „ist das Evangelium vor 20 Jahren schon gepredigt worden ohne mein Zuthun und ist in meiner Abwesenheit je länger je mehr einge-

wurzelt, daß ichs nit möge abstellen und seither befohlen hab', an allen Orten und Enden, da es gepredigt würd', nichts anders zu lehren, denn das klar, lauter Wort Gottes ohn' einig weiter Zuthun oder Abbruch, das dann bisher also gehalten worden".

Im Städtchen Gengenbach war in den nächsten Jahren die evangelische Sache entschieden noch in der Zunahme. Mit dem neuen Abt, der sich nicht in alles fügen wollte, machte Graf Wilhelm nach seiner Art kurzen Prozeß: vom Altar der heiligen Messe weg ließ er ihn nach Ortenberg gefangen führen. Das machte ihn mürbe. Im Jahre 1545 erschien ein eigener Katechismus für Gengenbach, geziert mit dem Wappen der Stadt; auch hat Luther in dieser Zeit mit der Stadt im Briefwechsel gestanden. Hedios Kirchenvisitationen wurden regelmäßig fortgesetzt; der Fürstenberger hielt große Stücke darauf und legte es seinen Unterthanen wiederholt ans Herz, diesem christlichen Werk sich freundlich zu erzeigen. Die evangelischen Geistlichen seines Gebiets organisierten sich jetzt immer fester zur Landeskirche: sie hielten schon von Zeit zu Zeit Synoden ab. Graf Wilhelm selbst ließ sich die Aufbesserung der Pfarrer und Lehrer andauernd ein Anliegen sein, stellte einen eigenen Schaffner für die kirchlichen Gefälle an und belegte allerhand Klosterzehnten mit Beschlag, so lange nicht der Abt die Pfarrdienste gehörig versehe.

So hoffnungsvoll und vielverheißend stand es zu Anfang der vierziger Jahre mit Hedios und des Grafen Werk. Der völlige Sieg der Reformation schien nur noch eine Frage weniger Jahre. Es sollte leider ganz anders kommen.

6. Graf Wilhelms letzte Geschicke.

Im Jahre 1542 war zwischen Kaiser Karl V. und Franz I. von Frankreich auf's neue Krieg entbrannt. Da litt es den „wilden Grafen" nicht fürder in der Heimat stillen Thälern, unwiderstehlich zog den alten Recken der Kriegslärm an. Diesmal aber stritt der *deutsche* Fürst auf *deutscher* Seite.

Die Aufgabe, die ihm der Kaiser stellte, war ihm

in jeder Hinsicht nach dem Herzen: „Bin auch desto geneigter“ schrieb er seinem Bruder, „zu diesem Handel, dieweil der Franzos soweit als nie ins Deutschland kommen ist, damit wir nit von einem fremden Potentaten regiert werden sollen.“ Also ganz bar des Nationalgefühls war er trotz seines abenteuerlichen Reislaufens in fremde Dienste noch immer nicht. Der nun beginnende Krieg bot ihm reichliche Gelegenheit wieder gut zu machen, was er als „deutscher Franzos“ bei früheren Anlässen gesündigt hatte. Besonderen Ruhm erntete er durch die nach sechsmonatlicher Belagerung erfolgende Einnahme des festen Luxemburg. Bald darauf wurde er in einem Gefecht bei Châlons durch eine Flintenkugel am Kopf schwer verletzt. Noch war die Wunde nicht geheilt, noch konnte er keinen Helm wieder tragen, als er am 3. September 1544, bloß von einem Trompeter begleitet, bei Epernay einen tollkühnen Erkundungsritt unternahm. Unversehens befand er sich mitten unter feindlichen Reitern. Er befahl seinem Begleiter durch kräftige Trompetenstöße seine zurückgebliebenen Leute herbeizurufen, doch dem Mann war der Schreck in alle Glieder gefahren, also daß er „vor großer Forcht und Verzagtheit das Maul nit finden konnte.“ Allein auch so gab der Graf sich nicht verloren; wie ein Rasender erwehrte er sich der Uebermacht, bis ein Streitkolben auf sein unbehelmtes Haupt niederfuhr und ihn ohnmächtig zu Boden streckte. Trotz seiner Ohnmacht und völligen Wehrlosigkeit wurde er von den rohen Kriegsknechten auch noch gefesselt, so unbarmherzig gefesselt, daß die Bande ihm die Schenkel förmlich zersägten. In diesem Zustand schleppte man den gefürchteten Recken jubelnd nach Paris, wo er zunächst in einem Bürgerhaus liebevolle Pflege fand. Die Frau seines Hauswirts war bald von ihrem Pflegling ganz bestrickt — er war noch immer der alte Satyrus —; sie ließ sich seinetwegen von ihrem Manne scheiden, und als Graf Wilhelm später in die Bastille übergeführt wurde, wußte sie sich auch dort Zutritt zu verschaffen und kürzte dem hohen Herrn mit Gesang und Lautenspiel die langen Kerkerstunden. Der Kaiser machte einige Versuche, den Grafen auszulösen, er bot einen hohen französischen Gefangenen,

den Prinzen de Roche-sur-Yone, zum Austausch an — vergebens. König Franz kannte Wilhelms Fähigkeiten zu gut, als daß er sich beeilt hätte, diese militärische Kraft dem Gegner wieder auszuliefern. Die vielen persönlichen Feinde, welche Graf Wilhelm durch seinen Stolz und böses Mundwerk bei Hofe hatte, arbeiteten seiner Auslieferung auch nach Kräften entgegen. Schließlich wurde ein Lösegeld von 30 000 Goldkronen gefordert, eine unerschwingliche Summe selbst für einen Fürstenberg. Die Chronik erzählt zwar, er habe etliche eiserne Truhen voll Goldes besessen, und, da er die Schlüssel dazu natürlich verloren hatte, Pulver zum Schlüsselloch eingerührt, dies entzündet und so die Truhe geöffnet. Aber offenbar hat der Volksmund Wilhelms Reichtum in beliebter Weise übertrieben; denn thatsächlich hat er den Kaiser um Deckung des Lösegeldes angegangen; der aber in seiner gewohnten Geldnot konnte nicht von ferne daran denken, ihm zu helfen. So blieb schließlich an seinem Bruder Friedrich von Fürstenberg und den Freunden des gräflichen Hauses die schwere Aufgabe hängen, jene ungeheure Summe zusammenzubringen. Nach langwierigen Verhandlungen mit Bankhäusern und Städten gelang dies endlich im Jahre 1545.

Wilhelm kehrte heim, zerrüttet in seinen Nerven durch die erlittenen Wunden, die lange Haft, angeblich auch durch Gift, das man ihm eingegeben hatte. Der Kaiser war auch jetzt nicht zu bewegen, irgend etwas für ihn zu thun. Der Graf hätte gern einen kaiserlichen Befehl an den Gengenbacher Abt erwirkt, wonach dieser jährlich 1000 fl für das Lösegeld beisteuern sollte. Der Kaiser lehnte dies und andere Gesuche rundweg ab, ja er machte dem Grafen noch obendrein Vorwürfe: „Durch seine freche Weis und daß er sich ohne alle Not oder Befehl in solche große Gefahr begeben, sei er, der Kaiser, um eine gewisse Viktoria und wegen seines Gefängnisses um einige Millionen Geldes gekommen, deren er noch in Mangel stehe und überlasse ihm, selbst auf Wege zu denken, wie hier zu helfen.“ Man kann sich vorstellen, wie solche Behandlung unsern Grafen kränkte und erboste. Er sann auf Rache. Noch in demselben Jahre that er Schritte, um in den Schmalkaldischen

Bund aufgenommen zu werden. Kriegsgelder konnte er freilich nicht beisteuern, das französische Lösegeld hatte seine Unterthanen gänzlich entblößt, aber an der Spitze eines Heerhaufens versprach er für den Bund gegen den Kaiser ins Feld zu ziehen. Er schmeichelte sich schmalkaldischer Feldobrist zu werden. Doch der Bund lehnte seine Dienste ab. Ob sein alter Gegner, der Landgraf von Hessen, seine Anstellung hintertrieb? Ob der abenteuerliche Mann auch andern Bundeshäuptern unheimlich vorkam? Kurz, Graf Wilhelm weilte nur drei Tage im Lager der Schmalkaldener, mehr als Zuschauer denn als Kämpfer. Wer weiß, ob sein kühner Wagemut, wenn ihm die Führung zugefallen wäre, dem Krieg nicht eine wesentlich andere Wendung gegeben hätte?

So nutzte er dem Bunde nichts, zog sich aber des Kaisers erneute Ungnade zu: die Reichsacht schwebte über seinem Haupt. Sein Bruder Friedrich erhielt am 4. Juli 1549 gemessenen Befehl, der Person Wilhelms sich zu versichern und ohne des Kaisers besondere Erlaubnis ihn nicht aus seiner Aufsicht zu entlassen. In dieser Not, den Sechzigen nahe, durch sein seltsam abenteuerliches Leben mürb gemacht, entschloß sich der kinderlose Fürst zu Gunsten seines Bruders, der so wie so sein Erbe war, abzudanken. Es war dies wohl das einzige Mittel, um sich schwere Demütigungen zu ersparen und vom Hause Fürstenberg den gänzlichen Untergang abzuwehren.

Wilhelm stieg vom Thron ins Grab. Seine Lebenskraft war gebrochen, sein Geist fing an sich zu umnachten. „Letzlich ist er von wegen eingenommenen Gifts im Hirn gar verrückt worden und dahin kommen, daß er sich keiner Sach mehr beladen, den Tag geschlafen, des Nachts gewacht hat. Mehrmals hat man ihm bei hellem Tag die Fenster verhängen müssen und die Lichter gebraucht, also den Tag in die Nacht verkehrt“. Schon Monate vor seinem Tode verließ er Schloß Ortenberg und seine Gemächer nicht mehr, duldete nur zwei Diener um sich, sprach mit keinem Menschen mehr eine Silbe. „So ist der wunderliche Graf, wie er gelebt, also auch gestorben“ (21. August 1549). Im Kloster zu Haslach liegt er begraben.

Graf Wilhelm war zur rechten Zeit zu seinen Vätern heimgegangen, und auch dem trefflichen Hedio war es zu gönnen, daß er die gewaltsame Vernichtung seiner Lieblingsschöpfung nur um wenige Jahre überlebte. Die Zustände, wie sie in Folge von Kaiser Karls Sieg bei Mühlberg auch im südwestlichen Deutschland sich gestalteten, waren für die Evangelischen über die Maßen traurige. Das berüchtigte Interim kam, es wurde auch in den Fürstenbergischen Landen zuerst milde, bald aber mit rücksichtsloser Strenge durchgeführt. In Folge dessen mußten alle evangelischen Prediger das Land räumen. Das war der Anfang des raschen Endes, denn eine Kirche ohne kirchliche Organe ist schon keine Kirche mehr. Blieb auch das lebende Geschlecht dem evangelischen Bekenntnis treu, der Nachwuchs mußte versagen und hat versagt. Zwanzig Jahre später war im ganzen Thal kaum mehr eine Spur davon zu finden, daß die evangelische Lehre hier einst eine feste Heimstätte besessen hatte. Unserm Jahrhundert blieb es vorbehalten, an jene große Vergangenheit von neuem anzuknüpfen, und seit drei Jahren verkündet eine evangelische Kirche auf einem Hügel ob Gengenbach in gotischen Formen zierlich erbaut, daß die Aussaat jener Alten zwar vorübergehend, doch nicht für die Dauer unterdrückt und erstickt werden konnte.

Ich bin zu Ende. Das Lebensbild, das ich zu zeichnen versuchte, ich weiß es wohl, es befriedigt nur zum Teil; mein Held, wenn ich so sagen darf, ist dem Leser kaum recht wert geworden. Dazu hat er aber auch entschieden nicht das Zeug. Er, der selbst in einem Jahrhundert so reich an Gestalten voll überschäumender Kraft und ungeschlachter Zuchtlosigkeit, wie das 16. es war, ein zwischen Bewunderung und Furcht geteiltes Aufsehen gemacht hat, kann unmöglich uns Menschen des 19. Jahrhunderts Liebe abgewinnen.

Liebe nicht, aber vielleicht trotz allem etwas Achtung. Oder verdient es nicht Achtung und Beachtung, daß ein solches Kind der Welt, wie dieser Fürstenberg, mitten im Lärm des Feldlagers und im Taumel der Zechgelage sich auf sich selbst besinnt, daß er zu den großen Glaubensfragen seiner Zeit

Stellung nimmt, und eine religiöse Ueberzeugung sich bildet von solcher Stärke, daß von ihr sein ganzes weiteres Leben mehr oder weniger seine Richtung bekommt? Wie in seinen Fehlern und Lastern, so ist auch in diesem achtunggebietenden Zuge Graf Wilhelm die Verkörperung seines Jahrhunderts, jenes merkwürdigen Jahrhunderts, wo Stellungnahme zu den religiösen Tagesfragen für jedermann, wes Geistes Kind er sonst auch war, sich ganz von selbst verstand.

Und nicht nur gönnte er diesen Fragen den Raum in seinem Seelenleben, der ihnen zu allen Zeiten und für jeden normal beschaffenen Menschen unbedingt gebührt, er leistete noch ein weiteres, was man uns Evangelischen von heute nicht immer nachrühmen kann: er war bekenntnistreu, ja stolz auf seinen Glauben und stand zu seinen Glaubensbrüdern in jeder Lage und aus besten Kräften. So rücksichtslos egoistisch er sonst auch war, für die Sache des Evangeliums hat er wiederholt wirkliche Opfer gebracht. So leicht es seinem abenteuerlichen Wesen wurde, den Landes- und Dienstherrn zu wechseln, seiner Würde als protestantischer Fürst hat er nie und nirgends das Mindeste vergeben, nicht in Gegenwart des Papstes, nicht vor dem strafenden Blick der katholischen Majestät.

Soll ein Fürstenberg an Glaubenskraft und Bekenntnistreue uns beschämen dürfen? Sollen wir uns sagen lassen, der rohe Kriegsmann der Reformationszeit hat ein feineres Verständnis für die Unentbehrlichkeit religiösen Nachdenkens und Lebens gehabt als wir hochgebildeten Menschen des 19. Jahrhunderts? Oder wollen wir hinter diesem selbstsüchtigen Abenteurer zurück bleiben an mannhaftem Einstehen für unsere Ueberzeugung und für unseres Glaubens Genossen? Dann sind wir verloren und mit uns die besten Güter unseres Volkes, die Errungenschaften der Reformation, Gewissensfreiheit, Gedankenfreiheit, Freiheit des Forschens, des Lehrens und Lernens.

Man bezeichnet unsere Zeit wohl schlechtweg als irreligiös. Wir denken besser von ihr, denn wir wissen, daß auch unter denen, welche mehr oder weniger losgelöst von unserer Kirche anscheinend teilnahmlos zur Seite stehen, sehr viele ernsthaft religiöse Naturen sich befinden.

Aber das möchten wir allerdings bezweifeln, ob ohne den befruchtenden Segen des kirchlichen Gemeinschaftslebens die Religiosität dieser Losgelösten sich immer oder auch nur oft zu voller Kraft und Blüte entfalten kann. Und jedenfalls steht uns das andere fest, daß angesichts des schweren Kampfes, den unsere Zeit gegen Obskurantentum und seichte Aufklärung zu führen hat, jene religiösen Einspännernaturen eine ernstliche Pflicht gegen uns und gegen sich selbst versäumen. Die Feinde unserer nationalen und christlichen Bildung sind, darüber sollte nachgerade kein Zweifel mehr bestehen, bestorganisierte, geschlossene Großmächte. Nicht einzelne Streiter, und wären sie auch noch so feinen Geistes, können dagegen aufkommen, nur eine festgeschlossene Gemeinschaft, nur eine geistige Großmacht hat Aussicht das Feld gegen jene Feinde zu behaupten. Und wenn wir nun Umschau halten, wo eine solche Großmacht in unserm deutschen Leben sich findet, stark genug für diesen schweren Streit und gewillt ihn aufzunehmen, so ist und bleibt dies einzig und allein die evangelische Kirche. Je mehr diese in treuer Arbeit sich bemüht, wiederum wie in den Tagen Luthers, der weihevolle Mittelpunkt zu werden, wo alles Dichten und Denken der Nation, ihr edelstes Hoffen und Streben wie in einem Brennpunkt sich sammelt und eine lautere, echt humane Fassung findet, um so bestimmter muß aber auch an jene Sondergeister die Mahnung ergehen, daß sie wieder Anschluß suchen und finden an das Gemeinschaftsleben ihrer Glaubensbrüder, daß sie mehr betonen was uns eint und immer einen wird als was vorübergehend uns wohl einmal scheidet, daß sie nicht stehen bleiben beim vornehmen Bekritteln, sondern selbst Hand anlegen zur Verjüngung und Vertiefung unseres kirchlichen Lebens. Nur wenn sie mit uns in Reih und Glied sich scharen, werden sie die eigenen köstlichen Güter sich erhalten sehen; und nur so werden auch ihre hohen Geistesgaben und religiösen Lebenskräfte gewichtig in die Wagschale fallen bei dem ihnen wie uns aufgezwungenen Kampf gegen die Feinde des Lichts. Das walte Gott!

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Die Reformation im unteren Allgäu:
in Memmingen und dessen Umgebung

von

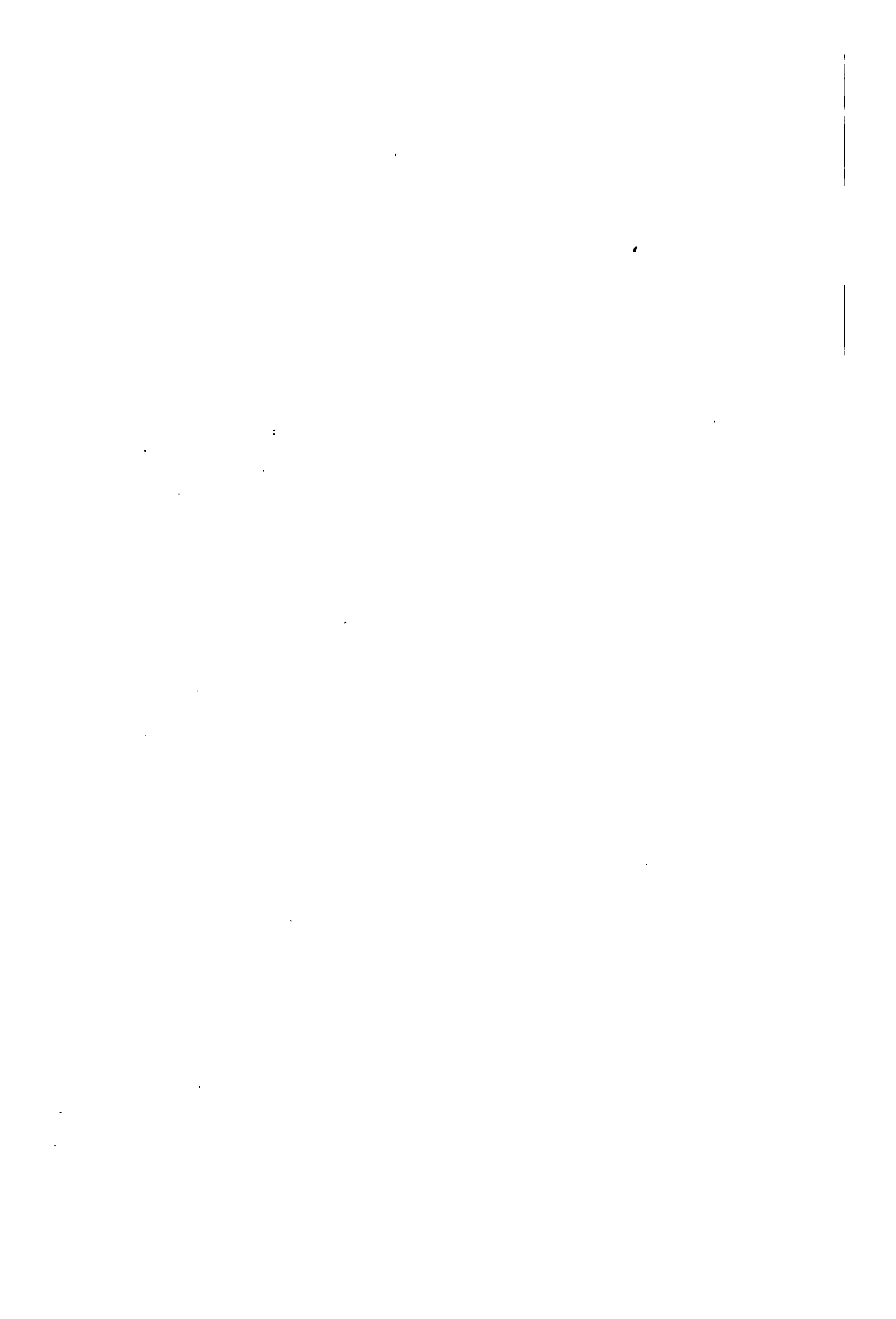
Karl Fr. Stark,
Pfarrer in Steinheim b. Memmingen.

Halle a. S. 1895.
Verein für Reformationsgeschichte.

Vorwort.

Die Geschichte der Reformation im unteren Allgäu dürfte zunächst die Protestanten, welche dort wohnen, aber doch auch weitere Kreise interessieren, zumal hier die Reformationsbewegung einen eigenartigen Verlauf nahm, indem Zwinglis und Luthers Lehre mit einander in Kampf gerieten.

Größere Geschichtswerke pflegt das Volk nicht zu lesen, schafft sie auch des Preises wegen nicht an. Aber eine einfache, gemeinverständliche Beschreibung der Reformation nimmt es gerne in die Hand, besonders wenn sie in einer Volks- oder Lesebibliothek zu haben ist, weshalb die Anschaffung solcher Schriften angelegentlich empfohlen wird. Kurze Darstellung der Hauptsachen und volkstümliche Schreibweise sind die hauptsächlichsten Anforderungen, welche an eine solche Schrift zu stellen sind. In wie weit vorliegendes Schriftchen diesen beiden Anforderungen entspricht, muß der Beurteilung der geneigten Leser anheim gestellt werden.



Im südlichen Teile des Kreises Schwaben, unfern der Iller und der württembergischen Grenze, liegt die Stadt Memmingen, zum schönen Allgäu gehörig. Memmingen war eine alte Reichsstadt. Noch heute erinnern die alten Stadtmauern mit ihren Thoren und zahlreichen Wachttürmen, welche einst gegen feindliche Angriffe Schutz gewährten, an jenen Rechtszustand, zu dem Kaiser Rudolf 1286 den Ort erhoben hatte und der durch alle Stürme der Zeit bewahrt ward, bis 1802 die bayrische Landeshoheit anerkannt werden mußte; vorher war der Kaiser allein, ohne das Zwischenglied eines anderen Fürsten, der Gebieter gewesen.

Die Stadt zählt fast 10000 Einwohner, wovon der größere Teil der evangelischen, der kleinere der katholischen Konfession angehört. Die fleißigen und strebsamen Bürger befanden sich von jeher in gutem Wohlstande; es blühten Handel und Gewerbe, auch Hopfen- und Ackerbau wurde betrieben. Nach den vier Himmelsrichtungen vermittelten einst vier Landstraßen den Verkehr; seit neuerer Zeit thun es vier Eisenbahnen, welche Memmingen mit dem Bodensee und München, Leutkirch und Ulm verbinden. Die Kaufleute standen einstmals mit Lyon und Flandern, mit Frankfurt, Leipzig und andren Städten in geschäftlicher Verbindung, setzten die Erzeugnisse ihrer Stadt dort ab und tauschten andere Waren ein. Die Handelsgeschäfte der reichen Vöhlin erstreckten sich nach Südfrankreich, Spanien und Portugal; im Jahre 1505 sandten sie drei Schiffe nach Ostindien, um Gewürze und andere Handelsartikel zu holen, und machten dabei einen ungeheuren Gewinn. In besonderer Blüte stand die Woll- und Leineweberei. Eine sehr bedeutende Quelle für die städtischen Einnahmen war der Handel mit Salz,

zu dessen Niederlage 1471 ein eigner Salzstadel gebaut wurde. Die Umgegend Memmingens ist außerordentlich fruchtbar und erzeugt viel Getreide, welches ebenfalls einen Handelsartikel bildete.

Memmingen war nicht bloß eine sehr wohlhabende, sondern auch eine sehr kirchlich gesinnte Stadt. Die beiden großen, im gothischen Stile gebauten Kirchen zu St. Martin und zu Unser Frauen gehören der protestantischen Gemeinde. In letzterer wurden vor kurzem wertvolle Wandgemälde entdeckt, welche früher übertüncht wurden und jetzt mit einem großen Kostenaufwande wieder hergestellt werden. In der alten Zeit bestand noch die Klosterkirche der Augustiner und der Elisabetherinnen, die Spital- und die Nikolauskirche, die St. Jörgen- und die Dreikönigs-Kapelle. An geistlichen Kräften fehlte es nicht. Abgesehen von den Mönchen und Nonnen und den Predigern an den verschiedenen Kirchen und Kapellen amtierten an St. Martin 31 Geistliche und an Unser Frauen 10.

Mit Klöstern war die Stadt reichlich versehen. Das Kloster vom heiligen Geist-Orden pflegte Kranke, Pilgrime und Arme. Die Geistlichen dieses Ordens hießen Kreuzherren, weil sie ein weißes Kreuz über dem Gewande trugen. Das Augustiner-Eremiten-Kloster bestand bis zum Jahre 1538, in welchem es von den letzten Bewohnern der Stadt übergeben wurde. Der Vorsteher des Antonier-Klosters hieß Präzeptor und war zugleich Stadtpfarrer an der Martinskirche. Im Kloster der Franziskanerinnen oder grauen Schwestern wohnten nur wenige Nonnen, welche ein stilles Leben führten. Ansehnlicher war das Kloster der Elisabetherinnen oder schwarzen Schwestern. 1529 übergaben sie es der Stadt.

Die Memminger hatten reichlich Gelegenheit, durch Schenkungen an die Klöster ihren wohlthätigen Sinn zu beweisen; aber trotzdem so viele Personen geistlichen Standes in der Stadt wohnten, war gerade im Zeitalter der Reformation der gute Einfluß zu vermissen, welcher von ihnen hätte ausgehen sollen. Dieser Mangel hat der Einführung der Reformation in Memmingen großen Vorschub geleistet und den Boden dafür empfänglich gemacht.

Die kirchlichen Zustände vor der Reformation.

Wie in Deutschland überhaupt, so waren auch in Memmingen die Umstände dazu angethan, die Abstellung vieler Mißbräuche und die Verbesserung des Kirchenwesens als dringend wünschenswert erscheinen zu lassen. Das Leben der Geistlichen erregte vielfach Anstoß und gab Ursache zu Klagen. Ihre Habsucht, aus der sie sogar solchen, die sich ihren Forderungen widersetzten, die Absolution verweigerten, forderte den Zorn und Unwillen der Bürger heraus. Wegen Wuchers wurden einmal sechs Geistliche bestraft. Ihre Herrschsucht war maßlos. Weil der Rat den Eid der Treue, welchen die Gemeinde jedem neu gewählten Rate zu schwören hatte, in der Augustinerkirche ablegen ließ, eiferte der Prediger Gay auf der Kanzel der Martinskirche gegen solchen Unfug. Ferner drohte er dem Rate mit dem Bann, wenn er nicht gestatte, daß bisher der Stadt steuerpflichtige Grundstücke von den Klöstern gekauft oder ihnen geschenkt werden könnten. Die guten Gründe, welche die Stadt dagegen vorbrachte, beantwortete er mit Schmähungen und gemeinen Beschuldigungen. Wenn auch diese Streitigkeiten 1507 beigelegt wurden, indem dem Priester Gay sein ungeziemendes Benehmen untersagt wurde, so blieb doch ein Mißton zurück, der noch manches Jahr weiter klang. Nur zu bald goß der Augustiner-Prior Roser Oel ins Feuer. Dieser verschwenderische Mann suchte sich zum Schaden des Elisabethenklosters Geldmittel zu verschaffen und dasselbe durch Ränke in seine Botmäßigkeit zu bringen. Die Nonnen sollten einen Teil ihrer Einkünfte an die Augustiner abtreten und den Lebensunterhalt für zwei Mönche reichen. Dieses Benehmen Rosers führte zu ärgerlichen Streitigkeiten, in die sich der Rat mischen mußte und sie bis vor den Papst brachte, der gegen Roser entschied. Die Bürgerschaft blieb an solchen und andern Zwistigkeiten nicht unbeteiligt, und die Erbitterung wuchs immer mehr.

All diese ärgerlichen Händel und sonstigen Gebrechen, die man damals im Kirchenwesen fand, hatten in manchen das Verlangen nach einer Reformation hervorgerufen, wenn auch diejenigen, welche von diesem Wunsche beseelt waren, anfangs nur schüchtern damit hervor zu treten wagten.

Die Anfänge der Reformation.

Der Umstand, daß Memmingen Reichsstadt war, hat viel dazu beigetragen, daß die Reformation daselbst kurz nach Luthers Auftreten Eingang fand. Im Jahre 1513 wurde Christoph Schappeler, geb. 1472 zu St. Gallen in der Schweiz, als Prediger an der St. Martinskirche in Memmingen angestellt. Er war ein sehr gelehrter Mann, Doktor der Theologie und Lizentiat beider Rechte, und besonders als Kanzelredner sehr beliebt. Seine Predigten gingen zu Herzen, und durch seine Beredsamkeit wußte er seine Zuhörer von dem, was er lehrte, zu überzeugen. Sein Wandel war unanstößig; daß es ihm mit seinem Christentum Ernst war, bewies er durch seine teilnehmende Liebe gegen die Armen und durch seine Furchtlosigkeit vor den Reichen. Ohne Menschengefälligkeit strafte er die Fehler aller mit der gleichen Strenge.

Daß ein Mann wie Schappeler, der für das Evangelium einen empfänglichen Sinn hatte, in den äußeren Formen und Formeln, worin damals das Christentum vielfach bestand, keine Befriedigung fand, ist begreiflich. Wie er jedoch zu einer besseren Erkenntnis gelangte, läßt sich nicht nachweisen. Das ist wohl sicher, daß er nicht auf dem Wege der Buße, wie Luther, sondern durch die Erkenntnis der Wahrheit und ein tieferes Verständnis des göttlichen Wortes zu einer besseren Ueberzeugung hindurchdrang. Wir werden schwerlich irren, wenn wir annehmen, daß bei ihm die erste Anregung zur Reformation, wenn auch nur indirekt, von Luther ausgegangen ist. Schon im Jahre 1519 soll er angefangen haben, im evangelischen Geiste zu predigen, ohne die Irrlehren und Mißbräuche der Kirche anzugreifen. Daß er von der Schweiz aus bereits beeinflußt gewesen wäre, oder daß er mit Vadian, dem Bürgermeister und Reformator seiner Vaterstadt St. Gallen, in schriftlichem Verkehr in jener Zeit gestanden hätte, ist nicht wahrscheinlich. Dagegen haben wir begründete Ursache, anzunehmen, daß Schappeler schon im Jahre 1516 mit Luthers Rechtfertigungslehre bekannt geworden sei. Es wird freilich bisweilen in Zweifel gezogen, daß Luther auf seiner bekannten Romreise 1511 nach Memmingen gekommen

sei, wo damals Mönche seines Ordens lebten. In der Kirche zu Ottobeuren wird das Gewand gezeigt, in welchem er damals in Memmingen Messe gelesen haben soll. Allein um so weniger kann bestritten werden, daß Luther wiederholt Briefe an das Kloster geschickt hat. Unter anderem schrieb er am 8. April 1516 dem Augustiner Georg Spenlein, mit dem er früher in Erfurt oder Wittenberg zusammen gelebt hatte. In seinem Schreiben spricht er sich über die Rechtfertigung folgendermaßen aus: „Viele, und diejenigen besonders, welche mit allen ihren Kräften gerecht und gut zu sein trachten, aber die Gerechtigkeit Gottes nicht kennen, welche uns im höchsten Maße und umsonst in Christo geschenkt worden ist, werden jetzt hitzig zum Stolze versucht, indem sie in sich selbst solange bemüht sind, etwas Gutes zu wirken, bis sie voll Vertrauens vor Gott stehen können, gleichsam als wenn sie mit Tugenden und Verdiensten geziert wären, welches doch unmöglich ist. Du warst bei uns eben dieser Meinung oder vielmehr diesem Irrtum zugethan; ich war es auch. Noch streite ich wider diesen Irrtum, allein ich habe ihn nicht ganz bezwingen können ... Darum, mein lieber Bruder, lerne Christum und zwar den Gekreuzigten. Lerne ihm lobsingen und an dir selbst verzweifelnd zu ihm sagen: Du, Herr Jesus, bist meine Gerechtigkeit, ich aber bin deine Sünde; du hast das Meine an dich genommen und mir das Deine gegeben. Hüte dich, mein Bruder, jemals einer solchen Reinheit nach zu trachten, daß du dir nicht mehr ein Sünder scheinen, ja gar kein Sünder mehr sein willst.“ Sollte Spenlein einen so inhaltsreichen, wichtigen Brief für sich selber behalten, sollte er ihn nicht vielmehr Gleichgesinnten, zu denen wir Schappeler rechnen dürfen, mitgeteilt und mit ihnen über die darin ausgesprochene Anschauung Luthers geredet haben? Es wird schwerlich zu bezweifeln sein, daß in jener Zeit das erste Samenkorn einer besseren Erkenntnis in Schappelers Herz gefallen ist. Spenlein trat wenige Jahre später aus dem Kloster, schloß sich der Reformation an und wurde evangelischer Pfarrer zu Arnstadt in Thüringen.

Luthers 95 Thesen, die er am 31. Oktober 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, und welche in

vier Wochen ganz Deutschland durchliefen, sind gewiß dem Schappeler nicht unbekannt geblieben und waren geeignet, die Bedenken, welche er gegen die bestehende Kirchenlehre hatte, zu vermehren. Die Bekanntmachung des Wormser Edikts hat dann um so mehr dazu beigetragen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf Luthers Lehre und Schriften zu richten. 1521 kamen die ersten Bücher des Wittenberger Mönches nach Memmingen und wurden eifrig gelesen; viele Bürger besprachen sich über den Inhalt derselben miteinander.

Nun hielt Schappeler nicht mehr zurück und begann im Jahre 1522 reformatorische Predigten zu halten. Der Stadtpfarrer an der Frauenkirche klagte im April dieses Jahres über großen Abgang seiner Nahrung „wegen Luthers Lehre“. Von den Vorgängern in der Schweiz scheint man damals in Memmingen weniger gewußt zu haben, als von denen in Wittenberg. Schappelers Predigten fanden großen Beifall, aber der Ton, welchen er bisweilen anschlug, mußte die Gegner verletzen. So predigte er einmal: „Es sei unter tausend Messen kaum eine gut; die Priester seien meistens ungeschickte und untaugliche Leute, ihr öffentliches Gebet geschehe ohne Andacht, sie lesen ihre Messen nur um des Gewinnes willen.“ Das päpstliche Recht nannte er ein fleischliches Recht. Die erbitterten römischen Prediger erwiderten solche Angriffe von der Kanzel herab mit Schmähungen, waren aber nicht im stande, Schappelers Lehre zu widerlegen, zumal ihnen die nötige Bildung und die Kenntnis der Bibel fehlte. Schappeler war gesonnen, den unliebsamen Streitigkeiten aus dem Wege zu gehen und in die Schweiz zurückzukehren; allein der Rat der Stadt mochte den beliebten Prediger nicht missen, weil ein großer Teil der Bürger zu seinen Anhängern gehörte, und bestimmte ihn, zu bleiben. Männer wie der Patrizier Hans Ehinger, der Rechtsgelehrte Dr. Neidhart, der Arzt Dr. Wolfhart, der Kürschnermeister Sebastian Lotzer standen auf seiner Seite. Durch Vermittelung des Rates wurde für kurze Zeit die Ruhe wieder hergestellt. Schappeler trat unterdessen mit den Reformatoren der Schweiz in Verbindung, verließ dennoch die Reichsstadt und nahm eine Stelle zu St. Gallen an.

Inzwischen hatte der reformatorische Gedanke in Memmingen zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß er trotz Schappelers Abwesenheit wieder hätte unterdrückt werden können. War doch das Verderben der Kirche und die Notwendigkeit einer Besserung selbst auf dem Reichstage zu Nürnberg öffentlich anerkannt und ausgesprochen worden. Dazu hatte die Uebersetzung des neuen Testamentes von Luther in Memmingen 1523 eine große Verbreitung gefunden und wurde sehr fleißig gelesen. Mit besonderem Eifer studierte Seb. Lotzer die Schrift und munterte andere zum Lesen derselben auf. Ein am 26. Juni 1523 beim Rate gestellter Antrag, den Verkauf der Schriften Luthers zu verbieten, ging nicht durch. Der streng katholische Stadtschreiber Vogelmann war über die Ablehnung so erzürnt, daß er an den Rand des Protokolls schrieb: „Der Teufel schlag drein!“

Bei dem Rate hatten die Gegner der Reformation wenig Hilfe zu erwarten. Daher wandten sie sich an den Bischof von Augsburg, zu dessen Bistum Memmingen gehörte. Am 19. Juli 1523 richtete derselbe ein Schreiben an den Rat, worin er ihn freundlich, aber ernst ermahnte, den Neuerungen entschieden entgegen zu treten. Unterdessen war Schappeler aus der Schweiz wieder zurückgekehrt. Er beteiligte sich nicht an den Zwistigkeiten, zu denen Pfarrer Megerich den Anlaß gab, indem er in einer Predigt die Leser der Schriften Luthers Ketzer schalt, die man mit Schimpf und Schande zum Thore hinausjagen sollte. Der zum Frieden geneigte Rat ermahnte Schappeler, das Volk zu belehren, es solle doch nicht glauben, die Mutter Gottes und die lieben Heiligen könnten nicht für uns bitten, was er aber schwerlich gethan hat. Die durch Megerichs Auftreten gereizten Gegner ließen von dem lateinischen Schulmeister Höpp eine Adresse verfassen und sie ihm auf offener Straße überreichen. Sie erklärten dann, daß Luthers Lehre mit dem Worte Gottes übereinstimme, und tadelten das unchristliche Benehmen des Pfarrers. Der Rat, vor den die Sache gebracht wurde, nahm sich zwar des katholischen Pfarrers in diesem Falle an, wollte aber doch auch nicht mit ernsten Maßregeln einschreiten; seine Drohung, man

werde die Ruhestörer von beiden Parteien strafen, blieb auf dem Papiere stehen. Jedenfalls war sie nicht geeignet, der Reformation irgend welche Hindernisse in den Weg zu legen. Die Partei der Evangelischen wuchs immer mehr, und Schappeler erhielt an dem Prediger des Elisabethenklosters einen Gehilfen und Gesinnungsgenossen. Man suchte denselben auf gütlichem Wege zu bestimmen, er möge wieder zurückkehren, man drohte ihm, er werde auf einen Karren geschmiedet und zur Stadt hinaus gefahren werden; er ließ sich jedoch in seiner Ueberzeugung nicht beirren. Nur seine Stelle gab er auf und verließ, wie es scheint, bald darauf die Stadt.

Was den Gottesdienst und sonstigen Kultus betraf, so war bisher noch keine Veränderung vorgenommen worden, obwohl Seb. Lotzer auf Grund der heiligen Schrift Ablaß und Anrufung der Heiligen, Feiertage, Fastengebete u. a. für unbiblisch erklärte. Bisher war alles noch in Gärung begriffen. Ein entscheidender Schritt vorwärts erfolgte, als Schappeler von der Züricher Disputation zurückkehrte. Im Oktober 1523 war er dahin gereist, um Verhandlungen über Religionsangelegenheiten beizuwohnen. Zwingli trat gegen die Messe auf, ein Züricher Leutpriester gegen den Bilderdienst. Die Verhandlungen machten einen tiefen Eindruck auf Schappeler. Zurückgekehrt nach Memmingen begann er im November 1523 ernstlich gegen den Bilderdienst und die Messe zu eifern. Seine Predigten hatten bei den evangelisch Gesinnten eine mächtige Wirkung, entflammten aber auch den Zorn der Gegner. Der Streit ergriff die ganze Bürgerschaft, in den Zunftstuben wurde über Glaubenssätze gesprochen. Während die einen Schappeler aufs höchste verehrten, bekreuzten sich die andern vor ihm wie vor dem „leibhaftigen Teufel“.

Wiederum wandte sich die katholische Partei an den Bischof von Augsburg und bat ihn um seine Hilfe. Dieser berief Schappeler im Januar 1524 nach Dillingen und drohte ihm, wenn er nicht erscheine, werde er seines Amtes entsetzt, in den Bann gethan und seiner Güter beraubt werden. Schappeler hatte mehr als eine Ahnung davon, was ihm in Dillingen bevorstünde, wenn er der bischöf-

lichen Vorladung folgen würde, und lehnte es ab, zu erscheinen, zumal er nicht erwarten durfte, daß seine Rechtfertigungsgründe gewürdigt würden. Er wäre nicht der erste gewesen, der sich entweder zum Widerruf verstehen oder in Kerkerhaft hätte schmachten müssen. Bisher war es dem Rat immer noch gelungen, die Rolle eines Vermittlers zwischen beiden Parteien zu führen; jetzt trat die Forderung, sich zu entscheiden, mit wem er es halten wolle, immer dringender an ihn heran. Zunächst beschloß man, zwei Abgeordnete, den Hans Keller und Bernhard Strigel, an den Bischof zu senden, um ihn zu vermögen, entweder die Vorladung zurück zu nehmen, oder Schappeler in Begleitung zweier Freunde nach Augsburg kommen zu lassen. Die Abgeordneten hoben hervor, daß Schappeler in der Stadt sehr beliebt sei, einen durchaus erbaulichen Wandel führe und nichts, denn das Wort Gottes predige. Alle Vorstellungen waren vergebens. Schappeler wurde in den Bann gethan. Noch ein anderes Ereignis hatte in jener Zeit die Bürgerschaft in Aufregung versetzt. Der Antonierpräzeptor forderte den Barfüßermönch Johann Wintzler, welcher von Lenzfried bei Kempten nach Memmingen gekommen war, um eine Sammlung vorzunehmen, auf, bei St. Martin eine Predigt zu halten. Er nahm das Anerbieten gern an und verteidigte mit dem höchsten Eifer den Kultus der Maria und der Heiligen. Diese Predigt verursachte eine große Bewegung, weil man darin eine Herausforderung Schappelers fand. Dr. Wolfhart und Hans Lodweber forderten den Mönch auf, mit Schappeler zu disputieren; Schappeler selbst drang ebenfalls darauf, widrigenfalls er ihn am Sonntag für einen Ketzer erklären werde. Wintzler beschwerte sich beim Rat, welcher klug die Sache zu erledigen verstand, indem er dem Mönch ein Gefährt anbot, um ihn möglichst bald aus der Stadt zu bringen, und dem Schappeler es untersagte, „Stupfworte" gegen Wintzler vorzubringen.

Am Abend des 28. Februar 1524 fand man an der St. Martinskirche einen Zettel angeschlagen, wodurch Schappeler in den Bann gethan wurde. Nun war die Frage: Was wird der Rat thun? Erkennt er den Bann an und

sagt sich los von Schappeler? Oder verweigert er dem Bischof den Gehorsam und hält es mit dem beliebten Prediger? Mit aller Klugheit ließ sich hier kein Ausweg mehr finden, wie bisher. Es hieß: Entweder — oder. Und der Rat entschied sich hier für Schappeler. Sofort ließ er den Bannzettel an der Martinskirche herunterreißen und kündete damit dem Bischof den Gehorsam auf. Die Freunde und Anhänger Schappelers spotteten über den Bann. Trotzdem der Würfel gefallen war, hielt es der Rat nicht für gut, die evangelische Partei allzu sehr zu begünstigen, mit Rücksicht auf den Augsburger Bischof, mit dem man es nicht ganz verderben wollte, weil er schon mit einem Einschreiten des schwäbischen Bundes gedroht hatte. Um nicht einem etwaigen feindlichen Ueberfall ausgesetzt zu sein, machte Memmingen den Versuch, eine Verbindung mit den oberschwäbischen Städten anzuknüpfen, der aber scheiterte. Der Rat hatte eine sehr schwierige Stellung, die Erbitterung zwischen beiden Parteien wuchs von Tag zu Tag. Einer der heftigsten Gegner der Reformation war der Stadtschreiber Vogelmann. Weil er hoffte, für die Sache der Katholiken besser wirken zu können, legte er am 15. April 1524 sein Amt nieder. Seine Pläne gelangen ihm nicht. Später wurde er Sekretär des Bischofs von Augsburg, stieg sogar zum Burggrafen dieser Stadt empor und hatte als solcher Gelegenheit, um den Kaiser zu sein. Bei seinem Haß gegen die Evangelischen ist es mehr als wahrscheinlich, daß er seine Stellung in beiden Fällen benützte, um Unwillen gegen die Stadt Memmingen zu erwecken. Mit diesem Mann nahm es aber ein überaus trauriges Ende. Obwohl gewarnt, kam er einige Jahre hernach in Privatangelegenheiten nach Memmingen und wurde wegen Verrats gefangen genommen. Nachdem er, freilich im peinlichen Verhör, eingestanden hatte, daß er gegen seinen Bürgereid und den von ihm eingegangenen Vertrag gehandelt habe, wurde er am 9. Januar 1531 auf dem Marktplatze hingerichtet.

Weder ein Vogelmann noch seine Anhänger konnten den Fortgang der reformatorischen Bewegung hemmen; selbst in den Klöstern fand die neue Lehre willige Auf-

nahme. Die Gründe mögen indessen nicht immer die lautersten gewesen sein. Im Mai 1524 dachten etliche Nonnen des Elisabethenklosters daran, in den Laienstand zurückzukehren. Aehnliche Absichten hatten die Augustinermönche und die Karthäuser in Buxheim, von denen einer austrat und eine Nonne zur Ehe nahm. Die Augustiner gehörten fast überall zu den eifrigsten Förderern der Reformation, doch schwerlich deswegen, weil Luther ein Augustiner war, sondern weil in diesem Orden die Predigt noch am höchsten stand, während in den andern das geistliche Leben fast gänzlich erstorben war und das Christentum in leerem Ceremoniendienst aufging.

Nicht genug, daß Stadt und Rat durch die kirchliche Bewegung in steter Aufregung erhalten wurden, es gesellte sich noch eine andere Angelegenheit dazu, welche dem Rat manche Schwierigkeit machen sollte, nämlich die Zehntfrage, die später ihre Erledigung fand. Der Fortgang der Reformation wurde jedoch dadurch nicht gehindert. Der Zulauf zu Schappelers Predigten wurde immer größer, in Scharen strömten die Leute aus den benachbarten Dörfern herein, um die neue Lehre kennen zu lernen. Der Reformator ging in seinen Neuerungen einen Schritt weiter. Am 7. Dezember 1524 teilte er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus. Die Taufe hielt er fortan in deutscher Sprache. Die gleiche Verwaltung der Sakramente wünschte alsbald ein großer Teil der zur Frauenkirche gehörigen Gemeindeglieder, da ihnen der Helfer Mösch evangelisch predigte; aber bei Pfarrer Megerich fanden sie den heftigsten Widerspruch. Sie wandten sich mit ihrer Beschwerde an den Rat, welcher ihnen den Bescheid erteilte, sie sollten friedlich sein, und wenn sie Mängel in ihrer Kirche hätten, in die St. Martinskirche gehen. War die Neuerung bei St. Martin nicht vom Rate angeordnet worden, so wollte er sie bei Unser Frauen nicht ausdrücklich genehmigen, um sich vor dem Bischof verantworten zu können. Zugleich untersagte er dem Pfarrer Megerich, den Prediger von St. Martin zu schmähen; „er solle ungeschickte Reden vermeiden".

Um am Weihnachtsfeste 1524 nachmittags es zu ver-

hindern, daß Helfer Mösch eine evangelische Predigt in der Frauenkirche halte, zog Megerich die Vesper so lange hinaus, daß es beinahe dunkel wurde. Dadurch machte er die Kirchenbesucher unwillig, es entstand ein Tumult in der Kirche, so daß Megerich in Lebensgefahr geriet und sich nur dadurch retten konnte, daß er sich zu einer Disputation mit Schappeler bereit erklärte. Mit diesem Versprechen war die aufgeregte Menge zufrieden. Das Religionsgespräch wurde auf den 2. Januar 1525 anberaumt. Der Rat ließ dazu alle Welt- und Klostergeistlichen einladen und ernannte den Dr. Wolfhart zum Vorsitzenden. Die Disputation fand auf dem Rathause statt und währte fünf Tage. Dr. Schappeler legte sieben Artikel vor, nach denen er bisher schon gelehrt und gepredigt hatte, und erbot sich, dieselben aus der heiligen Schrift zu beweisen. Diese Artikel waren:

1) Die Ohrenbeichte, welche bisher mit Zwang des Gewissens den Priestern abgelegt werden mußte, sei nicht nötig, sondern die zu Gott treulich geschehene heilsam.
2) Die Anrufung der Mutter und der Heiligen Gottes mit kirchlicher Pracht sei unzulässig.
3) Den Zehnten aus göttlichem Rechte zu geben, wisse das neue Testament und Gesetz nicht zu sagen.
4) Die Messe, das Nachtmahl Christi genannt, sei kein Opfer, sondern ein Wiedergedächtnis der gewissen Verheißung der Verzeihung der Sünden, von Gott uns gemacht und durch den Tod seines einigen Sohnes bestätigt.
5) Aus der Schrift wisse man von keinem Fegefeuer zu sagen.
6) Das heilige Sakrament des Altars solle ganz, in beiderlei Gestalt und nicht halb, allen Christen, so es begehren, nach dem Worte und Befehl Christi mitgeteilt werden.
7) Ein einiges geistliches Priestertum mit geistlichem Opfer und Amte, nicht zweierlei, wie die Papisten sagen, sei allen Christgläubigen gemein.

Die römischen Priester konnten diese Artikel aus dem Worte Gottes nicht widerlegen und erklärten schließlich, sie stellten alles Gott und der Obrigkeit anheim. Schappeler setzte hernach noch weitere 25 Artikel auf, wodurch die kirchlichen Gebräuche im Sinne der Lehre Zwingli's geregelt werden sollten. Der Rat, welcher stets mit der größten Behutsamkeit zu Werk ging, sandte diese Artikel an den Augsburger Dr. Urbanus Regius und an Konrad Sam in Ulm, um deren Gutachten darüber zu erholen. Auch die Rechtsgelehrten Peutinger und Rechlinger wurden zu Rate gezogen. Die beiden Gutachten billigten übereinstimmend Schappeler's Artikel. Infolge dessen wurde die Messe abgeschafft, die letzte Oelung unterlassen, den Geistlichen die Ehe gestattet und in einigen gottesdienstlichen Gebräuchen eine Aenderung vorgenommen. Damit war in Memmingen die Reformation mit Erfolg durchgeführt. Es wurde bei St. Martin und in der Frauenkirche, im Augustiner- und Elisabethenkloster evangelisch gepredigt; nur die Franziskanerinnen blieben noch der alten Lehre treu. Schappeler erhielt an Simprecht Schenk einen neuen Mitarbeiter, so daß eigentlich die römischen Priester kein Arbeitsfeld mehr hatten.

Der Bauernkrieg.

Da sich die Bauern im Memminger Gebiete an dem Aufstande, welcher im Jahre 1525 im südlichen Deutschland ausbrach und beinahe ganz Deutschland in Aufruhr versetzte, dem Bauernkriege, nicht beteiligten, so könnten wir von dieser Bewegung schweigen, müssen sie aber doch erwähnen, weil sie auf die reformatorischen Vorgänge in Memmingen nicht ohne Einfluß war.

Daß der Bauernaufstand nicht durch die Reformation hervorgerufen worden ist, wie die römischen Geschichtschreiber zu behaupten belieben, ist längst nachgewiesen. Er hatte vielmehr seinen Grund in dem schweren Druck, welcher auf den Bauern seit langer Zeit lastete. Schon gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts waren im Gebiete des Abtes von Kempten wiederholt Unruhen und Aufstände entstanden, weil die Steuern und Abgaben, welche die

Bauern zu entrichten hatten, unerschwinglich waren und mit schonungsloser Härte eingetrieben wurden. Obwohl im Jahre 1491 eine große Hungersnot herrschte und die Bauern selber nichts hatten, sollten sie dennoch, wie in den früheren guten Jahren, vollständig ihren Verpflichtungen nachkommen. Die Folge dieser Unnachsichtlichkeit war ein Aufstand. Im Herbste griffen sie zu den Waffen und schwuren, so lange gerüstet beisammen zu bleiben, bis ihre Sache erledigt sei. Wohl brachte der schwäbische Bund durch seine Vertreter Ritter Hans von Frundsberg zu Mindelheim und Otto Zwicker von Memmingen eine Vermittlung zu stande, aber weil sich die Bauern benachteiligt glaubten, griffen sie nochmals zu den Waffen. Erst als der schwäbische Bund seine Truppen einrücken ließ, welche in dem Gebiete der Aufständischen viele Verheerungen anrichteten, zeigten sich die Bauern bereit, Unterhandlungen anzuknüpfen und ihr Bündnis aufzulösen. Am 14. Oktober 1492 wurde zwar Friede geschlossen, aber wirklich befriedigt waren die Bauern nicht. Das Feuer glimmte unter der Asche fort, um später in hellen Flammen empor zu lodern.

Die Bauern des Stiftes Kempten waren die ersten, welche sich am Anfang des Jahres 1525 erhoben und den Fürstabt zwangen, die drückenden Lasten zu erleichtern. Von hier aus verbreitete sich der Aufstand zunächst über die Gegend am Bodensee, am Schwarzwald und über ganz Schwaben. Kann man auch solch ungesetzliches Vorgehen in keiner Weise billigen oder rechtfertigen, so muß man doch jenem Geschichtschreiber recht geben, welcher den Bauernkrieg einen Notschrei der gedrückten Menschheit nennt.

Die Bauern im Memminger Gebiete schlossen sich zwar den Aufständischen nicht an, aber die allgemeine Unzufriedenheit, von welcher die benachbarten Gemeinden ergriffen waren, übte doch auch auf sie einen ungünstigen Einfluß aus. In mäßigen Grenzen bewegten sich die Forderungen, welche sie an den Rat stellten, und von denen ohne Zweifel manche berechtigt und wohl begründet waren. Die Steinheimer Bauern waren die ersten, welche am 15. Februar 1525 vor dem Rate der Stadt Memmingen

erschienen und die Bitte stellten: „mit ihrem Pfarrer zu verschaffen, daß er ihnen das Wort Gottes wie in der Stadt predige und das Sakrament des Altars in beiderlei Gestalt reiche; weiter, daß man den Hofmeister des Spitals beauftrage, daß er ihnen ein Stück Waldung gebe, wie von alters Herkommen sei; endlich seien etliche Bauern zu ihnen gekommen und hätten gesagt: wenn sie nicht zu ihnen fallen und ihr Vornehmen vollstrecken helfen, so wollen sie eines Tages zu ihnen kommen und mit ihnen zu Morgen essen." Der Rat handelte klug, indem er diese Forderungen nicht rundweg abwies. Er befand sich nicht in der Lage, ihnen sofort einen evangelischen Geistlichen zu senden, und vertröstete sie in dieser Beziehung auf die Zukunft. Dagegen sagte er ihnen zu, daß ihnen Holz zu billigen Preisen abgegeben werden solle. Im übrigen erklärte der Rat, er werde als ihr Herr zu ihnen stehen, so lange sie thun, was sie schuldig seien.

Auch andere Gemeinden kamen mit ihren Beschwerden und Forderungen, welche nach dem Beschluß des Rates ebenfalls auf friedlichem Wege erledigt werden sollten. Für die bevorstehende Unterhandlung stellten die Bauern ihr Begehren in 10 Artikeln zusammen und übergaben sie dem Rate. Es gereicht ihnen zur Ehre, daß sie im ersten Artikel die Predigt des göttlichen Wortes ohne Menschensatzungen verlangten und sich verpflichteten, zum Unterhalt eines Pfarrers, der ihnen das Wort klar und nach rechtem Verstande verkündige, das Nötige beizutragen. Den Zehnten zu geben, hielten sie sich nicht für gebunden, weil das neue Testament nicht dazu verbinde. Wünschten sie auch, daß die Leibeigenschaft abgeschafft werde, so wollten sie damit nicht, daß die Obrigkeit aufgehoben werde, welche von Gott verordnet sei. Ihre weiteren Forderungen bezogen sich auf die Jagd, die Frondienste, Milderung der Strafen und Rückgabe der vor Zeiten den Gemeinden gehörigen Güter.

Nachdem der Rat hierüber verschiedene Gutachten eingeholt hatte, begann er am 15. März die Verhandlungen mit den Bauern. Er versprach ihnen, daß die Pfarreien, sobald es möglich sei, mit christlichen Predigern besetzt werden sollten. Bezüglich der Zehentangelegenheit stellte

er in Aussicht, daß sie in gleicher Weise geregelt werde, wie dies anderwärts geschehe. Die Aufhebung der Leibeigenschaft genehmigte er, hinsichtlich der Jagd gewährte er Vergünstigungen, die Frondienste wurden erleichtert und die Gilt, so hießen gewisse Naturalleistungen, sollte in billiger Weise festgesetzt werden mit der Bestimmung, daß bei Hagelschlag Nachlaß stattfinde. Bei der Nachgiebigkeit des Rates, der willig war, gerechten Beschwerden Gehör zu leihen, kam es in der That zu einem friedlichen Einvernehmen, wodurch die Bauern der Memminger Gegend von all den Greueln verschont blieben, die jener Krieg in seinem Gefolge hatte.

Ein einzelner Vorfall, welcher sich damals in Memmingen zugetragen hat, und der beweist, welcher Mittel man sich bediente, um das Feuer des Aufruhrs zu schüren, sei hier erwähnt. Der römische Priester Nikolaus Schweyghart von Kaufbeuren ritt als Bauer verkleidet auf den Wochenmarkt nach Memmingen, ging ins Wirtshaus und suchte die Bauern durch seine aufrührerischen Reden aufzuwiegeln. Er sagte, es sei der Empörung noch lange nicht genug, der Lärm habe nicht einmal recht angefangen. In der gemeinsten Weise schalt er über die bestehenden Verhältnisse und forderte zum Aufruhr auf. Als der Rat von dem schändlichen Treiben dieses Menschen hörte, ließ er ihn gefangen nehmen und fragen, warum er in dieser gefährlichen Zeit so aufrührerische Reden führe? Da bekannte er, daß er ein römischer Priester sei und heiraten wolle. Ohne ihn, wie er es verdient hätte, zu bestrafen, entließ ihn der Rat. Damit war jedoch Schweyghart nicht zufrieden, er wandte sich an den schwäbischen Bund und führte Klage, daß der Rat von Memmingen mit ihm, einem geweihten Priester, so schmählich umgegangen sei. Daß der Bund sich seiner irgendwie angenommen hätte, wird nicht berichtet. Auch erhielt Schweyghart eine für sein vermeintlich erlittenes Unrecht geforderte Entschädigung von 1300 Gulden vermutlich nicht.

So eifrig der Rat bedacht war, alle unruhigen Elemente fern zu halten, so gelang es doch einem großen Haufen, sich in der Nähe der Stadt zu versammeln. Das

war ihm schon deshalb sehr unangenehm, weil er wußte, daß der schwäbische Bund der Stadt Memmingen nicht sonderlich gewogen sei. Derselbe hatte wohl noch die Beschwerde des Augsburger Bischofs im Gedächtnis, die Verleumdungen des Schweyghart hatten die ungünstige Stimmung vermehrt, und der Prediger Schappeler war ihm längst ein Dorn im Auge. Dazu wähnte er, Schappeler unterstütze die Bauern, weshalb er nach Memmingen schrieb, der Rat solle auf denselben einwirken, daß er die Bauern zum Frieden und zum Gehorsam gegen die Obrigkeit anhalte. Die Ansicht des Bundes war eine ganz irrige. Denn niemand hatte größeres Verdienst, daß die Bauern der Memminger Gegend sich ruhig verhielten, als Schappeler. Er war es, der dem Rate zu den Vergleichsverhandlungen geraten hatte und den besten Einfluß auf die Landleute ausübte. Der Rat fand daher auch keinen Anlaß, gegen ihn einzuschreiten. Indes durch den Verkehr mit den aufständischen Bauern aus der Gegend von Ottobeuren und Ochsenhausen wuchs die Gefahr immer mehr, so daß der Rat, um Unruhen in der Stadt zu verhindern, den schwäbischen Bund ersuchte, zur Aufrechterhaltung der Ordnung 300 Mann nach Memmingen zu senden. Dem Bunde war diese Einladung sehr willkommen. Er beeilte sich, eine weit größere Anzahl, als begehrt worden war, nämlich 700 Fußgänger und 200 Reiter, abzusenden, welche am 9. Juni in Memmingen eintrafen. Bei ihrer Ankunft herrschte unter der Bürgerschaft die größte Bestürzung, weil man ihr das Schreiben an den Bund verheimlicht hatte. Viele Bürger verließen bei der Ankunft der Bundestruppen die Stadt, aber Schappeler weilte noch in ihren Mauern. Wie vorsichtig diejenigen gehandelt hatten, welche geflohen waren, zeigte sich bald, indem die Bundestruppen ein grausames Regiment führten und verschiedene Personen hinrichten ließen. Das Haupt des lateinischen Schulmeisters Höpp, des Maurermeisters Adam Bechtinger und des Wirts Hans Lutz war bereits auf dem Marktplatze durch das Schwert gefallen, daher entschloß sich auch Schappeler, weil er sich nicht mehr für sicher hielt, die Stadt zu verlassen. Wie es heißt, soll er unter einer Fuhre versteckt entkommen

sein. Er kehrte in seine Vaterstadt St. Gallen zurück, woselbst er als Prediger bei St. Mang am 25. August 1551 starb.

Die Bundestruppen setzten in der Stadt ihre Gewaltthätigkeiten fort, die Güter der geflohenen Bürger sollten eingezogen und ihre Häuser niedergerissen werden, welch' letzteres durch den Beschluß des Bundes verhindert wurde. Der Prediger Simprecht Schenk mußte, obwohl viele Bürger Fürsprache für ihn einlegten, sich aus der Stadt entfernen. Der Bund hatte es auf nichts anderes abgesehen, als das römische Kirchenwesen und die Messe wieder herzustellen. Unter der Schreckensherrschaft verstummte die evangelische Predigt, aber trotz aller Maßregeln des Bundes blieb doch die Mehrheit der Bürger evangelisch gesinnt, und viele vereinigten sich in Privatversammlungen, um Gottes Wort zu betrachten und gemeinsame Erbauung zu pflegen. Am 25. Oktober 1525 stellte eine große Anzahl Bürger an den Rat die Bitte, entweder den Simprecht Schenk wieder zurückzurufen, oder wenn das nicht angehe, einen andern evangelischen Prediger anzustellen. Durch Vermittlung des Ambrosius Blarer von Konstanz, des Reformators in Württemberg, kam der Prediger Georg Gugy nach Memmingen und erhielt vom Rat eine Predigerstelle bei St. Martin. Das erregte aber nicht nur den Unwillen des fanatischen Pfarrers Megerich an der Frauenkirche, sondern auch die Mißbilligung des schwäbischen Bundes. Doch diesen hatte die Stadt nicht mehr zu fürchten, denn er befand sich nicht mehr in der Lage, ernstliche Schritte zu thun, seitdem am 15. Dezember 1525 zu Nördlingen beschlossen worden war, daß die Entscheidung über die Lehre der Geistlichen dem Reichstage zustehe. Dem Megerich dagegen ließ er wissen, daß er gegen ihn mit Strafen einschreiten werde, wofern er Ungeziemendes predige, wie er es zuvor gethan. So blieb Gugy in Memmingen und erhielt sogar an Dr. Johannes Wanner, welchen die Stadt Konstanz auf Bitten des Rates nach Memmingen gehen ließ, einen Gehilfen. Ende Januar 1526 mußte derselbe wieder nach Konstanz zurückkehren.

Mittlerweile nahte der Reichstag zu Speier, welcher am 25. Juni 1526 zusammentrat. Der Reichstagsabschied

lautete: „Jeder Stand solle in Sachen, die das Wormser Edikt betreffen, so leben, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue." Memmingen war damals durch seinen Abgeordneten Zangmeister vertreten, dessen Nachkommen in den verschiedensten Stellungen bis auf die neuere Zeit Dienste geleistet haben. Dreizehn Geistliche in hiesiger Gegend gehörten diesem Geschlechte an.

Da es zu Speier einer jeden Stadt und jedem Fürsten überlassen worden war, die kirchlichen Angelegenheiten nach eignem besten Wissen und Gewissen zu ordnen, machte der Rat davon Gebrauch, rief den Simprecht Schenk wieder zurück und stellte ihn als Nachmittagsprediger an der Martinskirche an. Die Behandlung, welche Schenk vom schwäbischen Bunde erfahren hatte, war nicht ohne Einfluß auf sein Gemüt geblieben, er war erbittert und gab seinem Unwillen selbst auf der Kanzel Ausdruck, indem er in heftigen Worten die römische Lehre angriff. Hiedurch herausgefordert, suchte der römische Geistliche, welcher zu gleicher Zeit noch an dieser Kirche amtierte, seinen Gegner an Derbheiten zu überbieten; einmal soll er gepredigt haben: „Die andern Prediger jagen dem Teufel die Seelen in den Rachen." Ein anderer Priester nannte die evangelischen Lehrer Mörder und Verführer und sprach sich äußerst verächtlich über die Lehre des Evangeliums aus. Die Evangelischen wandten sich mit ihren Beschwerden an den Rat, er möge solche Zustände abstellen; die Gegenpartei suchte beim schwäbischen Bunde Hilfe, welcher den Rat aufforderte, den evangelischen Prediger zu entlassen. So viel es in seinen Kräften stand, war der Rat bemüht, zu vermitteln und Frieden zu stiften. Allein der Priester Johann Mack ließ alle Mahnungen unberücksichtigt, so daß sich der Rat genötigt sah, ihn abzusetzen. Er verließ hierauf die Stadt.

Weil der Rat damals in Zweifel gewesen war, wie er sich gegenüber der Aufforderung des Bundes, den evangelischen Prediger zu entlassen, verhalten sollte, schrieb er an den Nürnberger Ratsschreiber Spengler, der ihm am 27. Januar 1527 unter anderem antwortete: „Ich danke Gott, dem Allmächtigen, dem Vater alles Trostes und

Barmherzigkeit, daß er euch zu der Erkenntnis dieses wunderbarlichen Lichtes seines heiligen Wortes gefördert und euch vor andern angesehen hat für seine geliebten Kinder, die er durch das Kreuz dieser Widerwärtigkeit, so euch jetzt begegnet, heimsuchen und probieren will.

Soviel euren ungeschickten Prediger (Mack) belangt, ist es meines Erachtens ganz gefährlich, wo ihr ihn dergestalt bei euch duldet und also wissentlich so viele Seelen zu verführen oder zum wenigsten in große Irrung, Zweifel und unruhige Gewissen zu führen müßig zusehen sollet. Ich will des Schadens, den ihr und die Gemeine eurer Stadt an Leib und Gut mit der Zeit daraus zu gewarten haben, geschweigen. Ihr seid Gewissens halber schuldig, ihn aus der Stadt zu schaffen, oder zum wenigsten das Predigtamt so lange niederzulegen, bis er seine Gründe mit heiliger, biblischer, ungefälschter Schrift erhellt, wie auch meine Herren ihren ungegründeten, widerwärtigen Predigern vor lange gethan. Denn hierin muß man nicht auf die Menschen, derselben Gunst und Furcht, sondern auf das Heil der befohlenen Unterthanen, deren Blut Gott aus den Händen der Obrigkeiten, wie der Prophet sagt, fordern will, sehen, zuvor weil dies heimlich Gift gar gemachsam von Tag zu Tag also schleicht, daß man des gar langsam und mit nachfolgendem Bereuen gewahr wird. Und seid gewiß, wo ihr solches thut und darinnen Gott vertraut, daß euch der wider alle Welt, ja wider die Pforten der Hölle erhalten würde.

Will mich auch dabei des erboten haben, wo eure Ehrbarkeit meiner Arbeit in diesen und andern Sachen fürderhin notdürftig würden, daß ich denselben als einem christlichen Commun um des Wortes willen so gern und willig dienen will, als ob es meine eigne Freundschaft belanget."

Dieses Schreiben hat den Rat ermutigt, in der geschilderten Weise vorzugehen. Wegen Absetzung des Mack beschwerte sich der Bischof von Augsburg beim Rat und rief zugleich die Vermittlung des schwäbischen Bundes an, welcher den Rat zur Verantwortung aufforderte. Dieser war um eine Antwort nicht verlegen und beantragte, die

Beschwerde des Bischofs abzuweisen. Wenn auch der Bund das Vorgehen des Memminger Rates nicht billigte, so zog er es doch vor, nicht mit Gewalt einzuschreiten.

Fortschritt der Reformation.

Seitdem die Reformation in Memmingen begonnen hatte, war wohl manches niedergerissen, aber wenig aufgebaut worden. Auch hat sie mit der Rückkehr Schappelers aus der Schweiz und durch die nachfolgenden Prediger, welche Schweizer waren, eine zwinglische Richtung angenommen. Die weitere Entwicklung und die Neugestaltung des Kirchenwesens waren, wie erwähnt, in sehr bedauernswerter Weise durch den Bauernkrieg und den schwäbischen Bund gehindert worden. Sobald aber der Rat infolge des Speierer Reichstagsabschiedes freiere Hand bekommen hatte, begann er das Werk zu fördern und vor allem die große Zuchtlosigkeit, welche eingerissen war, zu beseitigen. Ende November 1527 wandte er sich an den Rat der Stadt Lindau und an den Konstanzer Theologen Ambrosius Blarer, um deren Vorschläge für Herstellung einer Zuchtordnung einzuholen. Auch von Nürnberg und Ulm wurden Gutachten eingeholt und auf Grund derselben eine Zucht- und Kirchenordnung verfaßt, welche bis zur Erlassung allgemeiner kirchlicher Ordnungen giltig sein sollte. Der Hauptinhalt derselben war, es solle jedermann christlich, züchtig und ehrbar leben; jeder habe die Erlaubnis, sich zu verheiraten, die Konkubinen seien abzuschaffen, alle unnötigen Feiertage seien aufgehoben; nur die Sonntage, die drei hohen Festtage und Neujahr sollten beibehalten werden, bis etwa auf einem Konzil anders beschlossen werde; alle Kleiderpracht sei verboten und die Messe abgethan.

Zu Anfang des Jahres 1528 wurde diese Zucht- und Kirchenordnung den Geistlichen der Martins- und Frauenkirche und den Mönchen im Augustinerkloster mitgeteilt. Simprecht Schenk erhielt den Auftrag, in der Klosterkirche alle Sonntage eine evangelische Predigt zu halten, wozu der Prior seine Genehmigung geben sollte. Dieser war anfangs wohl unwillig darüber, doch antwortete er, „er lasse es geschehen, wie es ein Rat mache; die Bewilligung

könne er jedoch nicht geben, weil diese seinen Obern zustünde; aber weder er noch seine Brüder wollten die Predigt in seiner Kirche verhindern." Der Rat war mit dieser Antwort und dem Verhalten der Mönche zufrieden und verhieß ihnen seinen Schutz.

Wir haben schon gehört, wie es kam, daß die Reformation in Memmingen in zwinglischem Geiste sich entwickelte. Daher beteiligte sich die Stadt wiederholt an Religionsgesprächen, die in der Schweiz veranstaltet wurden. Zu der Disputation, welche vom 7.—28. Januar 1528 in Bern stattfand, sandte sie als ihre Vertreter die Prediger Schenk und Gugy, etliche Ratsherren und den lateinischen Schulmeister Johs. Kleber. Die römische Partei, der es überhaupt an tüchtigen Rednern fehlte, unterlag dort vollständig. Schenk begann nach seiner Rückkehr die Reformation in Memmingen nach den zu Bern gefaßten Beschlüssen durchzuführen. Neue Mißhelligkeiten von seiten der Gegenpartei konnten nicht ausbleiben. Der Pfarrer der Frauenkirche soll gepredigt haben: „Die jetzigen Prediger sagen, Maria sei keine Jungfrau, sondern eine Sünderin gewesen; damit lügen sie; man sollte sie dafür mit Zangen reißen." Ein ander Mal sagte er: „Ein Priester solle keine Frau nehmen; welcher es thue, verliere die Gabe Gottes und sei im Bann." Bei St. Martin predigte ein Priester: „Die Fürbitte der Maria sei groß geachtet; wie durch Eva das ganze Menschengeschlecht verdammt sei, so habe Maria das ganze Menschengeschlecht wieder erlöst." Diese Ungebührlichkeiten stellte der Rat mit allem Ernste ab und befahl den römischen Predigern, nur das Evangelium und die Epistel ohne weitere Erklärung zu verlesen. Wie rücksichtslos dagegen Schenk zu Werke ging, zeigt seine Aeußerung, daß die Orgel ein Teufelswerk und Abgötterei sei. Auf seine Vorstellung ließ der Rat die Orgel in der St. Martinskirche abbrechen, und als ein Bürger meinte, man könne sie doch stehen lassen, da sie niemanden hindere, erwiderte ihm der Bürgermeister Zangmeister, „er sei wert, daß man ihn um einen Kopf kürzer mache".

Hinsichtlich der Einführung der zwinglischen Abendmahlslehre fand jedoch Schenk in dem Prediger Gugy,

welcher die lutherische Abendmahlslehre für die allein richtige und biblische hielt, einen entschiedenen Gegner. Für Schenk nahm der Prediger Wanner Partei, und so gesellten sich zu den Streitigkeiten, welche es mit den Römischen gab, noch die im eigenen Lager. Um sie zu schlichten, schrieb der Rat nach Konstanz und bat, den Ambrosius Blarer oder Dr. Zwicker für einige Zeit nach Memmingen zu senden. Erst einige Monate später erschien Blarer (November 1528), um den Streit beizulegen und die so notwendige Ordnung und Ruhe wieder herzustellen. Allein die Beilegung der Differenzen war nicht so leicht, wie es anfangs geschienen hatte. Blarer dachte zwar nicht zwinglisch vom Abendmahl, teilte aber auch Luthers Lehre nicht, er nahm eine vermittelnde Stellung ein. Die Lehre war ihm Nebensache, das Hauptgewicht legte er auf den würdigen Genuß. Während der Verhandlungen stellte er sich auf Schenks Seite und ermahnte Gugy, er solle nicht mehr vom Sakrament predigen. Dieser verließ hierauf die Stadt, kehrte in die Schweiz zurück und ließ sich schließlich von Zwingli zu dessen Abendmahlslehre bekehren.

Nach einer vorberatenden Versammlung eines Ausschusses wurde auf den 4. Dezember die Gemeinde auf das Rathaus eingeladen, wo ihr Blarer aus der h. Schrift nachwies, daß die Messe gegen Gottes Wort sei, weshalb er deren Abschaffung beantragte. In der bald hernach folgenden Versammlung wurde mit großer Majorität beschlossen, die Messe sei zu verbieten, weil sie in der Schrift keinen Grund habe. Der katholische Pfarrer zu Unser Frauen erhielt die Weisung, nur noch das Evangelium und die Epistel zu verlesen; auch in Buxach, welches damals Filial der Frauenkirche war, sollte die Messe abgestellt werden.

Während Blarers Anwesenheit fing man auch an, die Klöster zu reformieren. Kaum hatte der Bischof von Augsburg Nachricht über die Vorgänge in Memmingen erhalten, so richtete er wiederum ein Schreiben an den Rat, worin er sein Mißfallen über das Vorgehen desselben aussprach, die dortigen Prediger verführerisch, ketzerisch und abtrünnig

schalt und forderte, man solle die Messe und sonstige kirchliche Gebräuche und Einrichtungen bis zu einem allgemeinen Konzil fortbestehen lassen. Der Rat war so wenig geneigt, diesen Forderungen nachzukommen, daß er sogar Anordnung traf, auch bei den Franziskanerinnen den römischen Kultus abzuschaffen und die Reformation durchzuführen. Alle Bemühungen waren vergebens. Die grauen Schwestern hielten an ihrem Glauben fest und zogen es schließlich vor, Memmingen zu verlassen

Die schwarzen Schwestern oder Elisabetherinnen nahmen die evangelische Lehre an, blieben aber in ihrem Kloster und erhielten vom Rat, was sie zum Leben nötig hatten.

Die Gegenpartei wollte solchem Thun und Treiben nicht müßig zuschauen. Sie ging den aus der Reformationsgeschichte bekannten Ingolstädter Professor der Theologie Dr. Johann Mair oder, wie er nach seinem Geburtsort Egg an der Günz genannt wird, Eck um Hilfe an, welcher zwei Briefe an den Rat von Memmingen schrieb und eindringlich empfahl, nichts zu übereilen. Unter anderem behauptete er, daß das Opfer der Messe in der Bibel begründet sei, und daß er leichtiglich mit biblischer Schrift und aus dem Worte Gottes unüberwindlich erweisen könne, daß der Fronleichnam Christi im Amte der Messe aufgeopfert werde. Der Rat solle bei dem alten Glauben bleiben und nicht auf die verführerischen Prediger hören, die, wie die Schrift sage, in den letzten Zeiten kommen würden. Weil Eck in Aussicht gestellt hatte, nach Memmingen zu kommen, lud ihn der Rat zu einem Religionsgespräch ein, aber der Professor fühlte sich einem Blarer nicht gewachsen und zog es vor, der Einladung nicht zu folgen. Dieselbe, schrieb er, stamme nur von dem verlogenen und meineidigen Mönch Blarer; vor unparteiischen Richtern wolle er die Messe aus Gottes Wort beweisen.

Blarer mußte nach dreimonatlicher Arbeit in Memmingen wieder nach Konstanz zurückkehren. Die Bitte des Rats, ihn noch länger zu belassen, konnte nicht erfüllt werden.

Um die Anhänger der Reformation in übeln Ruf zu bringen, sprengten die Gegner das Gerücht aus, die Mem-

minger hätten das Sakrament des Altars völlig abgeschafft. Selbst Luther hörte diese Verleumdung, und weil er nicht wissen konnte, ob nicht etwas daran wahr sei, schrieb er am 21. Mai 1529 einen Brief an den Rat, worin er ihn ermahnte, Gottes Wort und Stiftung zu befolgen. „Seid gewarnt“, schloß er, „sehet euch vor, lieben Freunde, es ist Zeit, es ist not. Christus helfe und rate euch.“ Um die böswilligen Ausstreuungen zu widerlegen, ließ man eine Agende drucken, nach welcher fortan das heilige Abendmahl gefeiert werden sollte. Dieselbe war nach dem Muster der Züricher Gottesdienstordnung verfaßt und stammte der Hauptsache nach aus der Feder Blarers.

Es war schon lange zu befürchten, daß weder der Bischof von Augsburg noch Dr. Eck sich damit zufrieden geben würden, daß ihre Schreiben ganz unbeachtet blieben. Auf ihr Anstiften mischte sich denn der schwäbische Bund in die kirchlichen Angelegenheiten Memmingens und forderte die Stadt zur Rechenschaft auf, weil die Messe abgeschafft worden sei. Die Verteidigungsschrift, in welcher der Rat erklärte, daß man in keiner Weise gegen Gottes Wort und die kaiserliche Majestät gehandelt habe, war von Blarer verfaßt. Der Rat mit der Gemeinde bekannte sich freimütig zur christlichen Lehre und wollte nur dann seine Ansicht ändern, wenn er aus der h. Schrift eines bessern belehrt werde.

Auf dem Reichstage zu Speier, welcher auf den 21. Februar 1529 ausgeschrieben war, sollten auch die Religionsstreitigkeiten beraten und geschlichtet werden. Hans Ehinger wohnte als Abgeordneter Memmingens demselben bei und erstattete dem Rate über die Verhandlungen ausführlichen Bericht. Der Reichstagsabschied lautete für die evangelisch Gesinnten sehr ungünstig. Darnach sollten keine weiteren Neuerungen mehr vorgenommen, die Messe überall geduldet und die Rechte der Bischöfe allenthalben wieder hergestellt werden. Da die überwiegende Mehrzahl des Reichstages römisch gesinnt war, blieben alle Gegenvorstellungen der Evangelischen erfolglos, und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als gegen diesen Beschluß eine feierliche Protestation (Widerspruch) einzulegen, von der sie den Namen Pro-

testanten erhielten. Sie erklärten, an dem früheren Reichstagsabschiede festhalten zu wollen, und weil ihnen die Aufnahme der Protestation in den letzten verweigert wurde, ließen sie eine Urkunde verfassen, worin sie ihre Beschwerden niederlegten. Dieselbe ist auch von dem Memminger Abgeordneten unterschrieben worden. Desgleichen war dieser Mitglied der Gesandtschaft, welche die Evangelischen zum Kaiser nach Spanien schickten, um wegen des ungünstigen Reichstagsabschiedes Schritte zu thun. Nach vierwöchentlichem Aufenthalte wurde den Abgeordneten der Bescheid erteilt: „Seine Majestät erwarte, daß die Protestierenden den letzten Speierischen Abschied annehmen, demselben gehorsamen und nichts dawider handeln werden, widrigenfalls Seine Majestät nicht umgehen könnte, zur Erhaltung schuldigen Gehorsams im h. Reiche gegen sie ernstliche Strafen vorzunehmen." Hierauf überreichten die Gesandten eine Appellationsschrift, deren Annahme der Sekretär verweigerte. Es blieb ihnen kein anderer Ausweg, als sie auf seinem Tische niederzulegen und fortzugehen. Der Kaiser, dem das Schreiben überbracht wurde, war sehr ungehalten darüber und ließ ihnen sofort Hausarrest in ihrer Wohnung ankündigen. Um der getreuen Dienste des Ulrich Echinger willen entließ er sie aber nach mehreren Tagen aus der Haft und gestattete ihnen die Heimkehr.

Diese Nachrichten wie der Abschied des Speierer Reichstages hatten in Memmingen große Besorgnis hervorgerufen. Man wußte ferner, daß der Bischof von Augsburg ein Feind der Stadt und der schwäbische Bund ihr nicht gewogen sei. Dazu kam noch die eigentümliche Stellung, in welcher Memmingen mit Lindau, Konstanz und Straßburg sich befand. Die Evangelischen wollten die dortigen Protestanten nicht als Glaubensgenossen anerkennen, weil sie sich nicht zur lutherischen Abendmahlslehre bekannten. Diese Städte waren daher genötigt, auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 ein gesondertes Bekenntnis zu übergeben, welches die confessio tetrapolitana, d. h. das Bekenntnis der vier Städte, genannt wird. Dasselbe umfaßt 23 Artikel, wovon der vom Abendmahl lautet: „Daß der Herr, wie in seinem letzten Nachtmahl seinen Jüngern, also auch jetzt

allen Gläubigen, welche das Abendmahl nach seiner Einsetzung genießen, seinen wahren Leib und sein wahres Blut wahrhaftig zur Speise der Seele und des ewigen Lebens zu essen und zu trinken gebe, daß sie in Christo und er in ihnen bleibe, so daß sie am jüngsten Tage zur Unsterblichkeit und zum ewigen Leben auferweckt werden und auferstehen." Die Verfasser dieses Bekenntnisses waren die Straßburger Theologen Butzer und Capito. Daß es bezüglich des Abendmahles, wenn es auch nicht lutherisch ist, sich immerhin von der Lehre Zwinglis unterscheidet, sagt schon der Wortlaut. Der Hauptunterschied bestand darin, daß die oberschwäbischen Städte im Gegensatze zur lutherischen Lehre die wahre Gegenwart des Leibes und Blutes Christi nicht anerkannten und leugneten, daß auch die Unwürdigen Christi Leib und Blut empfingen.

Der Kaiser, welcher auf diesem Reichstage selbst anwesend war, nahm das Bekenntnis der vier Städte sehr ungnädig auf, ließ es durch Faber und Eck widerlegen und ihnen den Bescheid erteilen, wenn sie sich zur Annahme des Reichstagsabschiedes nicht bequemen wollten, so werde nach Gebühr gegen sie verfahren werden. Am 22. September wurde der Reichstagsabschied verkündet. Dieser war für die Protestanten noch ungünstiger, als zu Speier. Der Kaiser gab offen kund, daß er gesonnen sei, mit Gewalt die neue Lehre auszurotten und die Einigkeit der Kirche wieder herzustellen. Bis zum 15. April des nächsten Jahres wollte er Bedenkzeit geben; Beichte und Messe sollten überall gestattet sein und den geistlichen Fürsten ihre Rechte bestätigt werden.

Nach dem Schlusse des Reichstages verbreiteten sich bald allerlei bedrohliche Gerüchte; der Kaiser rüste sich, hieß es; da die Memminger unsern Herrgott nicht in der Stadt lassen wollten, so wolle er sehen, ob er ihn nicht hineinbrächte. Angesichts der drohenden Lage hielten es die Straßburger für rätlich, bei dem Kurfürsten von Sachsen den Antrag zu stellen, daß die vier Städte in das Bündnis der Evangelischen aufgenommen würden. Sie erklärten, daß die Bekenner der Tetrapolitana im wesentlichen mit den Lehren der Lutheraner einverstanden seien und daß

Butzer in der Abendmahlslehre sich mit Luther geeinigt habe.

In Memmingen war man nicht gesonnen, sich dem Reichstagsabschiede zu fügen. Allein in einer so wichtigen Angelegenheit wollte der Rat die Bürgerschaft hinter sich haben und veranstaltete eine Versammlung, in welcher sich 751 Bürger gegen die Annahme und nur 51 dafür erklärten. Diese Ablehnung ließ es doppelt rätlich erscheinen, daß sich Memmingen an die Evangelischen anschloß, wenn es nicht allein bleiben und schutzlos dem Kaiser gegenüber stehen wollte. Die einleitenden Schritte zur Vereinigung waren bereits geschehen, und es sollte dieselbe bald erfolgen.

Memmingen wird evangelisch-lutherisch.

Im Dezember 1530 veranstalteten die Evangelischen eine Zusammenkunft in Schmalkalden. Die Straßburger gaben die Erklärung ab, daß sie die Augsburger Konfession der Hauptsache nach anerkennen. Memmingen war damals durch den Abgeordneten von Ulm vertreten. Es wurde beschlossen, daß der zu gründende Bund jeden schützen werde, der infolge des Augsburger Reichstagsabschiedes angegriffen werden sollte. Am 22. Januar 1531 gab Memmingen seine Beitrittserklärung zum Schmalkaldischen Bund ab und erhielt acht Tage darauf die Aufnahme. Zu Schmalkalden war beantragt worden, es sollten bei den Mitgliedern des Bundes gleichförmige kirchliche Gebräuche hergestellt werden. Zur Beratung hierüber versammelten sich die Vertreter der Städte Biberach, Konstanz, Isny, Ulm und Lindau im Februar 1531 in Memmingen und beschlossen mit den Abgeordneten Memmingens einstimmig, in allen Dingen, die dem Worte Gottes nicht zuwider seien, solle Freiheit gewährt werden; dagegen sei bei Taufe und Abendmahl möglichste Gleichförmigkeit anzustreben.

Die förmliche Gründung des Schmalkaldischen Bundes fand am 29. März 1531 statt, dem nun auch die Städte des Oberlandes angehörten.

Welchen Nachteil der Memminger Beschluß von der Freiheit in kirchlichen Gebräuchen für die Stadt brachte,

sollte sich bald zeigen. Am 1. Juli 1531 kamen Butzer und Oekolampadius nach Memmingen, um das Kirchenwesen zu visitieren. Die Verhandlungen hatten die Hauptgrundsätze der Reformation gegenüber der Lehre und dem Kultus der römischen Kirche zum Gegenstand. Von hier aus reisten die beiden Reformatoren nach Biberach, wo Oekolampadius an Blarer schrieb: „Deine Memminger haben uns mit seltener Herzlichkeit empfangen, behandelt und entlassen. Sie zeigen viele Spuren einer wahren und aufrichtigen Frömmigkeit; doch hatten wir gehofft, ihre Kirche in einem reineren, Christo mehr entsprechenden Zustand zu finden. Denn außer den Götzenbildern, welche noch an den alten Stellen stehen, fanden wir zwei Taufsteine, Hostien mit brennenden Kerzen; dieses alles hätte der Rat schon längst, wenn er nicht so ängstlich wäre, abstellen mögen.“ Dieses Schreiben wurde der Anlaß, daß man die Altäre entfernte und an ihre Stelle Tische stellte. Die Bilder wurden aus der Kirche hinausgeworfen und die schönen, geschnitzten Stühle im Chore der Martinskirche verstümmelt, welche heute noch ein Zeugnis jener beklagenswerten Bilderstürmerei sind. Zur Ehre der Stadt muß jedoch bemerkt werden, daß der Rat nur den Auftrag gegeben hatte, die Bilder und Altäre zu entfernen, das weitere Zerstörungswerk aber gegen seine Weisung und ohne seine Genehmigung angerichtet worden war. Bald waren sämtliche Kirchen kahl und jeglichen Schmuckes beraubt, mit Ausnahme der St. Jörgenkapelle; die Familie Besserer, deren Ahnen sie gestiftet hatten, suchten die Kunstwerke darin zu erhalten, aber ihre Fürsprache war vergebens. Die Bilder mußten entfernt werden.

Es war gut, daß dieser Bilderstürmerei bald Einhalt gethan wurde, sonst wäre wohl noch manches Unheil angerichtet worden. Wie viel wäre unterblieben, wie manche Kunstgegenstände unversehrt erhalten worden, wenn Memmingen sich zwei Jahre früher zur Augsburger Konfession bekannt hätte! Auf dem Konvente zu Schweinfurt im Jahre 1532 nahm es dieselbe an und hatte nun an dem am 23. Juni 1532 zu Nürnberg geschlossenen Religionsfrieden teil. Die Stadt hatte zwar nicht ausdrücklich auf

die Tetrapolitana verzichtet, aber dieselbe hatte von da an keine Bekenner mehr.

Bei den Verhandlungen, welche mit der Wittenberger Konkordia am 25. Mai 1536 ihren Abschluß fanden, war Memmingen durch den gelehrten Gervasius Schuler vertreten. Durch das Studium der Schriften Luthers war Butzer der lutherischen Abendmahlslehre immer näher gekommen und erkannte schließlich die Vereinigungsformel Melanchthons an, daß mit dem Brote und Weine wahrhaftig und wesentlich der Leib und das Blut Christi da seien, dargereicht und genommen würden. Die Oberländer bestritten das nicht, und es handelte sich nur noch darum, ob auch die Unwürdigen Christi Leib und Blut genießen? Von den Gottlosen stellten sie es in Abrede, von den Unwürdigen gaben sie es zu. Diesen Unterschied wollte ihnen Luther nachsehen, und so kam es auch über diesen streitigen Punkt zur Vereinigung. Memmingen nahm sie an und wurde dadurch im Jahre 1536 eine völlig evangelisch-lutherische Stadt. Im übrigen behielt sie nach dem Beschlusse vom Februar 1531 ihre höchst einfachen Kultusformen bei und hielt daran fest, bis sie vor etwa einem halben Jahrhundert die Liturgie der bayrischen Landeskirche mit einer unbedeutenden Abweichung einführte, wodurch die einförmige Gottesdienstordnung eine schöne Bereicherung bekam. Eine reichsstädtische Erinnerung ist es heute noch, daß vor der Predigt ein Vers gesungen wird, welcher auf die Dreieinigkeit Bezug hat.

Im alten Memminger Katechismus waren die zehn Gebote nach reformierter Sitte eingeteilt, jedoch mit Beifügung der Auslegung Luthers. Das Gebet des Herrn begann darin mit den Worten: „Vater unser“, während es in der Agende: „Unser Vater“ lautete.

In Frieden konnte sich für einige Zeit die Reformation befestigen. Wie sehr notwendig war es auch, daß Ruhe wieder einkehrte, damit die Gemüter der Bürger sich beruhigen und in die neuen kirchlichen Verhältnisse einleben konnten! Seit einem Jahrzehnt war die Stadt aus der Aufregung nicht herausgekommen. Doch des ungestörten Friedens sollte sie sich noch nicht erfreuen: neue Sorgen

brachte das Augsburger Interim vom Jahre 1548. Vergeblich waren alle Versuche gewesen, in Sachen der Religion einen Vergleich zu stande zu bringen. Nach dem Friedensschlusse mit Frankreich hoffte der Kaiser, wenn er die Priesterehe und den Laienkelch gestatte und etwa noch einige andere Zugeständnisse gewähre, den allgemeinen Frieden wieder herstellen zu können. Die Protestanten waren nicht gesonnen, auf diese Vorschläge einzugehen, weshalb der Kaiser beschloß, sie mit Gewalt zu unterwerfen. Obgleich seine Gegner die Uebermacht hatten, versäumten sie durch unschlüssiges Zaudern Zeit und Gelegenheit und spielten so dem Kaiser den Sieg in die Hände. Er gewann die Schlacht bei Mühlberg am 24. April 1547 und befestigte seine Herrschaft an der Donau und an der Elbe. Für den Herbst dieses Jahres schrieb er einen Reichstag nach Augsburg aus, welcher mit dem sog. Interim, d. h. einer religiösen Vereinbarung, endete, das bis zu einem allgemeinen Konzil in Kraft bleiben sollte. Die Protestanten wie die Römischen waren damit unzufrieden. Mit Gewalt mußte es durchgeführt werden, zumal in den oberländischen Städten. Seit fünfzehn Jahren war in Memmingen keine Messe mehr gelesen worden, nun sollte sie wieder eingeführt werden. Die Geistlichen widersetzten sich, und die Bürgerschaft stand auf ihrer Seite, Rat und Stadt sandten am 15. Juni 1548 den Bürgermeister Balthasar Funck und Christoph Zwicker mit einer Bittschrift an den Kaiser, sie mit dem Interim nicht zu beschweren, aber ihre Bitte war vergebens. Ebenso erfolglos war ein zweites Bittgesuch. Der Rat sah sich genötigt, am 18. Juli die Annahme des Interims verkündigen zu lassen.

Man verlangte von den Geistlichen in der Stadt und auf dem Lande, daß sie auf das Interim schwören sollten. Nur ein einziger erklärte sich dazu bereit; die übrigen verweigerten dessen Annahme, da ihr Gewissen es ihnen nicht gestatte, sich der Wahrheit zu widersetzen und ihre Zuhörer zur Sünde wider den heiligen Geist zu verleiten. Hierauf ermahnte sie der Rat, gegen das Interim nicht zu predigen; wenn ihnen Ungelegenheiten zustoßen würden, könne er sie nicht schützen.

Die Interimszeit war eine Zeit schwerer Prüfung für Memmingen. Die Predigt des Evangeliums verstummte, in den Kirchen wurden römische Altäre gebaut, am 29. November 1550 wurde in der Martinskirche wieder die erste Messe gelesen, und den Reliquien sollte, wo solche noch vorhanden waren, aufs neue die schuldige Ehrerbietung erzeigt werden. Der Bischof von Augsburg sandte einen Kommissär in die Stadt, um darüber zu wachen, daß die römischen Kirchengebräuche und -Ordnungen genau beobachtet würden. Im folgenden Jahre ließ der Kaiser durch den Abt von Ochsenhausen nachsehen, ob das Interim in Memmingen pünktlich ausgeführt werde. Im Jahre 1551 wurde ihm hinterbracht, daß die beiden Memminger Pfarrer Bartholomäus Bertelin und Magnus Michael, sowie der lateinische Schulmeister Joh. Kleber sich nicht um das Interim kümmerten. Sofort befahl er dem Rat, die Widerspenstigen unverzüglich nach Augsburg zu schicken, um sie zur Verantwortung zu ziehen. Dem kaiserlichen Befehl wurde umgehend Folge geleistet. Mit heldenhafter Standhaftigkeit und festem Glaubensmute benahm sich Bertelins Gattin, als sie von ihrem Manne Abschied nahm. Sie bat ihn inständig, doch ja nicht aus Rücksicht für sie und ihre kleinen Kinder irgend etwas zu sagen, was gegen die Wahrheit des göttlichen Wortes und das Gewissen streite.

Alle drei erwiesen sich als standhafte Bekenner der Wahrheit. Bertelin erklärte, daß er nur an der Lehre des Wortes Gottes festhalten wolle. Der Kaiser entsetzte ihn seines Amtes, verwies ihn des Landes und gestattete ihm nicht, von seiner Frau und seinen Kindern Abschied zu nehmen. Magnus Michael antwortete auf Befragen, daß er nichts als Glauben, Liebe, Hoffnung, Gehorsam und Geduld gepredigt habe. Darauf rief ihm der Bischof von Arras zu: „Antworte, du Esel, nach der Form, ob du um des Friedens willen das Interim annehmen willst oder nicht?“ Auf das Bekenntnis, daß er bei seinem Glauben bleiben wolle, mußte auch er ins Elend wandern, und sein Schicksal teilte Johs. Kleber. Dem Rate ließ der Kaiser eröffnen, daß jeder, der das Interim nicht halte, auf ewig

aus der Stadt und aus dem Lande zu verweisen sei. Die Evangelischen waren tief betrübt, daß ihre Prediger verjagt worden waren, und daß sie keine evangelische Predigt mehr hören konnten. Bisweilen predigte, wohl nicht ohne Vorwissen des Rates, der evangelische Pfarrer Johann Schalheimer von Steinheim im Kornhause zu Memmingen, tröstete und stärkte die Glaubensgenossen mit der Hoffnung, daß auch diese Trübsal vorübergehen und die Wahrheit den Sieg davon tragen werde.

Nicht allzu lange sollte die traurige Zeit währen, in welcher so viele hungrige Seelen das göttliche Wort entbehren und treue Bekenner der Wahrheit in der Verbannung schmachten mußten. Die Hoffnung, daß es sich bald zum bessern wende, war anfangs gering, die Protestanten seufzten unter den Fesseln des Interims, das schwer auf ihnen lastete; aussichtlos war es, daran rütteln oder sie abschütteln zu wollen, denn der Kaiser stand damals auf dem Gipfel seiner Macht. Es schien ihm alles gelingen zu wollen, er achtete die Verträge nicht und umgab sich gegen dieselben fortwährend mit spanischem Kriegsvolk. Durch solches Verhalten zog er sich den Haß aller Deutschen, insonderheit der Protestanten zu, welche er durch seine kirchlichen Anordnungen in schwere Gewissensbedrängnisse brachte. Denn nirgends wollte er mehr zugestehen, als eine kleine Aenderung in der Messe, die Austeilung des Kelches, die Priesterehe und einiges von der Rechtfertigungslehre. Unter solchen Verhältnissen hatten die Memminger keine andere Aussicht, als daß ihnen schließlich die Heiligenverehrung und der Mariendienst, die bischöfliche Verfassung und das gesamte römische Kirchenwesen wieder aufgedrängt werde. Wie viel Seufzer und Gebete stiegen damals auf zum Himmel!

Doch „Christenkreuz hat seine Maße". Zur rechten Stunde sollte die Hilfe erscheinen. Derselbe Mann, durch dessen Abfall die Protestanten 1547 in die Gewalt des Kaisers geraten waren, Kurfürst Moriz von Sachsen, wendete sich jetzt gegen den Kaiser und rettete dadurch die Sache der Protestanten. Moriz war zu klug, als daß er, nachdem der Kaiser durch seine Schuld so mächtig geworden

war, nicht erkannt hätte, wie gefährdet die Macht sämtlicher deutschen Fürsten sei. Plötzlich brach er die Treue, erhob die schwersten Beschuldigungen gegen den Kaiser und eilte mit seinen Truppen nach Innsbruck, wo jener sich damals befand, um, wie er sagte, den Fuchs in seiner Spelunke aufzusuchen. Der Kaiser hatte von keiner Seite her Hilfe zu erwarten, mit Müh und Not entfloh er und mußte sich zu Verhandlungen herbeilassen, die 1552 zu Passau geführt wurden. Sie endeten mit einem Vertrage, welcher den Protestanten allgemeinen Frieden und Gleichberechtigung mit den Römischen bis zu einem allgemeinen Konzil verbürgte. Gleich nach Abschluß des Passauer Vertrags kehrten die um ihres Glaubens willen so grausam aus der Stadt Verbannten nach einjähriger Abwesenheit in die Heimat, zu ihrer Gemeinde, in ihre Familien zurück und wurden von der ganzen Stadt mit Freude und Jubel empfangen. Von einigen Ratsfreunden und Geistlichen wurden sie am 16. August abgeholt und im Triumph in die Stadt zurückgeführt. Bertelin wirkte noch zehn Jahre lang, bis zu seinem 1562 erfolgten Ende, in reichem Segen in Memmingen. Michael ging bald nach seiner Rückkehr nach Kempten, um auf Ansuchen der Stadt das evangelische Kirchenwesen wieder herzustellen. Mit neuem Eifer, neuer Freudigkeit gingen sie ans Werk, trafen allerlei heilsame Anordnungen und waren ernstlich darauf bedacht, Zucht und Sitte aufrecht zu erhalten.

Eine weitere Bürgschaft für Erhaltung der evangelischen Lehre brachte der Augsburger Religionsfriede 1555. Dem Passauer Vertrag gemäß sollte innerhalb eines halben Jahres ein Reichstag gehalten werden. Es war für die Protestanten kein Nachteil, daß es länger anstand, denn die Zwischenzeit hatte dazu beigetragen, die Macht des Kaisers noch mehr zu schwächen. Im Bewußtsein seiner Ohnmacht übertrug er den Vorsitz seinem Bruder Ferdinand. Ein günstiges Ereignis für den Verlauf der Verhandlungen war der Tod des Papstes, infolge dessen zwei heftige und einflußreiche Gegner der Protestanten nach Rom abreisen mußten. Der Reichstagsabschied vom 25. September 1555 verbürgte den Protestanten für immer das Recht freier

Religionsübung. Ganz Deutschland sehnte sich nach Frieden, er wurde endlich zu Augsburg abgeschlossen.

Gefährdung der Lehre.

Unter dem Weizen wächst auch Unkraut. Schon 1522 waren die Schwarmgeister in Zwickau, an ihrer Spitze Thomas Münzer, aufgetreten, hatten die Kindertaufe verworfen, wollten eine Gemeinde von lauter Heiligen sammeln und machten viele irre. Solche Wiedertäufer kamen 1528 auch nach Memmingen und suchten Anhänger zu gewinnen, aber unverrichteter Sache mußten sie die Stadt wieder verlassen. Nach Beschluß des schwäbischen Bundes sollten Mitglieder dieser Sekte hingerichtet werden. Auf Schenks Rat wurde in Memmingen nicht mit solcher Härte gegen sie eingeschritten, es genügte, daß der Rat in der Stadt und auf dem Lande die Wiedertaufe verbot und es ernstlich untersagte, solche Sektierer zu beherbergen. Die Widerspenstigen sperrte man ein und verjagte sie dann aus der Stadt. Aehnlich erging es den Anhängern Schwenkfelds, welcher 1528 aus seiner Heimat Schlesien vertrieben worden war und seitdem in Schwaben und am Rhein auftrat, um Anhänger für sein „innerliches Christentum" zu gewinnen. Er wurde aus Memmingen vertrieben. Im Jahre 1550 kam Claudius Allobrox in die Stadt und lehrte, das göttliche Wesen bestehe nicht aus drei Personen; Vater, Sohn und Geist seien nicht ein Wesen, denn der Vater sei mehr, als der Sohn. Die heilige Schrift sei verfälscht, nur er sei, als er das Himmelsbrot gegessen habe, dazu ausersehen worden, die Wahrheit an das Tageslicht zu fördern und die Menschen zu belehren; er könne Träume auslegen, künftige Dinge vorhersagen und dergleichen mehr. So unsinnig sein Gerede war, fand er dennoch etliche Anhänger, aber nach kaum fünf Jahren war auch diese Sekte verschwunden.

Aufregender und hartnäckiger war der Streit, welcher durch Erneuerung der zwinglischen Abendmahlslehre hervorgerufen wurde. Dieser sogenannte Sakramentsstreit wurde durch Eusebius Kleber, den Sohn des ersten evangelischen Rektors der lateinischen Schule, geb. 1543, seit

1566 Prediger in Memmingen, veranlaßt. Er teilte Zwinglis Lehre und trug sie in seinen Predigten offen vor, obwohl er wußte, daß Memmingen sich nie ganz zu Zwinglis Lehre bekannt und seit drei Jahrzehnten die Lehre Luthers angenommen hatte. Es bildete sich 1572 eine kleine reformierte Partei im Kapitel Memmingen, der sich die Pfarrer Schneider in Dickenreishausen, Kugelmann in Woringen und Künlein in Erkheim anschlossen. Der Superintendent Magister Künlein versuchte in wiederholten Unterredungen den Eusebius Kleber zu belehren und für die lutherische Lehre zu gewinnen, aber er blieb bei seiner Ueberzeugung stehen. Man lud hierauf den Ulmer Geistlichen Dr. Senger ein, um Klebers Ansicht widerlegen zu lassen, allein ohne Erfolg. Am Sonntag den 14. Juni 1573 vertrat er in einer Predigt nur um so heftiger seine Meinung. Da man gegen ihn als Stadtkind möglichst schonend vorgehen und nur gezwungen zum äußersten Mittel greifen wollte, zog man noch den berühmten Dr. Andreä zu Rat, welcher nach Memmingen kam und am 11. Juli 1573 in Gegenwart des Rates und sämtlicher Geistlichen aus der Stadt und vom Lande ein Religionsgespräch mit Kleber führte. Er änderte seine Ansicht nicht und weigerte sich, ein Bekenntnis des Inhalts zu unterschreiben, daß im Abendmahle Christi Leib und Blut unter Brot und Wein genossen werde. Um dem Zwiespalt der Lehre ein Ende zu machen, sah sich der Rat gezwungen, ihn seines Amtes zu entsetzen, stellte ihm aber die Wiederberufung in Aussicht, sobald er sich zur lutherischen Abendmahlslehre bekenne. Die drei Geistlichen auf dem Lande mußten ebenfalls ihre Stelle verlassen, weil sie bei der reformierten Abendmahlslehre beharrten.

Kleber erhielt bald darnach die Pfarrstelle zu Handschuhsheim und hatte sich der Gunst des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zu erfreuen. 1575 ließ er eine Schrift zu Heidelberg erscheinen, worin er seine Lehre zu verteidigen suchte. Später wurde er nach Zürich berufen, wurde 1583 sogar Präsident des Kirchen- und Schulwesens und starb daselbst am 27. August 1609.

In Memmingen waren sieben Bürger seiner Lehre getreu geblieben, sie erklärten, daß sie zwar in der Stadt

den lutherischen Gottesdienst besuchen, aber das Abendmahl in den benachbarten reformierten Gemeinden Grönenbach oder Herbishofen nehmen wollten. Alle Bemühungen, sie zu belehren und zu gewinnen, waren erfolglos. Nach langen Verhandlungen faßte der Rat, um endlich die Angelegenheit zum Abschluß zu bringen, den Beschluß: die zwinglisch Gesinnten werden zwar in der Stadt geduldet, müssen aber, wenn sie die Augsburger Konfession nicht annehmen wollen, sich dahier des Abendmahlsgenusses enthalten.

Nach dem Erscheinen der Konkordienformel im Jahre 1577 verstummten die Lehrstreitigkeiten in Memmingen. Herzog Ludwig von Württemberg sandte die Vereinigungsformel durch zwei Gesandte, Dr. Osiander und Hippolitus Resch, an den Rat, um sie prüfen und anerkennen zu lassen. Sämtliche Pfarrer in der Stadt und auf dem Lande mußten Abschriften davon nehmen und sie dann in einer Versammlung, worin sie vorgelesen worden war, unterzeichnen. Die Verpflichtung, daß die Diener der Kirche die Konkordienformel unterschrieben, hörte erst auf, als Memmingen bayrisch geworden war.

Die Reformation in den Landgemeinden.

Zum Kapitel Memmingen gehören zehn evangelische Landgemeinden, deren Geschichte in kirchlicher wie in politischer Hinsicht Jahrhunderte lang eng mit der Geschichte der Stadt Memmingen verbunden war. Von hier aus fand die Reformation in den Landgemeinden Eingang, hier hörten die Landleute die Predigten Schappelers, die einen tiefen Eindruck auf sie machten. Die Steinheimer hatten schon 1525 den Rat der Stadt gebeten, ihnen einen evangelischen Prediger zu geben, aber ihr Wunsch konnte erst später erfüllt werden. In Euffo Heinzelmann erhielten sie 1530 den ersten evangelischen Geistlichen, während der römische Priester Simon Kießling in den Ruhestand versetzt wurde.

Schwieriger war die Einführung der Reformation in Dickenreishausen, woselbst der Rat von Memmingen als Verwalter der Unterhospitalstiftung, wie in den andern Gemeinden, das Patronatsrecht, d. h. das Recht, die Pfarrei

zu besetzen, hatte. Der evangelische Pfarrer von Dickenreishausen, Epimachus Arnold, wollte dem vom Rate gesandten evangelischen Geistlichen, Hans Roth aus Jsny, die Kirche verschließen und nicht gestatten, daß diejenigen, welche, ohne die letzte Oelung empfangen zu haben, starben, auf dem Gottesacker begraben würden. Der Rat eröffnete ihm, wenn er sein Amt nicht in der Weise versehen wolle, wie es in der Stadt geschehe, so habe er es innerhalb vier Wochen niederzulegen. Mit einer Pension von 52 Pfund Heller — nach unserm Geldwerte etwa 200 Mark — ließ er sich schließlich abfinden, und Roth konnte das Kirchenwesen in evangelischer Weise ordnen.

Ohne Anstände gelang es dem Rat, mit dem römischen Pfarrer von Lauben ein Abkommen zu treffen. Dieser begnügte sich mit zwölf Malter Korn und verließ seine Stelle. Die Stadt verlieh die Pfarrei 1532 dem Pfarrer Martin, welcher evangelisch predigte.

Arlesried war die einzige Gemeinde, welche wenig geneigt war, die Reformation bei sich eingeführt zu sehen. Nach einigen Unterhandlungen jedoch verzichtete der römische Pfarrer Zimmermann daselbst auf seine Stelle, weil er sich verbessern konnte, weshalb die Stadt sofort einen evangelischen Geistlichen anstellte.

Die Urkunden von Frickenhausen geben über die Einführung der Reformation gar keinen Aufschluß. Aus andern Nachrichten geht aber hervor, daß Euffo Heinzelmann 1536 von Steinheim nach Frickenhausen kam, nachdem diese Stelle längere Zeit unbesetzt gewesen war. Er hat also, wie auf seiner vorigen Stelle, so hier die Reformation durchgeführt. Daher kommt es, daß die Nachfolger von Einführung der evangelischen Lehre nichts mehr erwähnen, weil sie das Kirchenwesen geordnet fanden. Man erzählt von den Frickenhäusern, daß sie einmal auf einer Prozession nach Kirchhaslach begriffen gewesen seien, als sie plötzlich andern Sinnes wurden und sich entschieden, das Evangelium anzunehmen. An der Stelle, wo dies geschehen sein soll, steht eine Votivtafel, worauf eine Prozession abgebildet ist, welche, wie es heißt, an diesen Vorgang erinnert. Weiter wird berichtet, daß die Frickenhäuser das Bild ihres Orts-

heiligen Vitus in die Günz geworfen hätten, in der es nach Weinried schwamm, wo es aus dem Wasser gezogen und in der dortigen Kirche aufgestellt worden sei, weil ihn die Frickenhäuser nicht mehr haben wollten. Vor einigen Jahren wurde das Bild in das Gregorianum nach München gebracht.

In dem Marktflecken Erkheim befindet sich gegenwärtig eine katholische und eine evangelische Gemeinde. Schon vor der Reformation waren dort zwei Pfarreien. Die Gemeinde der obern Pfarrei trat der Reformation bei und erhielt 1537 den ersten evangelischen Geistlichen, Johannes Kleber, den gelehrten Rektor der lateinischen Schule in Memmingen, welcher, wie es scheint, von der Stadt aus die Pfarrei versah. Infolge des Augsburger Interims wurde zwar die evangelische Pfarrei für kurze Zeit mit Männern vom h. Geistorden besetzt, erhielt aber später wieder evangelische Geistliche.

Am 15. November 1532 teilte der Bürgermeister Hans Keller von Memmingen dem Rate ein Gesuch der Gemeinde Woringen mit, daß sie einen evangelischen Geistlichen haben möchte. Es wurde hierauf beschlossen, dem katholischen Pfarrer daselbst zu eröffnen, daß der Rat an jedem Sonntage einen Pfarrer hinaussenden wolle, der evangelisch predige. Sowohl der Abt von Kempten, der seit alten Zeiten das Patronatsrecht in Woringen besaß, als auch der katholische Pfarrer suchten mit allen Mitteln die Einführung der Reformation zu verhindern. Da aber zwei Kirchen vorhanden waren, und die Woringer sich sogar bereit erklärt hatten, die Besoldung für den evangelischen Pfarrer aufzubringen, war aller Widerstand vergeblich. Der katholische Pfarrer hielt sich noch lange Zeit, aber schließlich mußte er das Dorf verlassen, weil es ganz evangelisch geworden war. Der erste evangelische Pfarrer war Ulrich Mayer.

Die Gemeinden Memmingerberg, Buxach und Volkratshofen wurden von Memmingen aus mit evangelischer Predigt versehen. Die dem Epimachus und Gordianus geweihte Kirche in Berg war mit vielerlei Reliquien versehen, mit einem Holz vom Kreuze Christi, mit Erde vom heiligen Grab, mit einem Stein, womit Stephanus ge-

steinigt worden war, mit einem Stück von dem Tuche, damit Jesus den Jüngern die Füße trocknete, und anderm. Die Reformation hat diese Gegenstände beseitigt. Nur zwei Ablaßbriefe sind noch vorhanden, welche 1491 und 1500 ausgestellt worden sind. Ein eigner evangelischer Geistlicher für Memmingenberg wurde 1577 angestellt.

Buxach gehörte früher zur Frauenkirche in Memmingen. Daher war es selbstverständlich, daß, als in der Stadt die Messe abgeschafft wurde, sie auch in Buxach nicht mehr gelesen wurde. 1598 wurde Buxach zur Pfarrei erhoben und erhielt mit Michael Laminit einen eignen Pfarrer, der, wie der Memmingerberger, bis heute seine Wohnung in der Stadt hat, weil keine Pfarrhäuser vorhanden sind.

Ein wechselvolles Schicksal hatte Volkratshofen. Das Dorf gehörte zur Stadt, aber das Patronatsrecht hatte der katholische Spitalmeister, welcher der evangelischen Predigt viel Schwierigkeit in den Weg legte. Noch 1556 widersetzte er sich, daß ein evangelischer Geistlicher in Volkratshofen predige, obwohl die Gemeinde dringend darum gebeten hatte. Trotz allen Widerstandes wurde aber die Gemeinde evangelisch. Nur das Recht konnte katholischerseits festgehalten werden, daß der katholische Pfarrer von Memmingen, wie dies gegenwärtig noch der Fall ist, jährlich einmal in der dortigen Kirche die Messe liest.

Die begonnene Reformation in dem benachbarten Buxheim, wo einst Karthäuser ihren Sitz hatten, erfuhr bald eine Gegenreformation. Das Dorf Ungerhausen, welches die Reformation angenommen hatte, wurde 1594 von seinem evangelischen Besitzer Konrad Vöhlin, Bürgermeister von Memmingen, für 65000 fl. an das Stift Ottobeuren verkauft, dessen Abt es in kurzer Zeit wieder römisch machte.

Holzgünz war der Reformation zugethan und begehrte evangelische Predigt, aber mit Hilfe des schwäbischen Bundes, der die evangelischen Prediger, welche hinausgingen, um zu predigen, fangen und schwören ließ, niemals mehr in die Gemeinde zu kommen, wurde es mit Gewalt bei der römischen Kirche zurückgehalten.

So blieben denn mit Ausnahme der Stadtgemeinde

noch zehn evangelische Gemeinden der reinen Lehre treu und hielten allezeit daran fest:

Gottes Wort und Luthers Lehr'
Vergehen nun und nimmermehr.

Die Reformation in der Mindelheimer Gegend.

In der Nähe des östlich von Memmingen, an der Mindel gelegenen freundlichen Städtchens Mindelheim befindet sich ein altes Schloß, dessen ehemaliger Besitzer jedem bekannt ist, der die Geschichte des Wormser Reichstages gelesen hat. Der ritterliche kaiserliche Feldhauptmann Georg von Frundsberg, welcher nicht bloß das Schwert tapfer zu führen verstand, sondern in dessen Brust auch ein edles, ritterliches Herz schlug, hatte dort seinen Sitz und hat von all den einstigen Bewohnern des Mindelheimer Schlosses für uns das größte Interesse. Unsere Reformationsgeschichte des unteren Allgäus wäre unvollständig, wenn wir dieses Mannes nicht gedächten. Georg von Frundsberg, Herr zu Mindelheim, wurde am 24. September 1475 geboren. Schon frühzeitig bildete er sich in der Kriegskunst aus und trat dann in des Kaisers Dienste. Unter Kaiser Maximilian kämpfte er siegreich gegen die Venetianer und Schweizer, und unter Karl V. half er Rom erobern. Auf dem Reichstage zu Worms 1521, wo bekanntlich Luther wegen seiner Lehre vor Kaiser und Reich sich zu verantworten hatte, machte der kühne Mönch einen gar tiefen Eindruck auf ihn, so daß er ihm auf die Schulter klopfte und zurief: „Mönchlein! Mönchlein! Du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberste auch in der allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist Du aber auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei getrost. Gott wird Dich nicht verlassen.“ Als der Kaiser nach Italien zog, um den treulosen Papst zu züchtigen, weil er das Bündnis gebrochen hatte, führte Ritter Georg von Frundsberg zum letzten Male die Landsknechte an. Wegen rückständiger Löhnung brachen Unruhen in dem Heere aus, was ihn so sehr aufregte, daß er vom Schlage gerührt wurde. „Das sind die Früchte des Kriegs“, sprach er zu einem Freunde;

„drei Dinge sollten einen jeden vom Kriege abschrecken: die Verderbung und Unterdrückung der armen, unschuldigen Leute, das unordentliche und sträfliche Leben der Kriegsleute und die Undankbarkeit der Fürsten, bei denen die Ungetreuen hochkommen und reich werden und die Wohlverdienten unbelohnt bleiben.“ Am 20. Oktober 1528 starb er.

Der Reformation war er zwar nicht beigetreten, aber daß er ihr nicht abgeneigt war, geht daraus hervor, daß er seinen Sohn Melchior auf die Universität Wittenberg sandte. Auch bestätigt es eine Schrift des Haug Marschalk von Augsburg, welcher über ihn schreibt: „Daß der gestrenge Herr so hoch gepreiset wird, weil das edel und unvermischte Wort Gottes, das heilige Evangelium, bei ihm Statt hat und in seinem ritterlichen Gemüte eingemauert und befestigt ist.“

Der Schloßbesitzer von Mindelheim war nicht der einzige, bei welchem die Lehre des Evangeliums Anklang fand, auch andere fühlten sich davon angezogen. Im Jahre 1518, als Luther in Augsburg weilte, um sich vor dem päpstlichen Gesandten Cajetan zu verantworten, besuchte er die Augustiner-Eremiten in Mindelheim und führte manches religiöse Gespräch mit ihnen. Wir werden schwerlich irren, wenn wir als Frucht dieses Besuchs ansehen, daß die dortigen Mönche einige Jahre später ihr Kloster verließen und in den Laienstand zurückkehrten.

Nachdem die Reformation weiter um sich gegriffen und in einigen oberschwäbischen Städten Eingang gefunden hatte, kamen sogar evangelische Prediger, Johann Wanner aus Konstanz und später Johann Eggenperger nach Mindelheim, um dort und in den benachbarten Orten die reine Lehre des göttlichen Wortes zu verkündigen. Daß es nicht erfolglos geschah, sehen wir an Adam Reißner, einem Schüler des berühmten Reuchlin. Er war Hofmeister der Söhne des Feldhauptmanns von Frundsberg, dessen Geheimschreiber und Kampfgenosse auf dem Zuge nach Rom. Ihm verdanken wir das Lied: „In dich hab’ ich gehoffet, Herr“, welches zu Speners Lieblingsliedern gehörte. Reißner lebte von 1471 bis 1563.

Wenn übrigens die evangelische Lehre in der Mindelheimer Gegend keine Fortschritte machte, so erklärt sich das aus der Lage, in welcher Georg von Frundsbergs Nachfolger, sein Sohn Kaspar, sich befand. Der bayrische Herzog Wilhelm IV. war der größte Feind der Reformation und bekämpfte dieselbe durch Hinrichtungen, Landesverweisungen und Begünstigung der Jesuiten. Nicht minder schlimm stand es in der folgenden Zeit. Gegen das Ende des Jahrhunderts erlosch das Mindelheimer Geschlecht der Frundsberg, und nach mehrjährigen Streitigkeiten um das Erbe ging die Herrschaft Mindelheim an den Herzog Maximilian I. von Bayern (1598—1651) über. Wie dieser Regent gegen die Evangelischen gesinnt war, beweisen unter anderem seine Maßnahmen gegen Donauwörth. Unklugerweise hatten die Protestanten in dieser Stadt 1607 eine katholische Prozession auseinander gesprengt, weshalb Maximilian vom Kaiser den Auftrag erhielt, die Stadt zu besetzen. Der Bayernherzog begnügte sich damit nicht, sondern führte sämtliche Einwohner mit Gewalt zur römischen Kirche zurück. 1609 stiftete er die gegen die Protestanten gerichtete Liga (Bündnis); den Jesuiten, deren Schüler er war, gestattete er den Einzug in das verlassene Augustinerkloster in Mindelheim und unterdrückte jede evangelische Regung in der dortigen Gegend. Selbst in solchen Orten wurde die Reformation wieder ausgerottet, wo sie schon festen Fuß gefaßt und lange bestanden hatte, wie in Angelberg, Zaisertshofen und Breitenbronn.

Der Freiherr Konrad von Riedheim bekannte sich zur Augsburger Konfession und führte nach dem Tode seines Vaters die evangelische Lehre in seiner Herrschaft ein. In Zaisertshofen wirkten von 1576 bis 1616 die beiden Zangmeister, Vater und Sohn, als evangelische Prediger, und in Angelberg verkündigte Magister Martin Müller von Memmingen das Evangelium. Allein mit dem im Jahre 1618 erfolgten Tode des Johann Wilhelm von Riedheim, der ebenfalls ein treuer Bekenner des Evangeliums war, wie sein Vater Konrad, starb das Geschlecht aus; Angelberg kam zuerst in den Besitz des Stiftes Kempten und dann an Kurbayern. Sofort wurden die evangelischen

Geistlichen vertrieben und römische Lehre und Kultus mit Gewaltmaßregeln wieder hergestellt. Unter vielen Thränen nahm Pfarrer Müller von seiner Gemeinde Abschied, nachdem er ihr 39 Jahre lang die lautere Lehre des göttlichen Wortes verkündigt hatte. Der Protestantismus wurde in jener Gegend so gründlich ausgetilgt, daß wir Jahrhunderte lang keine Spur mehr von ihm finden. Erst seit einigen Jahrzehnten ließen sich einzelne Evangelische in Mindelheim und in den benachbarten Orten nieder und bilden seit 1864 eine evangelische Gemeinde, welche längere Zeit von Erkheim und, seitdem Mindelheim Eisenbahnstation geworden ist, von Memmingen aus seelsorgerlich bedient wurde. Die Gemeinde zählt über 300 Seelen und erhielt neuerdings einen eigenen Vikar. Die Gottesdienste werden in einem von der Stadt zur Benützung überlassenen Saale gehalten.

Die Reformation in den beiden reformierten Gemeinden Grönenbach und Herbishofen.

Im Bezirke des Kapitels Memmingen liegen zwei reformierte Ortschaften, deren Reformation nicht ohne Interesse ist, und welcher deshalb zum Schluß noch gedacht werden soll, weil sie zum unteren Allgäu und zur Vollständigkeit unserer Geschichte gehören.

Der alte Marktflecken Grönenbach, drei Stunden südlich von Memmingen gelegen, am Fuß eines Berges, auf dem ein Schloß steht, worin einst lange Zeit berühmte Edelgeschlechter gelebt haben, zählt heutzutage etwa 1000 Katholiken und 600 Reformierte. Das Schloß spiegelt sich in dem blauen Wasser eines niedlichen Sees, an dessen Ufer das Bad Klevers liegt, welches gerne von solchen Kurgästen aufgesucht wird, welche sich vom Geräusche der Welt in die stille Einsamkeit zurückziehen wollen, um den Duft der hart angrenzenden Nadelwälder einzuatmen und sich von den Arbeiten des Berufs zu erholen. Von den Edelherren, die in alten Zeiten auf dem Schloß Grönenbach oder dem in der Nähe befindlichen Rotenstein ihren Sitz hatten, sei nur einer genannt, dessen Nachkommen für die Gemeinde von größtem Einfluß in religiöser Beziehung

geworden sind. Um das Jahr 1460 besaß der Ritter Ludwig von Rotenstein die Herrschaft Grönenbach. Weil er kinderlos starb, ging sein gesamter Besitz und damit auch Grönenbach auf seine einzige Schwester Korona über, welche mit dem kaiserlichen Erbmarschall Grafen von Pappenheim vermählt war. Bei einer Teilung der Pappenheimischen Güter im Jahre 1513 fiel Grönenbach dem Grafen Heinrich Burkhard zu, von dem es sich auf seinen Sohn, den Erbmarschall Grafen Wolfgang von Pappenheim vererbte, welcher 1558 starb. Dieser hinterließ drei Söhne, welche den Entschluß faßten, in das gelobte Land zu reisen, um die Stätten zu besuchen, darauf der Erlöser einst gewandelt hatte. Sie kamen nach Venedig, wo sie sich einschiffen wollten, aber nur Wolfgang setzte die Reise fort, ohne wieder in die Heimat zurückzukehren. Die beiden andern Brüder kehrten um und nahmen ihren Weg durch die Schweiz. In Basel erkrankte der eine, weshalb auch der andere seine Reise nicht fortsetzen konnte. Während eines längeren Aufenthalts in Basel lernten sie die reformierte Lehre kennen, welche ihnen so wohl gefiel, daß sie dieselbe nicht nur selber annahmen, sondern auch sich entschlossen, sie in ihrer Herrschaft, wozu damals außer Grönenbach auch Ittelsburg, Herbishofen und Theinselberg gehörten, einzuführen, wenn ihre Unterthanen sie gerne und freiwillig annehmen wollten. Der eine der Brüder, Christoph, starb bald und hinterließ den Anteil seiner Herrschaft seinem Sohne Alexander, welcher wieder katholisch geworden war. Von dieser Zeit an kam es, daß ein Teil der Grönenbacher katholisch blieb, während der andere, der des Philipp, sich zur reformierten Kirche bekannte.

Die Pappenheim sind ein altes schwäbisches Adelsgeschlecht und leiten ihren Stammbaum bis in das zwölfte Jahrhundert zurück. Es waren vier Linien, die dieser Familie angehörten, von denen drei erloschen sind. Nur die Altzheimer blüht noch fort. Dieselbe zerfiel in die katholische, welche 1690 ausstarb, und in die protestantische. Ein Nachkomme der letzteren, Graf Johann Friedrich Ferdinand von Pappenheim, wurde wieder katholisch, und so entstand abermals eine katholische Linie. Aber auch sie

sollte keinen Bestand haben, 1808 starb der letzte derselben. Die bekannteste Persönlichkeit des Pappenheimschen Geschlechtes ist der kaiserliche Feldmarschall Graf Gottfried Heinrich von Pappenheim, geboren am 29. Mai 1594. Für eine wissenschaftliche Laufbahn bestimmt, besuchte er als Jüngling die Universitäten Altdorf und Tübingen und unternahm dann größere Reisen nach Frankreich, Spanien, Italien. Der Aufenhalt in diesen Ländern bewirkte es, daß er zur römischen Kirche übertrat und von nun an, wie es bei Konvertiten, solchen also, die ihren Glauben wechseln, nicht selten der Fall ist, einer der rücksichtslosesten und unerbittlichsten Gegner seiner früheren Ueberzeugung ward und den Katholizismus überall, wo er konnte, wieder herzustellen sich bemühete. Er war ein mutiger und tapferer, ja verwegener, tollkühner Soldat und verstand es, ebensowohl einen raschen Ueberfall an der Spitze seiner Reiter auszuführen, als eine Festung durch regelrechte Belagerung einzunehmen; zugleich war er nicht unempfänglich für Ansehen, Macht und Landbesitz. Schon 1620, in der Schlacht bei Prag, zeichnete er sich durch glänzende Tapferkeit aus, ward schwer verwundet und lag mehrere Stunden unter der Last seines Pferdes, bis er von den Seinigen aufgefunden wurde. Dann hat er dem Kurfürsten Max von Bayern, dem Kaiser und dem spanischen Könige gedient, in Deutschland, Italien und den Niederlanden gefochten. Den schwersten Tadel verdient die grausame, schonungslose Härte, mit der er den Aufstand der protestantischen Bauern 1626 in Oberösterreich unterdrückte. Weniger begründet sind die Vorwürfe, welche ihm wegen der Zerstörung Magdeburgs 1631 von den Evangelischen gemacht worden sind. Nachdem er sich nämlich an der Niederwerfung der niedersächsischen Gegner des Kaisers in hervorragendem Maße beteiligt hatte, belagerte er unter dem Oberbefehl Tillys jene Feste, die den Stützpunkt des Protestantismus an der Elbe bildete. Schon war Tilly im Begriff abzuziehen, als es Pappenheim gelang, am 19./20. Mai an einer unbewachten Stelle der Nordseite die Wälle zu ersteigen. Thatsache ist, daß er, um die Verteidigung zu erschweren, die nächsten Häuser anzünden ließ; welche Ursache den

Brand der Gesamtstadt herbeigeführt hat, ist unaufgeklärt. Daß er die völlige Zerstörung nicht beabsichtigt haben kann, ergibt sich daraus, daß er den Vorteil der Eroberung aus den Händen gegeben haben würde, wenn er den Ort zu einem unhaltbaren Platze gemacht hätte, wie es auch dadurch bewiesen wird, daß er von den schweren Auflagen, die den Bürgern zugedacht wurden, ein genaues Verzeichnis entworfen hatte. Bekanntlich fiel er an demselben Tage bei Lützen, an welchem Gustav Adolf, mit dem er in dem gleichen Jahre geboren war, seinen Tod fand. An seiner Leiche zählte man über hundert Wunden, die er in seinen vielen Kämpfen davon getragen hatte.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu unserer Geschichte zurück, die uns von einem Pappenheim ein schöneres Bild aufrollt, als das des kaiserlichen Feldherrn ist. Graf Philipp von Pappenheim, welcher 1560 die Herrschaft Grönenbach übernommen hatte und gleichzeitig die reformierte Lehre einführte, ließ einen reformierten Pfarrer namens Bächlin aus der Schweiz kommen und durch ihn die Reformation durchführen. Er verheiratete sich mit einer Baroneß Anna von Hali, welche alle Vorzüge des Geistes und Körpers in sich vereinigte und gleichfalls der reformierten Lehre zugethan war. Philipp starb ohne Leibeserben am 13. November 1619 im 78. Lebensjahre. Für seine reformierten Unterthanen hatte er in seinem Testament vom 12. Februar 1613 wahrhaft väterlich gesorgt; im VII. Artikel desselben trug er seinem katholischen Neffen und Erben seiner Güter auf, „bei Verlust aller göttlichen Gnade und Segens die Erhaltung des in seinen Landen hinterlassenen Religions- und Kirchenwesens“ sich treu angelegen sein zu lassen. Auf sein Ansuchen bestätigten dieses Testament die beiden Reichsstädte Memmingen und Lindau durch ihre Bürgermeister und bekräftigten durch Insiegel, die Vollstreckung auf sich zu nehmen.

Der edle Graf hatte geglaubt, durch seine Bestimmungen die Rechte seiner Unterthanen für alle Zeit gewahrt zu haben. Aber bald nach seinem Tode mußten sie es erfahren, daß sie keinen Patron mehr hatten. Bisher hatten Katholiken und Reformierte die sog. Stiftskirche gemeinsam benützt.

Im Jahre 1621 nahm der Fürstabt von Kempten in völlig unrechtmäßiger Weise die hohe Obrigkeit, welche den früheren Besitzern nie streitig gemacht worden war, in Grönenbach in Anspruch, vertrieb den reformierten Pfarrer und verwehrte den Reformierten die Benützung der Kirche. Am 11. Januar 1622 versammelte sich die reformierte Gemeinde ohne Geistlichen in der Kirche, um zu singen und zu beten. Kaum erfuhr es der Abt, so brach er den Landfrieden, fiel in Grönenbach ein und verbot den Reformierten, in die Kirche zu gehen; selbst ihre Kinder sollten sie nicht taufen. Das war denn sogar dem katholischen Grafen Alexander zu viel, er erinnerte sich an das Testament, zu dessen Vollzug er sich verpflichtet hatte, und welches ihm auferlegte, seine reformierten Unterthanen in ihren Rechten zu schützen. Wegen Landfriedensbruchs verklagte er den Fürstabt bei dem Kaiser. Wurde auch den Reformierten das Benützungsrecht der Stiftskirche nicht mehr eingeräumt, so erhielten sie dafür die Spitalkirche, in der sie fernerhin ungestört Gottesdienst halten konnten. Auf diese Weise wurden durch einen zu Dillingen geschlossenen Vergleich 1626 die kirchlichen Verhältnisse geordnet. Auffallend ist, daß in diesem Vergleiche, welcher durch den Bischof Heinrich von Augsburg und den Reichsmarschall Landgrafen Max von Stühlingen zu stande kam, nicht von den Reformierten, sondern von der „Religionsübung der Augsburger Konfession“ die Rede ist. Darauf sich stützend, stellte der Landgraf den lutherischen Prediger Hermann in Grönenbach an und befahl ihm, sich nach der Memminger Kirchenordnung zu richten. Die Reformierten erkannten ihn nicht als ihren Geistlichen an und besuchten lieber den Gottesdienst in dem 1½ Stunden weit entfernten Herbishofen. Die Geschichte der reformierten Gemeinde Grönenbach ist eine Leidensgeschichte. Durch ein Meer von Ungerechtigkeiten, Ränken und Verfolgungen, die ihr widerfuhr, mußte sie hindurchgehen, bis sie zunächst durch den westfälischen Frieden einige Ruhe und endlich, als sie 1802 bayrisch wurde, unter dem milden Scepter König Max' I. dauernden Frieden und vollständigen Schutz ihrer Rechte fand.

Als 1692 der Pappenheimische Teil der Herrschaft

Grönenbach durch Kauf an das Stift Kempten überging, sagte zwar Kursachsen im Namen der evanglischen Reichsstände den Reformierten Schutz ihrer bisherigen Religionsübung zu, aber der Abt suchte sie auf mannigfache Weise zu bedrücken und ihre kirchlichen Rechte zu beschränken. Um ersehen zu lassen, wie hart und ungerecht seine Bestimmungen waren, mögen einige derselben hier eine Stelle finden. 1) Die Reformierten sollen an allen katholischen Feiertagen alle Arbeit zuhause und auf dem Felde unterlassen. 2) Es soll dem Fürstabt frei stehen, die Lehensgüter der Reformierten auch an Katholische zu vergeben. 3) Die Reformierten sollen künftig keine Güter, Grundstücke und Häuser von den Katholiken kaufen dürfen, aber die Katholiken dürfen solche von den Reformierten kaufen. 4) Kein reformiertes Gut darf unter mehrere Kinder verteilt werden. 5) Es sollen nicht mehr reformierte Ehen geduldet werden, als reformierte Häuser vorhanden sind; neue Häuser dürfen sie nicht bauen. — Alle Ehrenstellen dürfen nur mit Katholiken besetzt werden.

Alle Bitten und Vorstellungen der Reformierten, diese drückenden Bestimmungen zu mildern, ließ der Abt unberücksichtigt. In ihrer Bedrängnis wandten sie sich an König Friedrich I. von Preußen, welcher durch seinen Gesandten in Regensburg den Fürstabt mahnen ließ, den westfälischen Frieden zu halten. Der Erfolg war gering. Um den fortwährenden Widerwärtigkeiten und Quälereien zu entrinnen, hatte die ganze Gemeinde beschlossen, auszuwandern, sich am Fuße des Theinselbergs niederzulassen und mit der reformierten Gemeinde Herbishofen sich zu vereinigen. Der Tausch mit den dortigen Grundbesitzern war bereits abgeschlossen, aber der Abt von Ottobeuern, zu dessen Gebiet Theinselberg gehörte, versagte die Genehmigung, und so unterblieb der geplante Auszug.

Da alle Friedensversuche, welche der König von Preußen machen ließ, vergeblich waren, ließ er das Benediktinerstift Hammersleben in Brandenburg schließen, die Güter und Einkünfte einziehen und zwei Ordensgeistliche an den Fürstabt Ruppertus nach Kempten senden, welche ihm zu eröffnen hatten, das Kloster der Benediktiner in Hammersleben bleibe

so lange geschlossen, bis er den Reformierten in Grönenbach ihre Rechte gewähre und sie in Frieden leben lasse. Das machte Eindruck. Die Kemptener Benediktiner bestürmten ihren Abt, so daß er nachgeben mußte. Freilich von langer Dauer war auch dieser Erfolg nicht. Der Abt wußte sich später auf andere Weise wieder zu rächen. Der unausgesetzten Leiden müde, entschlossen sich viele Familien auszuwandern und fanden in Brandenburg freundliche Aufnahme. In Burg bei Magdeburg, in Ziesar, in Rezdorf und Schöpfsdorf, in preußisch Litauen, wo die Pest gewütet hatte und Grundstücke zu sehr billigem Preise zu haben waren, ließen sie sich nieder, und manche brachten es zu großem Wohlstande. Noch besser ging es anderen, die in die Niederlande (Seeland) auswanderten und sich dort sehr gut fortbrachten. Die daheim Gebliebenen hatten noch lange Zeit allerlei Anfechtungen und Bedrückungen zu erdulden.

Ergingen auch über Herbishofen nicht so viele und schwere Prüfungen, wie über Grönenbach, so blieb doch auch diese Gemeinde von Heimsuchungen nicht verschont. Das Dörflein Herbishofen liegt am Fuße des Theinselberges, hat eine reformierte Kirche und ist Sitz des Pfarrers. Eine zweite Kirche steht auf dem Rücken des Berges, von dem das Filial den Namen Theinselberg erhielt. Die ganze Pfarrei hat etwa 300 Seelen und die Geschichte der Einführung der Reformation mit Grönenbach gemeinsam, aber bald begann die Geschichte ihrer eigenen Leiden. Auf Vorstellung des Bischofs von Augsburg erging 1630 ein kaiserlicher Befehl an den Erbmarschall Wolf Christoph von Pappenheim, er solle den reformierten Prediger der Gemeinde Herbishofen-Theinselberg absetzen. Der Erbmarschall machte eingedenk des Testaments des Grafen Philipp hiegegen Einwände und rettete seinen Unterthanen damals die freie Ausübung ihrer Religion. Später wurde er anderer Gesinnung, von 1660 bis 1663 ließ er ohne Grund die Kirche auf dem Theinselberge für die Reformierten verschließen und dann gestattete er „aus besonderer Nachgiebigkeit“ den Katholiken die Mitbenützung. Erst als Kursachsen, Brandenburg und Hessen-Kassel sich ernstlich

der Theinselberger annahmen, wurde sie 1666 den rechtmäßigen Besitzern zum alleinigen Gebrauche wieder eingeräumt.

Schlimmere Zeiten kamen, als 1692 die Pappenheimischen Besitzungen im Allgäu, und damit auch Herbishofen und Theinselberg Eigentum des Stiftes Kempten wurden. Obwohl beim Verkauf bestimmt worden war, daß den Reformierten ihre alten Glaubensrechte erhalten bleiben sollen, schritt der Fürstabt doch nicht dagegen ein, wenn die Katholiken die Reformierten auf allerlei Weise beeinträchtigten. Ja im Jahre 1700 erkannte er die Kirche auf dem Theinselberg den Katholiken als ausschließliches Eigentum zu. Auch hier war es der König von Preußen, welcher sich der Bedrückten annahm und ihnen zu ihrem Rechte verhalf. Am 12. November 1706 befahl er der halberstädtisch-mindischen Regierung, wenn der Fürstabt von Kempten nicht innerhalb drei Monaten den Reformierten alles zurückgebe, was ihnen gehöre, so seien alle Benediktiner aus den preußischen Landen zu vertreiben. Am Anfang des Jahres 1707 waren die Reformierten auf dem Theinselberge wieder im Besitze ihrer Kirche. Ein späterer schwacher Versuch, sie ihnen nochmals zu entreißen, hatte keinen Erfolg. 110 Jahre lang stand Herbishofen mit Theinselberg unter der Herrschaft des Stiftes Kempten; in der letzten Zeit war das Regiment sogar ein mildes und wohlwollendes geworden. Seitdem das Dorf 1802 Bayern einverleibt wurde, haben sich die Reformierten ungestörter Religionsfreiheit und völliger Gleichheit in bürgerlichen Rechten mit den Unterthanen des Landes zu erfreuen und wünschen die alten Zeiten und Verhältnisse nicht mehr zurück. Dankbar und glücklich fühlen sie sich unter dem gerechten und milden Regimente des bayrischen Königshauses, aber mit herzlicher Teilnahme gedenken sie der Leiden und Trübsale, welche einst über ihre Vorfahren ergangen sind.

* * *

Wie so viele andere Reformationsgeschichten, erinnert uns auch die Geschichte der Reformation im unteren Allgäu

daran, wie viel unsere Vorfahren um ihres Glaubens willen gelitten und gestritten haben. Eingedenk der hohen Güter, welche sie uns als ein teures Erbe hinterlassen haben, wollen wir festhalten an dem Worte der Wahrheit und an der herrlichen Hoffnung, daß einst unter dem Einen Hirten Eine Herde sein wird.

Inhalt.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

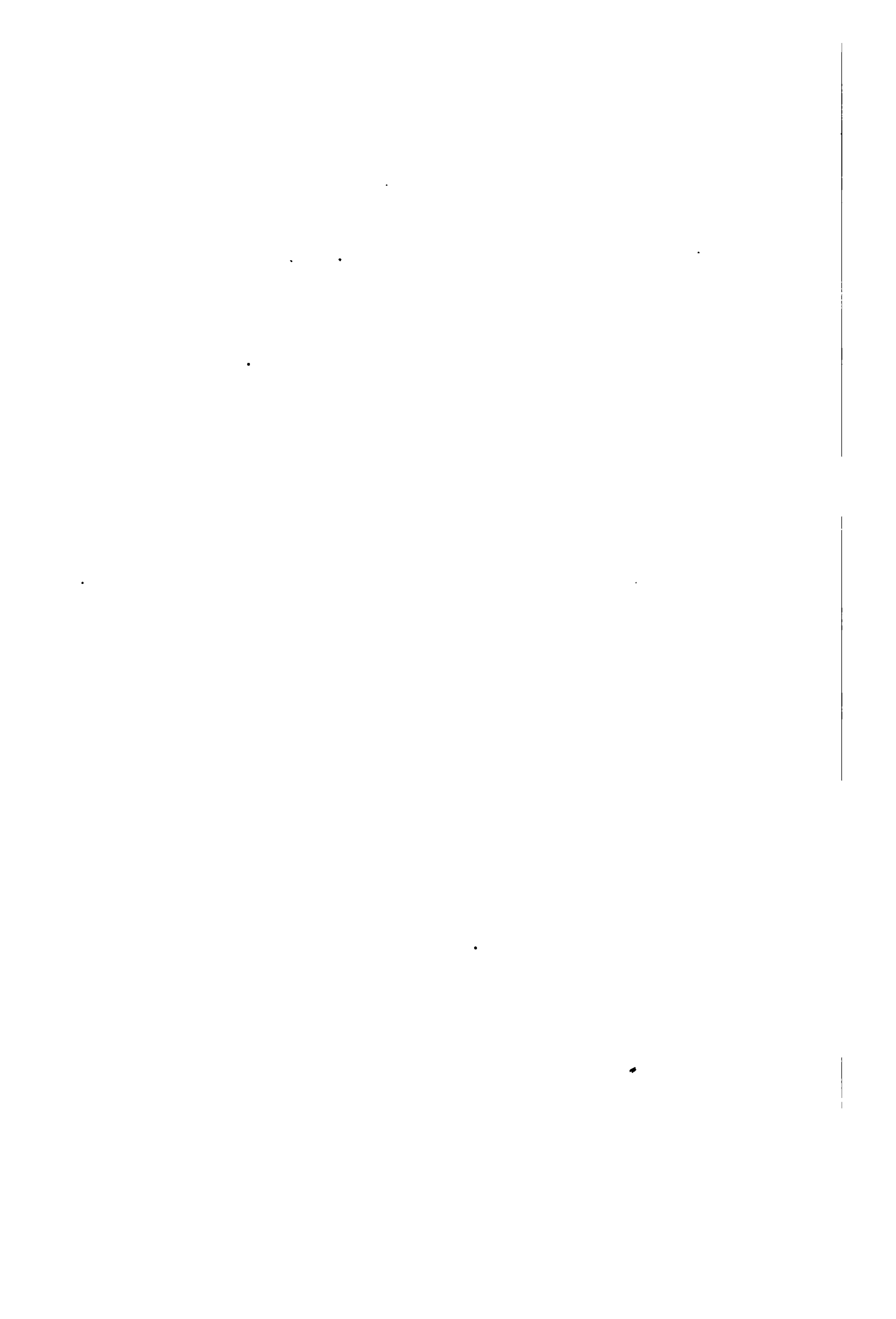
Die evangelische Gemeinde Miltenberg und ihr erster Prediger.

Ein Zeitbild aus dem 16. Jahrhundert.

Von

Otto Albrecht,
Pastor zu Naumburg a. S.

Halle a. S. 1896.
Verein für Reformationsgeschichte.



Das achte Heft unserer Sammlung, welches uns erzählt „Wie Wertheim evangelisch wurde", erwähnt beiläufig auch das unweit Wertheims gelegene, kurmainzische Städtchen Miltenberg am Main und seinen ersten evangelischen Prediger Johannes Draco, der gegen Ende des Jahres 1523, als er von der Stätte seiner gesegneten Wirksamkeit weichen mußte, zuerst in Wertheims Mauern Schutz und Aufnahme fand. Es lohnt sich, von diesem merkwürdigen Manne, einem namhaften Gehülfen der Reformatoren, und von den Schicksalen der evangelischen Gemeinde Miltenbergs in jenen Jahren Näheres zu hören. Hat doch Luther selbst Veranlassung genommen, im Anfang des Jahres 1524 einen ausführlichen Trostbrief an die dortigen Christen zu richten. Und nicht mit Unrecht urteilt ein anderer Zeitgenosse: „Alle Christen sollen Miltenberg für eine Stadt halten, die etwas Großes des Evangeliums halben erlitten."

Miltenberg war Jahrhunderte lang in dem nahen Bürgstadt eingepfarrt gewesen, besaß aber ein sogenanntes Halbstift, bestehend aus zwölf Vikaren oder Altaristen, welche an zwölf im Laufe der Zeit gestifteten Altären die Horen sangen, Messe lasen und dergl. Im Frühjahre 1522 setzte der Magistrat die Abtrennung von Bürgstadt und die Gründung einer selbständigen Pfarrei in Miltenberg durch. Die Urkunde darüber, am 4. Mai desselben Jahres von dem zuständigen Generalvikar Dr. Dietrich Zobell in Mainz bestätigt, sprach dem Bürgermeister, Rat und ganzer Gemeinde der Stadt das Patronatsrecht über die neugegründete Pfarrstelle zu. Nach Angabe der Stadtchronik soll damals während der Verhandlungen bei dem dortigen kurmainzischen Keller oder Amtmann Friedrich Weygand sein Vetter, der gelehrte Johann Drach, aus dem unfernen

Städtchen Carlstadt a. M. stammend, als Gast geweilt haben und zum ersten Pfarrer ausersehen worden sein. Nicht blos seine Gelehrsamkeit empfahl ihn, sondern auch seine durch und durch evangelische Gesinnung. Und eben nach einem Prediger des reinen Evangeliums verlangte die Mehrzahl des Rats und der Bürgerschaft. Denn die Altaristen hatten — wie wir noch näher hören werden — durch ihre entsetzliche Sittenlosigkeit sich selbst und die durch sie vertretene Sache der katholischen Kirche um allen Kredit gebracht.

Johannes Drach, mit lateinischer Umformung Draco oder Draconites, öfter auch nach seinem Geburtsort Johann Carlstadt genannt — nicht zu verwechseln mit seinem gewöhnlich auch „Carlstadt" genannten berühmten Landsmanne Andreas Bodenstein von Carlstadt — war um 1494 geboren, also etwa 11 Jahre jünger als Luther. Früh verwaist genoß er anfänglich nur kümmerlichen Unterricht, aber seit er 1509 die Universität Erfurt bezogen, holte er mit verzehrendem Feuereifer die Mängel seiner Jugendbildung nach und studierte die neu erblühten „guten Wissenschaften", welche im Gegensatz zur Barbarei der Scholastik von den Humanisten dort gepflegt wurden. Schon 1514 wurde er Magister; er erhielt dann eine Canonicatsstelle am St. Severistift mit der Verpflichtung, als Mitglied der philosophischen Fakultät den Studierenden Vorlesungen zu halten. Ein schwärmerischer Freundschaftsbund einte ihn mit dem hochbegabten „Poetenkönig" Eobanus Hessus und dem trefflichen Justus Jonas, nachmaligen Wittenberger Stiftspropst; sie hießen „die heilige Trias"; auch Johann Lange, Luthers Freund und Erfurter Klostergenosse, stand ihm nahe. Das „Weiße Rad", Drachs Amtswohnung, war oftmals der Sammelpunkt der für die idealen Güter schöner, edler Bildung begeisterten jungen Erfurter Poeten. Bei jenen drei galt damals noch Erasmus, der Fürst der Wissenschaft, mehr als Luther. Die Erasmusschwärmerei dieses Kreises zeigte sich nicht blos in überschwänglichen Huldigungsbriefen, sondern auch in persönlichen Wallfahrten nach den Niederlanden zu dem berühmten Manne. So reiste auch Drach im Sommer 1520 zu ihm, um ihm

Briefe und Grüße namens der ganzen Erfurter Hochschule zu bringen. Im Jahr zuvor war er so glücklich gewesen, von Erasmus einen eigenhändigen Brief zu erhalten, in welchem derselbe seinen kräftigen Stil, der den künftigen Redner verrate, gelobt hatte. Aehnlich hatte sein Freund Eobanus Hessus ihm einmal scherzend geschrieben, er sei „ein Drache, der Nektar und Ambrosia hauche, dessen Briefe süß wie Honig schmecken". Das Jahr 1521 aber wurde ein Wendepunkt in seinem Leben; da blickte er zum ersten Male dem gewaltigen Mann ins Auge, vor dem des Erasmus Stern bald erbleichen sollte. Es war am 6. April, als Luther auf seinem Heldengang nach Worms Erfurt erreichte. Bei Johann Lange im Kloster hatte er sich angesagt. Justus Jonas war ihm schon bis Weimar entgegengereist. Abgesandte der Universität, der Rektor Crotus Rubianus an der Spitze, unter ihnen auch Hessus und Drach, begrüßten den Reformator feierlich an der Grenze des Erfurter Gebiets. Diese Teilnahme an den Empfangsfeierlichkeiten mußte Drach büßen. Am Tage nach Luthers Abreise, am 9. April, kam er zur gewohnten Stunde auf das Severistift; aber der Dechant Doliatoris riß ihm sein Ornat vom Leibe und wies ihn aus dem Chor, da er dem Bann verfallen sei. Doch wurde der Dechant auf Drängen des Universitätsrektors Crotus und wegen der drohenden Haltung der Studentenschaft veranlaßt, den Gebannten wieder loszusprechen und in seine bisherigen Aemter zuzulassen. Erst die Ende Juni ausbrechende Pest bewog Drach, wie auch zahlreiche andere Universitätslehrer, Erfurt zu verlassen. Etwa zwei Wochen zuvor hatte das berüchtigte Pfaffenstürmen dort stattgefunden, ein Volksaufruhr, in welchem mehrere Priesterhäuser gestürmt und geplündert worden waren. Ein Feind Drachs [1]) hat drei Jahre später ihn be-

[1]) Am Schluß seines „Wahrhaftigen Berichts", der aber Wahrheit und Unwahrheit vermischt, charakterisiert er sich selbst folgendermaßen:
„Heinz von Scharffenstein bin ich genannt,
Den strafwürdigen Priestern im Stift Mainz bin ich wohl bekannt,
Bin geordnet zu ihrem ewigen Gasthalter und Wirt;
Welcher aus ihnen mir zu Gast geschickt wird,
Der bedarf sich wahrlich nit hoch freuen,
Denn er zu ewigen Tagen Sonn oder Mond nimmer thut schauen."

schuldigt: „Das ist der Drach, so in solchem Aufruhr und Lärmen mit dem wütenden Haufen vor andern gezogen und die Trommen geschlagen hat.“ Das kann nur ein nachträglicher Klatsch sein; denn in keinem der noch vorhandenen zwei offiziellen (ungedruckten) Berichte der kurmainzischen Beamten an den Erzbischof vom 27. und 28. Juni 1521 wird eine Beschuldigung gegen Drach als Anstifter des Aufruhrs ausgesprochen. Luther selbst sah in jenen Unruhen eine Anstiftung des Satan, der über die gute Sache Schande bringen wolle; „sie sind nicht die Unsrigen, die solches thun.“

Drach wandte sich zunächst nach Wittenberg, er folgte seinem Freund Jonas, der eben dorthin als Professor berufen war. Doch war seines Bleibens hier nicht lange. Gewiß zu Luthers großer Freude entschloß sich der begabte und gelehrte Mann, der Kirche als Prediger des Evangeliums zu dienen. Durch Vermittlung seines Verwandten Friedrich Weygand erhielt er, wie schon angedeutet, die neubegründete Pfarrstelle in Miltenberg, und zwar noch im Frühjahre 1522. Eobanus Hessus schickte ihm aus Erfurt sehnsüchtige Briefe nach; wenn jener freilich in einem Briefe seiner Freude darüber Ausdruck giebt, daß Drach an einem Ort weilen dürfe, wo er nicht blos seiner Heimat nahe sei, sondern der so ruhig sei, daß er da wissenschaftliche Studien pflegen und die schönste Muße genießen könne, so befand er sich hinsichtlich des zuletzt Erwähnten sehr im Irrtum. Nicht wissenschaftliche Muße, sondern schwere Kämpfe erwarteten dort den ersten Prediger des Evangeliums, dessen nächste kirchlichen Amtsgenossen und Vorgesetzten von einem Fanatismus, wie ihn jener Scharffenstein bezeugte, beseelt waren. Der Landesherr selbst zwar, Kardinalerzbischof Kurfürst Albrecht von Mainz, hatte damals eine immerhin noch zweideutige Haltung in der ganz Deutschland bewegenden religiösen und kirchlichen Frage beobachtet. Schwerlich aber hat Drach mit Rücksicht darauf etwa auf ein bequemes, ruhiges Amtsleben in Miltenberg gerechnet. Nicht als Erasmianer, sondern als Lutheraner trat er sein neues verantwortungsvolles Amt an; und wir haben Grund anzunehmen, daß ihn ein im evangelischen Glauben wurzelnder

starker, freudiger Mut, der vor Kämpfen nicht zurückschreckte, dorthin begleitete.

Wir haben zwei durch eine nur mehrwöchentliche Abwesenheit gesonderte Abschnitte seiner dortigen Wirksamkeit zu unterscheiden. „Zum Frühjahr erwarten wir Dich mit Freuden, wenn Du Wort hältst“, schrieb ihm zu Anfang 1523 Eobanus Hessus. Drach nämlich hatte ihm mitgeteilt, daß er auf der Durchreise nach Wittenberg bei ihm in Erfurt vorsprechen wolle. In der That hat er dann im Frühsommer 1523 einige Zeit in Wittenberg geweilt, nicht nur um sich dort mit den Reformatoren über die kritischen Verhältnisse seiner Miltenberger Gemeinde zu besprechen, sondern auch um dort zum Doktor der Theologie zu promovieren. Diese Promotion geschah auf Luthers besonderes Drängen, der damit gegen die durch Andreas Bodenstein von Carlstadt damals in Gang gebrachte Verachtung des wissenschaftlichen akademischen Studiums thatsächlich protestieren wollte. Jener schon erwähnte Scharffenstein hat über diese Wittenberger Reise die boshafte Bemerkung gemacht: es sei ihm angelegen, „gen Wittenberg zu ziehen und um der weltlichen Ehre willen, in eines Goldschmieds Haus hinter dem Ofen, Doktor der h. Schrift zu werden, damit er seinen väterlichen Zunamen Drach möchte verändern und gar zierlich Dr. Carlstadius genannt werden.“ Wir dagegen werden annehmen dürfen, daß er als geschworener Doktor der h. Schrift nun vollends es als sein Recht und heilige Pflicht anerkannt hat, das lautere unverfälschte Gotteswort den römischen Satzungen zum Trotz weiterzuverkündigen. Er ist dann nach Miltenberg zurückgekehrt, aber schon im September 1523 brach über die Stadt die Katastrophe herein, die sie ihres ersten evangelischen Predigers beraubte.

Bereits im ersten Zeitraum seiner Miltenberger Amtsthätigkeit von Frühjahr 1522 bis 1523 hat er nicht blos bauen können, sondern kämpfen müssen. Gottes Wort rumorte, es konnte nicht anders sein. Aus der Feder eines der gewandtesten und leidenschaftlichsten literarischen Bekämpfer der Reformation, des Johann Cochläus, der damals Dechant der Liebfrauenkirche in Frankfurt a. M. war, besitzen

wir ein interessantes Aktenstück, enthaltend 14 ketzerische Artikel „eines gewissen Miltenberger Pastors mit Namen Johannes Draco“ mit beigefügter Widerlegung derselben. Diese Schrift ist aber bereits i. J. 1522 verfaßt, also damals schon wollte die katholische Partei dem unbequemen evangelischen Pastor den Prozeß machen; man sammelte Waffen gegen ihn, sparte sie aber, bis der günstige Zeitpunkt gekommen war, wo ein Angriff sicheren Erfolg versprach. Worin bestanden denn nun die von Cochläus aufgezeichneten Ketzereien Drachs? Er habe öffentlich gelehrt, — heißt es — das Fasten zu bestimmten Zeiten sei für die Christen keine Pflicht, man dürfe alle Tage Fleisch essen; ja er selbst habe sich nicht gescheut, in der letztvergangenen Quadragesimalzeit im Gasthaus „zur Kron“ öffentlich die kirchlichen Fastengebote zu übertreten; ferner habe er gepredigt: Messe feiern, Horen singen, Vigilien halten nütze weder den Verstorbenen noch erwürbe es Lebenden ein Verdienst; die Messe, die von einem bösen Priester oder nicht in richtiger Form celebriert werde, sei nutzlos; die Laien müßten im h. Abendmahl auch Wein, nicht nur Brot empfangen; Heiligentage und überhaupt Festtage außer Sonntag zu beobachten, sei niemand verbunden; die üblichen Prozessionen habe er verboten und obenein noch gesagt: „Ich bitt dich um Christi Jesu Blut willen, du wollest nit wallen oder mit den Kreuzen gehn, denn es ist eitel nichts“; und in der That seien in Folge dieser teuflischen Verführungskünste die üblichen Prozessionen in Abgang gekommen zum Schaden der göttlichen Verehrung und den päpstlichen Anordnungen zum Trotz. Weiter habe er gesagt, auch die Priester dürften ehelich werden, natürlich, um ihre Sinnenlust zu entfesseln; ferner: die Satzungen der Päpste und Konzilien gegen vorstehende Behauptungen seien unverbindliche Menschensatzungen. Auch habe er gepredigt, zur wahren Buße genüge die Zerknirschung des Herzens ohne die mündliche Beichte. Und zu all diesen scheußlichen und anmaßenden Ketzereien sei noch ein Zwiefaches hinzugekommen: Drach habe entgegen der alten kirchlichen Ordnung sich geweigert, den Altardienst mit Horensingen und Messelesen zu versehen, habe aber nichtsdestoweniger die dafür ausgesetzten Stiftungsgelder,

die sogenannten Präsenzen, für sich beansprucht und habe in dieser Angelegenheit als ein rechter Feind des Friedens und der Brüderlichkeit die Bürgerschaft und den Rat gegen seine Amtsbrüder, die Altaristen, aufgehetzt. Auf die letztgenannten Verhältnisse geht Scharffensteins erwähnter Bericht in seiner Manier näher ein: Drach habe gleich beim Amtsantritt den Eid verweigert, der Pfarrkirche Statut und Gewohnheiten zu halten; ferner „kam er die Woche nimmer in die Kirche, hielt sich bischöflich, Sonntags trat er mit zwei Schülern in die Kirche, gleich als ob er St. Peter selbst wäre, wollte nichtsdestoweniger Präsenz haben“, während die armen Altaristen in winterlicher Zeit früh und spät in der Kirche sein und mit Messelesen und Singen die Präsenz hätten verdienen müssen; er brauche wohl acht Tage zum Studieren für die Predigt. Die durch ihn bearbeitete Bürgerschaft habe dann die armen Priester gedrängt, nachzugeben, so daß ihm der Eid erlassen und doch die Präsenz gegeben worden sei.

So erschien Drachs Wirksamkeit in feindlicher Beleuchtung. Die Angelegenheit mit jenen Präsenzen ist nicht recht klar; vermutlich hatte der evangelisch gesinnte Rat bei Drachs Anstellung ihm einen Anteil derselben als Gehalt ausgesetzt, weshalb die Altaristen auch zur Nachgiebigkeit sich genötigt sahen. Und daß Drach von vornherein sich weigerte, den herkömmlichen Altardienst, in dem er mehr Götzendienst als Gottesdienst sah, mitzuverrichten, das war eine notwendige Folge seiner an Gottes Wort gebundenen Glaubensstellung. Seltsam mochte es freilich zuerst den an das katholische Kultusgepränge gewöhnten Leuten vorgekommen sein, daß nun an Stelle der täglichen Messe die sonntägliche Predigt in den Mittelpunkt des Gottesdienstes gerückt worden war, daß nur das Wort Gottes allein und der Glaube allein das die Seligkeit Bedingende sein sollte, nicht aber die gehorsame Unterwerfung unter die Gebote der Päpste, Konzilien und der Priester. Unrichtig ist übrigens sicher Scharffensteins gehässige Behauptung, Drachs Thätigkeit habe sich ganz auf die sonntägliche Predigt beschränkt. In seinem ersten Brief aus Wertheim ermahnt er selbst die Gemeinde: „Die Lektion zur Frühmeß laßt

nit abgehen." Wir haben auch von einem Augenzeugen, Michael Fink, die interessante Notiz, daß Drach Frühgottesdienste in der Woche eingerichtet habe; von einem Wochentag heißt es da: „Des Morgens um fünf hub der Kaplan an zu predigen aus dem Buche (d. h. wohl aus Luthers Kirchenpostille), wie es der Pfarrer angerichtet hatte." Und wenn wir jenes von Cochläus überlieferte Verzeichnis der ketzerischen Lehren durchmustern, freilich alle jene Behauptungen widersprachen schnurstracks „der von alters her angenommenen Gewohnheit der [römischen] Kirche" und vom Standpunkt der ihre Vorrechte eifersüchtig festhaltenden Hierarchie waren das alles „irrige, ketzerische und abscheuliche Anmaßungen", wie Cochläus oder seine Quelle urteilt. Aber Drach hatte in seinem Kampf wider alle jene kirchlichen Gewohnheiten, Satzungen, Machtsprüche einen starken Bundesgenossen an seiner Seite, nämlich das Wort Gottes und den Sohn Gottes, der nicht gesagt hat: ich bin die Gewohnheit, sondern: ich bin die Wahrheit.

Drachs Wirksamkeit verzehrte sich nicht in Kampf und Streit; er selbst tadelt die Prediger, „die nichts anderes können, denn wider die Pfaffen schwärmen." Im Grunde war doch sein ganzes Streben darauf gerichtet, durch das kraft- und geistvoll verkündigte Evangelium seine Gemeinde zu erbauen und zu stärken in rechtschaffenem Glauben, werkthätiger Liebe und geduldiger Hoffnung. Seine drei späteren Sendschreiben an die Miltenberger bezeugen das deutlich. Wir werden darüber noch Genaueres zu sagen haben, hier sei nur eine bedeutsame Stelle aus seinem ersten Brief von Wertheim aus vorweggenommen, er schreibt da: „Nie seliger ist Miltenberg gewesen, denn jetzt, so die Ceremonien niederliegen und herrscht allein das Wort Gottes, welches Eure Seelen heilig macht. Ich bitt Euch aber vor dem Angesicht Gottes und Christi: laßt alle Ding liegen und lauft zur Predigt. Die Lektion zur Frühmeß laßt nicht abgehen. Besser ists keine Meß, denn keine Predigt. Laßt Euch arme Hausleute befohlen sein und alle Feiertage zur Notdurft der Armen sammeln, wie Ihr mir zugesagt und ich Lorenz Weiß dazu bestellt."

Der treuen tapferen Arbeit Drachs fehlte es nicht an

Erfolg. Die Mehrzahl der Bürgerschaft und des Rats waren entschiedene Anhänger des Evangeliums, voran der Amtmann Friedrich Weygand, Drachs Vetter, und der Bürgermeister Niklas Clein, „dieser Sachen ein gerichter Leithammel“ (wie Scharffenstein ihn nennt). Neben dem Prediger wirkte als sein treuer Mitarbeiter der Kaplan Antonius Scherpfer.

Wirksame Förderer der evangelischen Bewegung waren jene zwölf Altaristen oder Meßpriester, die durch ihre Frivolität und Unsittlichkeit sich verächtlich gemacht hatten. In jenem Jahr 1523 erschien eine „Anklage der Stadt Miltenberg wider die Pfaffen daselbst“, die in 27 Artikeln scheußliche Sachen zu melden weiß; „diese Artikel haben die Bürger plötzlich und eilends gesammelt, daß sie einen Gegenwurf hätten, womit sie die Priester verklagten, welche sie beweisen können, aber man hat sie nicht wollen hören, und sind diese Artikel von einem Fremden abgeschrieben und in Druck gegeben.“ Darin wird erzählt von Urkundenfälschung, Diebstahl, Beleidigung, Bedrohung, Vergewaltigung, Ehebruch und Unzucht in vielen Fällen, nächtlichen Saufgelagen und Schlägereien, während am Morgen danach die heiligen Leute ganz ungeniert wieder Messe lasen; „und den Buben sollen wir glauben, Gottes Wort sollen wir nicht glauben!“ „Herr Johann Herdan, der Dechant, hat 4 Messen für einen Hund gelesen, 3 Messen um einen Vogel gehalten. Das heißt Christum wohlfeil verkauft!“ rc. Selbst jener Scharffenstein deutet in seinem Bericht an, die Priester seien hernach ernstlich zur Züchtigkeit und Ehrbarkeit vermahnt worden, was sie unzweifelhaft beherzigen würden. Diese Leute, welche Drach in seinen Predigten offen als Gotteslästerer und Ehebrecher strafte, hatten aber in Miltenberg einen mächtigen Freund und Beschützer an dem Schultheiß Conz von Aulenbach; wenn der gerufen ward, gegen das unzüchtige Treiben der Priester einzuschreiten, so kam er nicht, „denn — so heißt es in jener Anklage — er ist selbst wurmessig.“ Ein noch einflußreicherer Protektor der Altaristen war Conrad Rucker oder Ricker, kurmainzischer Kommissar und Kanonikus in Aschaffenburg, der erbittertste Feind Drachs. Bei diesem „Schlänglein von Aschaffenburg“

und auch beim dortigen bischöflichen Vitztum Philipp Echter fanden alle Anklagen gegen den evangelischen Pfarrer Miltenbergs williges Gehör. Von den genannten Führern der altgläubigen Partei war ein Ketzerprozeß gegen Drach längst vorbereitet. Wir erwähnten schon jenes aus dem Jahre 1522 stammende Aktenstück, das Cochläus bearbeitet und später veröffentlicht hat. Vermutlich hat man dann Drachs zeitweilige Abwesenheit in Wittenberg während des Frühsommers 1523 dazu benutzt, um alle Vorbereitungen zu einer wirksamen Durchführung des Prozesses zu vollenden. Darf man Scharffensteins Angaben trauen, so wurde Drach seit Johanni (1523) dreimal vom Kommissar Rucker zum Termin nach Aschaffenburg vorgeladen. Statt seiner erschien nach der ersten Citation eine Deputation des Rats, bestehend aus Weygand und zwei Ratsmitgliedern, um Rucker zu bitten, der Prozeß gegen ihren Pfarrer möge niedergeschlagen oder ihm wenigstens erst eine Kopie von den angeblich ketzerischen Artikeln zugestellt werden. Aber dazu verstand sich der Kommissar nicht, und weil Drach der wiederholten Vorladung unter diesen Umständen nicht folgte, so wurde die Exkommunikationsurkunde wider ihn ausgefertigt. Erst fand man keinen Boten dafür, dann wurde sie dem Amtmann Weygand und dem Schultheiß Aulenbach amtlich mit dem Befehl zugestellt, sie im Namen des Erzbischofs der Gemeinde bekannt zu machen. Nur mit Mühe wurde ein Altarist gewonnen, welcher in Gegenwart jener beiden Amtspersonen am Tage Mariä Geburt (8. September 1523) die verhängnisvolle Urkunde in der Kirche vorzulesen bereit war. Als die versammelten Personen den Namen nennen hörten, brach ein Sturm der Entrüstung los, das empörte Volk drängte gegen den Pfaffen vor. Und wäre Drach nicht eilends aus der Sakristei gelaufen, hätte er nicht das Volk beschwichtigt, den Pfaffen vom Altar gerissen und in die Sakristei geschlossen, Gott weiß, wie es jenem ergangen wäre. Der Vorleser entfloh nach Würzburg. Drach selbst verwaltete sein Predigtamt noch einige Zeit, ohne des Bannes zu achten. Rat und Bürgerschaft sandten nun eine zweite Supplikation nach Mainz, doch kam der ungnädige Bescheid zurück, sie sollten den Pfarrer hinwegthun bei Verlierung

Leibes und Gutes. Da baten sie selbst ihn, eine Zeit lang zu weichen, und gaben ihm zu Schiff Main aufwärts bis Wertheim das Geleit, während der Kaplan Anton Scherpfer bei ihnen zurückblieb. Eine Pforte, durch die Drach der Sage nach die Stadt verlassen haben soll, heißt heute noch das Lutherthörlein. Sein Abschied aus Miltenberg ist, wie man sich denken kann, nachträglich von seinen Feinden aufs gehässigste gedeutet worden. So nennt ihn Cochläus einen treulosen, feigen Menschen, der, nachdem er das Miltenberger Volk zu Ketzerei und Aufruhr gegen den Landesfürsten, den Erzbischof von Mainz, verführt, weder die Untersuchung noch das Urteil abwartete, sondern nichtswürdig entfloh, das verführte Volk in Gefahr zurücklassend. Andrerseits konnte Drach in seinem Wertheimer Brief schreiben: „Was meinen Abschied von Euch antrifft, wisset Ihr, daß es mit großer Beschwerd meines Herzens geschehen und von Euch erbeten ist.“ Und später in seinem Wittenberger Brief, worin er sich freilich gegen das Murren einiger seiner Anhänger verteidigen mußte: „Ja, sagen die Andern, du liegst dort und läßt uns hier stecken. Wer ist eine Ursach meines Abschieds? Ists nicht Eure Liebe? Bin ich nicht von Euch erbeten zu weichen? Oder hab ich nicht Euren Nutzen darin gesucht?“ Wir werden ihm das aufs Wort glauben und doch urteilen dürfen, daß das heldenmütige Ausharren des Kaplans Anton Scherpfer an dem gefährdeten Platz uns sympathischer ist.

Alsbald nach Drachs Abreise fühlten sich die Altaristen nicht mehr sicher in der Stadt. Gewiß werden herbe Drohworte wider sie gefallen sein, von Thätlichkeiten weiß Scharffenstein doch nur zu berichten, daß einem Priester die Hausthür aufgetreten wurde, ferner daß ein Altarist und des Schultheiß Knecht verwundet worden seien; auf die Beschwerde des letzteren habe der Bürgermeister Clein blos gesagt: „Geh, laß dich binden!“ So machten sich denn die Altaristen davon zu ihrem Freunde Rucker nach Aschaffenburg und verklagten die Miltenberger Bürger, daß sie sie erschlagen wollten. Diese aber protestierten dagegen und behaupteten, daß die Priester „unverjagt geflohen“ seien, schickten deshalb auch noch einmal eine Gesandtschaft an

den obersten Statthalter Dr. Zobell nach Mainz, die aber unverrichteter Sache wieder heimkehren mußte.

Auf diese Lage kommt Drach in seinem Wertheimer Sendbrief zu sprechen: „Jetzt werdet ihr versucht von Gott in dem, daß all Eure Priester unverjagt aus der Stadt laufen, lügen, trügen wider Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, kurz wider ihr Vaterland und mich Armen.“ Er mahnt dann, sie sollten Gott bitten, daß niemand in Versuchung falle, denn durch ihre Ungeduld würde das Evangelium geschändet. „Das rede ich vor Gott; wenn dem ärgsten Feind meinethalb etwas geschähe, wollt ich, daß ich Miltenberg nie gesehen hätte.“ „Ihr seid meine Zeugen, daß ich meinen Brüdern den Priestern nie Ursach geben hab, daß sie meine Seel suchen; beißt sie Gottes Wort, wer bin ich, daß sie mit mir zürnen?“ Die Anklage wider sie, als hätten sie die Priester verjagt, sollten sie mit Geduld tragen, Conrad Rucker nicht fürchten und Gott bitten, daß er ihre Feinde erleuchte. Kämen die Priester zurück, so sollten sie ihnen „das Erdreich gönnen“ und alles dem Urteil des himmlischen Richters anheimstellen, wie auch er (Drach) selbst seine Verteidigung gegen seinen Todfeind Conrad Rucker zurückgelegt habe. Eine Frucht des rechten Glaubens sei, Liebe und Friede mit allen Menschen haben. Es werde ihm selbst nicht schwer, seine Feinde zu lieben, denn die Feindschaft wäre doch von Gott verhängt, der den Glauben durch die Anfechtung probieren wolle. Sie sollten auch verzeihen können. „Ein hoher mächtiger Geist ists, der Gott über alle Dinge liebt und um Gottes willen alle, die ihm Leids thun, zu gering achtet, daß er sich gegen sie räche, und ein solcher Geist sieht durch die Liebe in den Abgrund der Gottheit und bekennt, daß kein göttlich nützer, lustiger Ding von Gott kommen sei, denn die Lieb Gottes und aller Menschen.“ — Ich füge hier auszugsweise noch einige Sätze und Gedanken aus dieser inhaltsreichen Epistel an. Im Eingang heißt es: „Wollt Gott, daß ich nit von Euch gerissen wär, denn Ihr die Erstling seid meines Predigens. Ich bitte Gott, daß er seinen heiligen Namen in Eurer Stadt rasten lasse ewiglich. Wisset, daß ich in meinem Abwesen hitziger im

Geist bin gegen Euch und hoffe, Ihr sollt bald sehen das Heil Gottes, nämlich wie der Endchrist mit dem Mund des Herren Jesu vertilgt und Gottes Name allein erhöhet wird in aller Welt." Ausführlich geht er dann auf die evangelische Grundlehre von der Glaubensrechtfertigung ein und stellt sie gegen Mißverständnisse sicher: Durch Glauben allein gerechtfertigt, seien wir doch schuldig allezeit, Werke des Glaubens und der Liebe zu thun, doch ohne darauf zu trauen oder zu trotzen. Gottgefällig sei nur das Werk, das Gott in uns wirkt, der Glaube an Jesum und die Liebe gegen den Nächsten. Es müsse aber ein jeglicher besonders glauben, Christus sei für uns gestorben. Erst aber solle man auf Anregung des Geistes Gott die Sünde beichten, dann flugs vor sein Angesicht treten. „Wie kann Christus dir versagen, wenn du kommst und betest im wahren Geist? Denn Christus ist unser gnädiger Herr." Wer aber auf die Gnade Gottes und Christi sündigt, des Verdammnis sei ganz recht. „Hat dir Gott alle Sünden geschenkt durch Christum und giebt dir das ewige Leben ohn Verdienst, willst du Gott nicht darum danken?" Durch das Hören des lebendigen Wortes und öfteres Gehen zum Tisch Jesu sollten sie den Frieden mit Gott erhalten. Dann folgt eine Warnung vor Heiligenanbetung, Wallfahrten, Festhalten an päpstlichen Ceremonien: des Endchrists Jünger seien, die sich halten an die Kreaturen und Nothelfer und nicht an das Haupt aller Heiligen, Christum. „Hütet Euch vor Vigilien, Salven und Ceremonien, die für Euch Geldes halben geschehen. Laßt der Toten Gräber unbesprengt mit Weihwasser. Die auf ihrem alten Glauben bleiben wollen, die laßt zum Weihwasser laufen; laßt sie Jahrtage stiften, denn die Toten warten dort darauf, daß man hier Erste, Siebente, Dreißigste laß halten;[1]) Eure Apostel warten auch darauf, daß sie auf die Stuben zum Wein gehn und spielen mögen." „Nicht wunder ists aber, daß man die Meß für

[1]) Gemeint sind Totenmessen, die man am 1., 7., 30. Tag oder am Jahrestag nach dem Abscheiden eines Angehörigen für sein Seelenheil lesen ließ. Die Meßpriester hatten ein Interesse an der Häufung solcher frommen Stiftungen, denn sie wurden dafür bezahlt.

die Toten verkauft, so Ihr auch etliche findet (das Schand ist zu reden), die drei Messen für einen Vogel und vier für einen Hund gelesen haben. O Gott, ist dein Sohn Jesus darum gestorben, daß man ihn wider die Meinung deines h. Wortes und dazu für Hunde opfert!" Am Schluß heißt es: „Grüßt Friedrich Weygand, denn er väterlich handelt gegen die Gemeine Gottes, Antonium meinen Mitgenossen im Evangelio haltet freundlich, desgleichen Johann Schonlein seid förderlich, daß er bei Euch bleib. Bittet Gott für mich! 1523. Aus Wertheim." —

Bald nachdem die Miltenberger diesen wohl in der ersten Hälfte Oktobers verfaßten Brief erhalten hatten, brachen furchtbar schwere Tage über die Stadt herein. Die Gegner hatten beschlossen, das Evangelium mit Gewalt auszurotten, und den entscheidenden Schlag klug vorbereitet. Am Donnerstag nach St. Galli d. i. am 20. Oktober 1523 trafen nach vorheriger Anmeldung Domherrn und Statthalter teils zu Pferde teils zu Schiff ein. Die Miltenberger sahen in ihnen offenbar nur die längst erwartete Untersuchungskommission, an Ueberrumpelung durch Gewaltthat dachte wohl niemand. Aber auf List und Gewalt war alles zugerichtet. Nachmittags um vier Uhr war zuerst der Hofmeister mit etwa 30 Berittenen im Schloß angekommen und hatte ohne Aufsehen sofort den treuen Amtmann Weygand gefangen gesetzt. Als am Abend auch die Domherren eingetroffen waren, versicherte man sich mit Gewalt der Personen der Thorschließer, und den Turmwächtern ward geheißen in derselben Nacht nicht zu rufen. Aber die Statthalter und Domherrn hatten das einfältige Bauernvolk aus den Dörfern ringsum aufgeboten, das versammelte sich nun heimlich in der Nacht vor Miltenberg. Da ist Conz von Aulenbach, der Schultheiß, fröhlich geworden und hat um 1 Uhr nach Mitternacht einen Teil der bewaffneten Bauern hinten zum Schloß hineingelassen, die andern aber wurden um die Stadt vor die Thore gelagert, um am nächsten Morgen früh auf ein verabredetes Zeichen in die Stadt zu fallen. Freitag früh um 5 Uhr läutete es und hielt der Kaplan den gewöhnlichen Frühgottesdienst; ursprünglich war der Domherren Plan gewesen, hier den Kaplan und alle in

der Kirche versammelten Christen zugleich zu fangen, aber die Verabredungen hatten nicht gestimmt. Nach der Frühpredigt läutete es noch einmal, die Bürger glaubten, sie sollten aufs Rathaus zusammenkommen, gingen zum Teil hin. Da fielen die Reisigen und Fußbauern aus dem Schloß in die Stadt, Conz von Aulenbach, wie Judas voran, rief: „Stecht tot! stecht tot!“ Gleichzeitig brachen die Bauern, mehrere hundert an der Zahl, vom Oberthor, Unterthor und Mainthor in die Straßen und stürmten gegen die Christen, die teils niedergeworfen, teils gefangengenommen wurden. Alle Bürger mußten nun unbewaffnet aufs Rathaus kommen. Da sprach der Hofmeister: „Ihr habt meines gnädigen Herrn Gebot nicht gehalten.“ Hans Schmid wagte eine Entschuldigung anzufangen, man ließ ihn aber nicht reden. Zur selben Stunde wurde ein Zettel verlesen, darauf die Namen derer standen, die die Chorherren insonderheit verklagt hatten, es waren Niclas Clein der Bürgermeister, Lorenz Weis, Johannes zur Cron, Linhart Satler, Endres Bender, Paul Leynenweber, Lorenz Lucas, Hans Knorr, Hans Butzbach, der alte Dürr, Ditz Schiffmann u. a. Die Verlesenen mußten auf eine Seite treten, wurden zwischen die Rosse genommen, so aufs Schloß geführt und dort ins Gefängnis geworfen. Danach stürmten die Bewaffneten vor das Pfarrhaus; sie meinten, der Pfarrer selbst wäre anwesend, aber die obersten Priester wußten, daß er nicht da war, sondern nur der Kaplan. Dieser hatte sich in das Nachbarhaus zu Frau Walpurg geflüchtet. Als man niemanden im Hause fand, zerschlug man alles, was man darin fand, die Bücher wurden zerrissen und auf die Gasse geworfen. Da ließ der Vitztum Philipp Echter ausrufen durch die ganze Stadt: wer den Prediger herberge, den wolle man greifen zu Leib und Gut. Danach hat Frau Walpurg dem Kaplan gesagt, sie wolle es anzeigen. Darauf er: „In Gottes Namen!“ Das that sie denn und hieß lange Zeit in der Stadt die Judassin. Auf die Meldung hin stieg der Vitztum vom Roß und ging mit etlichen Soldaten in das bezeichnete Haus, ein Reitersmann voran die Stiege hinauf. Da ist der Kaplan herabgekommen und hat gesagt: „Sei gottwillkommen, lieber Bruder, was

willst du? mich erwürgen? da bin ich!" Als sie draußen waren, drängten die wütenden Bauern heran und stachen nach dem Prediger, aber der Reitersmann wehrte sie ab. So führten sie ihn aufs Schloß, wie er stand und ging, er hatte nur ein Leibröcklein an und nichts auf seinem Haupt. Unterwegs sprach er: „Mir geschehe, wie Gott will! Christus ist bei mir, der wird mich stärken bis ans Ende." Als sie vor das Schloß gekommen, hat er herabgeblickt auf die Stadt, seine Hände gen Himmel erhoben und Gott gedankt. Während die Domherren tafelten, wurde er ihnen vorgeführt. Sie fragten, warum er keine Platte trüge? Er antwortete: „Platte oder nicht, vor Gott ists gleich." Sie: was eines Priesters Amt sei? Er: sie sollten's ihm doch sagen! Da schwiegen sie. Dann fragten sie: was er predigte? Antwort: Das Evangelium. Danach ließen sie ihn abführen zum Turm und gefangen legen.

So verging der Freitag. Die ganze folgende Nacht hindurch waren Bewaffnete in und außerhalb der Stadt gelagert. Auch hatte der Schultheiß den Bürgern die Schlüssel abgenommen.

Samstag früh mußten die Bürger alle unbewaffnet wieder auf dem Rathaus erscheinen. Gewappnete standen ringsum. Gegen die Anklagen der Pfaffen durfte niemand sich verteidigen. Es wurden ihnen aber eine Reihe von Artikeln geboten folgenden Inhalts: Ihr Pfarrer sei ein Verführer, seine Predigt falsch; „wißt ihr nicht, daß alle Lutherische Bücher verdammt sind zu Worms?" Käme der Pfarrer wieder, so sollte ihn der Schultheiß von der Kanzel herabstürzen. Der Kaplan habe keine Platte, er sei wohl ein Diebhenker. Ob sie jedem Buben glauben wollten? Sie sollten glauben, was ihre Eltern geglaubt, Vigilien halten, den Pfaffen Zins, Gut, Zehnten geben, die Toten begehen lassen, und opfern, wie früher. Die Männer sollten ihren Weibern die Mäuler stopfen, daß sie nichts mehr von dem Pfarrer redeten. Nützer als die Bibel lesen sei ihnen Wein und Korn lesen. — Als die Statthalter ihnen vorwarfen, sie seien treulos gegen ihren Bischof und müßten darum Strafe leiden, haben sie sich auf den Bischof selbst berufen, aber jene verboten ihnen bei Leib und Gut, an

den Bischof zu schreiben, und nahmen ihnen einen Eid ab, daß sie keinen andern Herrn suchen wollten als den Bischof von Mainz. Das haben die Bürger auf dem Rathaus geloben müssen wie Biederleute und freie Christen, die auch bei ihrem Herrn bleiben wollen, die Gewaltthat Gott anheimstellend.[1]) Als nun aber die Bürger ihre Anklagen gegen die Pfaffen vorbringen wollten, wurde ihnen das nicht verstattet.

Nach Abschluß dieser Verhandlungen zogen die bischöflichen Räte und Priester in die Kirche zur Messe, orgelten und ließen das Te Deum singen; denn sie hatten, wie Scharffenstein urteilt, „ein in Wahrheit notdürftig (notwendig), selig und gut Werk“ vollbracht. Ein anderer Berichterstatter, Michael Fink, meint, sie hätten ihren alten Glauben wieder erlogen und Christum aus der Kirche verjagt. Zur Sicherung des vollbrachten Werkes wurde ein Haufe Kriegsleute zurückgelassen, welche nötigenfalls die Widerstrebenden mit Gewalt zur alten kirchlichen Ordnung treiben sollten. Die von einem gläubigen Katholiken verfaßte Chronik der Stadt Miltenberg, welche aus dessen Nachlaß neuerlich (1890) der Magistrat veröffentlicht hat, berichtet noch Folgendes: „Die ganze Geschichte endete mit einer für die Stadt Miltenberg höchst traurigen Execution, indem einige der Rädelsführer (die Sage behauptet, es seien Magistratsmitglieder gewesen) auf dem öffentlichen Platz der Pfarrkirche gegenüber enthauptet worden sein sollen. Noch in den 1780er Jahren konnte man in einem Zimmer oberhalb der Sakristei der Pfarrkirche neben der Bibliothek den schwarzen Stuhl sehen, auf welchem sie gesessen, als ihnen der Kopf abgeschlagen wurde.“ Die uns vorliegenden Quellenschriften reden unbestimmter; die eine von „etlichen Heiligen und Märtyrern“, die andere von „zween Märtyrern

---

[1]) Man vergegenwärtige sich die Thatsache, daß ihr Bischof zugleich Kurfürst war, daß also geistliches und weltliches Regiment in einer Hand lag und eine Auflehnung gegen die kirchliche Ordnung daher formell sofort als Aufruhr gegen den Landesherrn gedeutet werden konnte. Wie viel schwere Gewissenskämpfe mag damals die unselige Vermischung politischer und kirchlicher Gewalt verursacht haben! Ebenso konnten einst die Apostel Aufrührer gescholten werden, weil sie Gott mehr gehorchen wollten als den Menschen.

im Turm.“ Vielleicht ist die Hinrichtung, die freilich an sich in jener Zeit nicht unwahrscheinlich wäre, doch nur eine Sage.

Als Drach von der Katastrophe des 20. Oktobers Nachricht erhielt, war er nicht mehr in Wertheim, sondern in Nürnberg. Unter dem frischen Eindruck des Gehörten verfaßte er dort am Donnerstag nach Martini 1523 voll tiefster Herzensbewegung eine Bittschrift an den Landesherrn Kurfürst Albrecht von Mainz „von wegen der Bürger und Gefangenen zu Miltenberg.“ Er führt darin aus: Die arme Gemeinde habe nicht wider den Kurfürsten gesündigt, unschuldig der Wahrheit halben sei sie gestürmt, und ihr auch verboten, dem Landesherrn davon zu klagen oder zu schreiben. Die Steine würden schreien, wenn man dazu schweigen wolle. „Unverurteilt martern und peinigen ist wider Gott und kaiserliches Recht und Freiheit; ich begehr die Armen ledig und zur Verantwortung kommen zu lassen.“ „Euer Gnaden sind wohl nicht recht berichtet. Denn die Kinder auf der Gasse wissen, wie Conrad Ricker wider das Evangelium Christi, und die von Christo mehr glauben als vom Papst, allezeit gelogen und gefochten; jetzt greift er uns an mit dem nichtigen Bann, vermeint uns mit dem Strick kaiserlicher Majestät Mandats und päpstlichen Dekrets zu fahen. Wir haben den gottlosen Kommissarien lassen donnern und uns erboten, vor Euer Kurf. Gnaden als vor dem obersten Richter (des Erzstiftes Jurisdiktion damit unverachtet) zu beweisen, daß uns in allen Stücken Gewalt und Unrecht geschieht. Seht aber E. G., wie sich das Schlänglein von Aschaffenburg gekrümmt und sein Gift in viel Leut gepfiffen hat, ehe es der Christen Blut versucht und seinen Durst mit der Miltenberger Leid gelöscht hat! Denn so er mich, über all mein Erbieten, mit dem Bann übereilt, gebot er den Altaristen flugs darauf, sie sollten bei Verlust ihrer Pfründen aus der Stadt fliehen, auf daß ein Geschrei ins Land käme, die Miltenberger hätten ihre Pfaffen verjagt, so doch nie kein Miltenberger einem Pfaffen ein Leid gethan oder zu thun begehrt hat. Zudem hat er seine Söhne, die Altaristen, zu sich in sein Haus genommen, unterrichtet, wie sie den Statthaltern klagen und daneben

anzeigen aller Bürger Namen, die etwa die heiligsten Personen mit leichtfertigen Worten besprengt, und ist allezeit in allen Sachen (denn es ihm viel Geschenk gebracht) ein Schild der Altaristen gewest; also, daß man die Altaristen gern gehört, ihnen allein geglaubt, uns aber ists nie so gut worden." Er weist dann hin auf die Artikel der Gemeinde Miltenberg wider die Priesterschaft, deren jeder sträflicher sei als alle Miltenberger Sünden, und klagt über die erduldeten Gewaltthaten, daß alle Bürger gefangen worden seien, viele in den Turm gestürzt, das Evangelium zu lesen verboten, alte Freiheiten genommen, der Kaplan gefangen, kurz der Glaube an Christum mit Gewalt zu tilgen versucht worden sei. Das sei ganz wider Gott; wenn der Kurfürst nicht mit Ernst dagegen handle, so werde Gott ihm zürnen. Wenn er aber seine bischöfliche Gewalt brauche zu bauen, nicht zu brechen, so würden Kindeskinder Bischof Albrechts Gnade preisen; es gäbe nichts Fürstlicheres für ihn, denn daß er selbst gen Miltenberg ziehe und sehe, wie die Wölfe ein Gemetzel im Schafstall Christi zugerichtet. Daneben dankt er dem Bischof, daß er ein Jahr lang ihn zu Miltenberg frei habe Christum predigen lassen. Auf den von den Statthaltern in des Bischofs Namen ihm gemachten Vorwurf, daß er die Miltenberger durch neue Lutherische Predigt verführt habe, antwortet er: „Bringen sie des Zeugnis aus der Schrift! Was ich und mein Kaplan gepredigt, ist wahr, man wolle denn Christum und Paulum leugnen, wie Konrad Ricker thut. Wie wir gelehrt haben, wollen wir bekennen vor dem Gerichtstuhl Christi." Es werde dem Bischof verdacht werden, als könne er Gottes Wort im Erzstift nicht leiden, weil seine Statthalter zu den in der h. Schrift ungegründeten Ceremonien mit Gewalt treiben und den Glauben an Christum mit Gewalt verbieten. „So sie [die Miltenberger] jemand verklagt, stelle man die dar, die es von ihnen sagen und laß sie sich verantworten. Alsdann will ich meine Seele für die Gefangenen, meinen Kaplan und alle Miltenberger setzten. Findet man sie schuldig in einem Punkt, will ich mein Leben dargießen. Ist aber solch Gefängnis des Predigens und ihres Glaubens halben, wie am Tag liegt, erwachsen und sie überwunden

werden als Ketzer, will ich abermals für meine Brüder antworten oder brennen. Nichts ist an mir gelegen. So wird die Zeit, die nach uns kommt, mehr Christen tragen, denn Blumen." Schließlich begehrt er schriftliche gnädige Antwort, sonst sei er verursacht, die Sache weiter zu suchen. Schnelles Eingreifen thue not, denn, wie er höre, habe Gott allbereits zween Märtyrer im Turm gegeben. „Ich befehle mich — heißt es am Schluß — in E. G. Schutz und Schirm, auch die getreuen Friedrich Weygand und Johannes zur Kron und alle, die des Evangeliums halben beleidigt sind. Gegeben zu Nürnberg 1523 Donnerstag nach Martini. E. Kurf. Gn. armer unterthäniger Doctor Joh. Carlstadt, verjagter Pfarrherr zu Miltenberg."

Nur kurze Zeit kann Drach in Nürnberg geweilt haben. Sein eigentliches Ziel war Wittenberg. Um Weihnachten war er in Erfurt. Das mag ein schmerzliches Wiedersehen gewesen sein für ihn und seinen Eobanus Hessus, dem es bei dem Verfall der Universität auch kümmerlich genug erging. Die ganze Reise Drachs scheint gefahrvoll gewesen zu sein; er deutet das wenigstens in seinem später zu erwähnenden Wittenberger Brief den Miltenbergern an: „Bin ich in Rosen gesessen und Ihr habt allein gelitten? Wie ging es zu Wertheim? Wie auf dem Wege, da mich der Herr oft trieb bis an Tod? Wie zu Erfurt?"[1]) Er behielt aber seinen getrosten freudigen Mut; ein schönes Zeugnis dafür ist der zweite Trostbrief, den er in Erfurt am Christtage 1523 an die Miltenberger geschrieben hat. Einige Kernworte daraus: „Christus küßt seine Braut mit dem Kreuz." „Wo Christus gepredigt wird, da muß das Kreuz getragen sein." „Verfolgung ist die erste Staffel zum Himmel." „Miltenberg trägt das Kreuz anderen Städten zum Exempel." „Wir müssen untergehn, Gottes

[1]) Aus einer noch erhaltenen (ungedruckten) Antwort des Erfurter Rats an die kurmainzischen Räte vom 8. Januar 1524 ersehen wir, daß letztere den Stadtrat aufgefordert hatten, den sich angeblich in Erfurt aufhaltenden „Johann Drach, ausgetretenen Pfarrherrn zu Miltenberg", zu verhaften. In der Antwort der Stadtbehörde heißt es, daß der Gesuchte bereits vor zwei Tagen die Stadt verlassen habe.

Wort aber muß aufgehen.“ „Wo kein Kreuz ist, da ist kein Christ“: sie sollten Gott für das Kreuz danken, sich des Evangeliums nicht schämen; dies Leben sei doch nur eine Pilgerfahrt, der Tag des Todes besser als der der Geburt; sie seien nur angetastet an dem, das sie ohne dies bald verlassen müssen, die Seele könne ihnen niemand nehmen. So weh es ihm thue, daß Gott ihren Glauben so geschwind probiert habe, so sei ihnen dies doch nützer als aller Fried und Ehre. Sie sollten nur an ihre Taufe gedenken, dieselbe bedeute ja ein tägliches Begräbnis der Sünden und Auferstehen mit Christo. Neben den drei Zeugen im Himmel (Vater, Wort, Geist) seien drei Zeugen auf Erden: Geist, Wasser, Blut d. h. Glaube, Taufe, Verfolgung (1. Joh. 5); wo die drei Zeugen nicht sind, da sei auch kein Christ. — Dabei kommt er auch auf die besonderen Zustände der Miltenberger Christen zu sprechen. Er habe gehört, daß sie zum alten Glauben mit Gewalt gedrungen würden; da ist dies sein Rat: „Wenn sie [die Geldprediger] Euch von Christo abführen zu Creaturen, so schreit in Euren Herzen zu Gott: Herr, dich sollt man anbeten! Und so man Euch zur Abgötterei zwingt, legt Euren Willen nit dazu, so bleibt Ihr reine. Und wisset, daß Gott, der da sitzt auf Cherubim und siehet in die Abgründe, urteilt nit nach äußerlichen Werken oder Ceremonien, sondern nach dem Grunde des Herzens.“ Zum Schluß: „Bittet Gott ohn Unterlaß für unsere Brüder, Antonium, M. Christoffel, Pfarrherrn von Bischofsheim, und seine Diener samt allen Gebundenen Jesu Christi, und für mich!“

Jener Anton Scherpfer, Drachs Kaplan, war inzwischen nach Aschaffenburg gebracht. Am 13. November 1523 fand seinetwegen auf dem Rathaus zu Miltenberg ein Zeugenverhör statt. Der Prozeß endete, wie vorauszusehen, mit dem Urteil, daß er als Ketzer und Schismatiker schwer zu bestrafen, auch in die Unkosten zu verdammen sei. Ueber das Fernere verlautet nichts.

Auch gegen Drach ist die Untersuchung in Miltenberg am 18. Januar 1524 wieder aufgenommen worden, sie ergab 20 Anklagepunkte wegen Irrlehren und verdächtiger Handlungen, die im wesentlichen schon in den von Cochläus

verzeichneten 14 Artikeln enthalten sind; neu hinzugefügt zu sein scheinen einige Aeußerungen Drachs über den Mißbrauch der Brüderschaften, der Bilder und des Kirchenschmucks, der Stiftung von Jahrtagen, Benefizien 2c. Ueber den Fortgang dieses Prozesses sagt die Chronik Miltenbergs nichts weiter, aber sie bringt aus dem Taubergauer Kapitelsbuch die interessante Notiz, daß Heinrich Zink noch 1523 die Pfarrei Miltenberg erhielt, und zwar wird dieser, mit Uebergehung Drachs, als der erste Pfarrer zu Miltenberg nach der Absonderung von der Mutterkirche bezeichnet.

Im Januar 1524 wird Drach, von Erfurt kommend, in Wittenberg eingetroffen sein. Durch ihn erfuhr Luther nun Genaueres über seine Vertreibung und über die schweren Drangsale, welche die Miltenberger Christen zu ertragen hatten. In einem Brief an Spalatin vom 18. Januar 1524 erwähnt Luther beiläufig drei Verfolgungen, welche die Evangelischen im Herrschaftsgebiet des Mainzer Cardinals, des „unseligen Mannes“, erlitten hätten: in Halle, und vorher in Miltenberg und Halberstadt. Weil nun Drachs Bittschrift, die er am Donnerstag nach Martini 1523 von Nürnberg aus an Albrecht von Mainz um Anstellung eines geordneten Rechtsverfahrens gerichtet hatte, erfolglos geblieben war, mußte es ihm lieb sein, daß jetzt der Reformator selbst im Interesse der Miltenberger Gemeinde seine gewichtige Stimme zu erheben beschloß, umsomehr als die Nachrichten aus Miltenberg den Abfall mancher Evangelischen zu melden hatten. Dies vor allem bewog auch Drach, von Wittenberg aus noch eine dritte tröstende und mahnende Epistel an seine alte Gemeinde zu richten; er that es gleichzeitig mit Luther, wie aus seinem Vorwort hervorgeht, wo er sagt: „Luthers Trostbrief nehmet freundlich an, denn seine Lehre und Trost kommt von Gott.“ Beide Briefe erschienen alsbald, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte Februars, gedruckt in Wittenberg. Drachs Brief wendet sich zunächst „an die getreuen und ehrbaren Friedrich Weygand, Johann Fundschell und alle Ratsfreunde zu Miltenberg“, grüßen läßt er „Antonius, Lorenz Weis, Clein, Paulos, Dürr mit ihren Mitgenossen, Johannes zur Kron mit seinem Hausgesinde, Fock, die Straußin und alle,

die lieb haben den Namen des Herrn mit ungefärbtem und unverrücktem Glauben." Mit beredten Worten weist er sie in die h. Schrift als die einige Quelle der Wahrheit und des Trostes: „Forschet in der Schrift und laßts Euch unverboten sein bei Eurer Seelen Seligkeit!" Auch zur Buße mahnt er: „Plagen uns die Teufel von Mainz und Aschaffenburg, vielleicht habens unsere Sünden verdient." Eindringlich verkündet er wieder den Kern der evangelischen Heilslehre, die „dem bloßen Glauben an Jesum die Rechtfertigkeit vor Gott giebt." „Von solchem Glauben soll man Euch hinfort die Miltenberger heißen, nämlich die Gottes Gnade und Mildigkeit mit Freuden annehmen und nicht bergen können, es koste was es wolle." Er tröstet: ihr Leiden um Christi willen sei Gnade, dafür sollten sie Gott preisen. Bemerkenswert sind besonders die Warnungen vor Abfall: „Hütet Euch vor denen, die den Weg des Kreuzes lästern und um ihres schändlichen Gewinnes willen das Evangelium verleugnen." Alles komme darauf an, daß man Gottes Wort nicht verleugne, sondern fest daran hange. „Tausendmal besser die Verleugnung widerrufen und in Turm oder Tod gegangen, denn Gott, allen Heiligen und Menschen zu Spott auf Erden leben." Er selbst verteidigt sich hier auch gegen das Murren etlicher Anhänger, die ihm vorwarfen, daß er sie im Unglück stecken lasse (siehe oben S. 13) und faßt schließlich die Möglichkeit seiner Rückkehr ins Auge: „Ists aber möglich und Gottes Wille, so komme ich wiederum zu Euch, auf daß ich erfreuet werde durch Euern christlichen Wandel."

Ehe Luther seinen Trostbrief veröffentlichte, schrieb er am 14. Februar sehr bezeichnend an den Kardinal Albrecht von Mainz: Obwohl es von des Kurfürsts Gewaltigen verboten sei, weder an ihn, den Landesherrn, noch an die zu Miltenberg des Handels halben, so sich daselbst begeben hat, zu schreiben, dringe ihn doch sein Gewissen dazu. Es sei nun das dritte Mal, daß unter der Herrschaft des Kurfürsten sich der Same des göttlichen Wortes hebe.[1]) Land und Leute wüßten, daß die zu Miltenberg keines

[1]) Vgl. oben S. 24 die Bemerkung über die Verfolgungen in Halle, Halberstadt und Miltenberg.

Aufruhrs halber also geplagt seien, sondern allein des Evangelii oder Predigens halber, und daß solches unter dem Kurfürsten geschehe, sei ihm treulich leid. Gern möchte er für die armen unschuldigen Leute bitten, wolle es aber lassen; das aber könne er nicht lassen, eine öffentliche Trostschrift ausgehen zu lassen, „damit nicht mein Christus am jüngsten Tage zu mir sage: Ich bin gefangen gelegen, aber ihr habt mich nicht besucht. Nun will ich Euer Kurf. Gn. damit schonen, aufs Beste ich mag, denn ich noch immer eine gute Zuversicht habe, E. K. F. G. sei nicht der Meinung, als etliche Wölfe und Löwen an E. K. F. G. Hofe sind, und will diesen Brief darum zuvor an E. K. F. G. haben lassen gelangen, damit ich nach dem Evangelio E. K. F. G. zuvor ermahnete, ob sie vielleicht solches nicht wüßte; und ob ichs nicht alles gleich würde treffen und aufs schönste machen, daß E. K. F. G. nicht mit mir, sondern mit denselben Wölfen und Löwen zu reden habe, die ihres Mutwillens unter E. K. F. G. Namen pflegen. Befehl hiemit E. K. F. G. in Gottes Gnaden und bitte mir mein nötiges Schreiben gnädiglich zu verstehen.“ Man erkennt deutlich, Luther hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß der Fürstprimas Deutschlands — etwa so wie sein edler Vetter, der Hochmeister Albrecht von Preußen — sich für die Sache des Evangeliums erklären könne. Darum spricht er im öffentlichen Sendschreiben an die Miltenberger keinen direkten Tadel gegen den Bischof selbst aus, sondern nur gegen dessen Beamte, die Mainzischen „Tempelknechte, Seeljäger, Mastbäuche“ u. s. f. Dieses Sendschreiben erschien unter dem Titel

> „Eyn Christlicher trostbrieff an die Miltenberger. Wie sie sich an yhren feynden rechen sollen, aus dem 119. Psalm. Doct. Mart. Luther Wittemberg MDXXiiij.“

Der Erstdruck erschien bei Nickel Schyrlentz in Wittenberg; auf Grund desselben folgten noch sechs verschiedene Nachdrucke in Wittenberg, Erfurt, Nürnberg, Augsburg. Die kernigen Worte des Reformators wurden weithin gehört und sind vielen ein Trost und Segen geworden. Wir wiederholen die Hauptgedanken: Wie Paulus im 2. Brief

an die Corinther anhebt die Christen zu trösten mit einem Trost nicht von Menschen sondern von Gott, so will Luther die um des Wortes Gottes willen geplagten Miltenberger jetzt trösten mit einem solchen Trost, den er von Gott hat. Der falsche schändliche Trost, den die Welt sucht und giebt, will sehen und fühlen, was der Betrübte begehrt, will mit Schelten, Klagen, ja mit der Faust sich an den Widersachern rächen, und so seinen Mutwillen kühlen; dadurch wird aller Nutzen und Frucht des Leidens und Kreuzes verderbt und verhindert. Der wahre Trost aus Gott aber hat nach den Worten des Apostels (Röm. 15, 4) Geduld mit Trost der Schrift in Hoffnung. Jene weltliche Rache und Trost gebühre den Feinden, die an den Miltenbergern sich gerächt haben mit ihrem Mutwillen und sind fröhlich darüber. „Aber was ists für ein Trost? Ist auch Hoffnung da? Ist Geduld da? Ist Schrift da? Ja wohl, anstatt Gottes haben sie die Faust gebraucht, anstatt der Geduld haben sie die Rach beweiset, anstatt der Hoffnung haben sie ihren Mutwillen ausgericht sichtbarlich, und fühlens, was sie gern hätten gehabt. Wo ist denn solcher Trost her? Von Gott ist er nicht, so muß er gewißlich vom Teufel sein." Was für ein reicher hochgemuter Trost erwächst daraus den Miltenbergern! „Erstlich seid Ihr gewiß, daß Ihr um Gottes Wort willen solch ihren Frevel und Schmach leidet. Was liegt daran, daß sie es Ketzerei heißen? Ihr seid doch gewiß, daß es Gottes Wort ist; so mögen sie nicht gewiß sein, daß es Ketzerei sei." „Wer will oder kann immermehr ausreden, welch ein seliger stolzer Trotz das ist, so man gewiß ist, daß man um Gottes willen leidet? Denn wer leidet? Wen gehts an? Wer wirds rächen, wenn wir um Gottes willen leiden? Wohl spricht St. Petrus (1. Petr. 3, 14): Selig seid ihr, so ihr um Gerechtigkeit willen leidet. Wenn jemand der ganzen Welt Kaiser wäre, so sollt er solch Kaisertum nicht allein gern, um solch Leiden zu überkommen, geben, sondern auch für einen Dreck halten gegen solchen tröstlichen Schatz." Darum hätten die Miltenberger wahrlich keine Ursache, daß sie Rache begehren oder ihren Feinden Arges wünschen sollten, sondern daß sie sich derselben herzlich erbarmten; denn sie

haben den Vorteil, daß sie durch ihr Toben zu Gottes Trost kommen, während jene sich selbst den größten Schaden gethan haben. Wenn also die Miltenberger sich wohl und hochmütiglich rächen und trösten wollten nicht allein an den leiblichen Verfolgern, sondern vielmehr an dem Teufel, der diese reitet, so sollten sie nur fröhlich sein und Gott danken, daß sie für sein Wort leiden dürfen. Mit solch fröhlichem Geist, Lob und Dank würden sie dem Teufel mehr Leids thun, denn ob sie tausend Feinde erwürgten. Am meisten fürchte sich der Teufel davor, daß er nicht durch große Gewalt — welches ihm eine Ehre wäre — sondern durch den Mund der Unmündigen und Säuglinge (Ps. 8, 3) solle zu Boden gestürzt werden. Wir sind die Unmündigen, so wir schwach sind und lassen die Feinde mächtig und gewaltig über uns sein. Aber doch redet Gott derweil durch unsern Mund sein Wort, das seine Gnade preiset; das ist ein solcher Fels und starker Grund, daß die höllischen Pforten nichts dawider vermögen. So werden auch der Feinde etliche bekehrt, die des Teufels Schuppen waren. Wenn nun ihm solche Schuppen abgestreift werden durchs Wort Gottes, so wird er bloß und matt. Das ist ein fröhlicher Sieg ohne Faust und Schwert, der auch dem Teufel wehe thut. „Denn das thut ihm nur sanft und wohl, so er durch die Seinen uns zu Zorn, Rache, Ungeduld und Traurigkeit bewegen kann. Wo aber Freude draus wird um Gottes Lob und Ruhm seines Wortes, das ist seine rechte Hölle."

Nun begegnet Luther dem Einwand: es sei doch verboten, von dem Wort Gottes zu reden bei Leib und Gut. Wer stark ist, sagt er, soll solch Gebot nicht halten, denn Gottes Wort muß unverboten sein. Den Schwachen und Blöden aber rät er, daß sie heimlich fröhlich seien, Gott danken für sein Wort und ihn um Stärke bitten, auch öffentlich davon zu reden. „Dazu will ich Euch diesen 119. Psalm[1]) zu deutsch schenken und kürzlich auslegen,

---

[1]) In der Bibelübersetzung wie im hebräischen Grundtext ist es der 120. Psalm; Luther folgt hier, wie öfter, einer abweichenden Zählung, welche sich in der lateinischen Bibel (der Vulgata) findet.

daß Ihr sehet, wie Euch Gott tröstet durch seine Schrift, und wie Ihr bitten sollt wider die falschen Lästermäuler und wütrichen Verfolger.“ Es folgt der genannte Psalm in der damaligen Uebersetzung:

1. Ich rief zum Herrn in meiner Not, und er erhöret mich.
2. Herr, errette meine Seele von den bösen Mäulern und von den falschen Zungen.
3. Was soll man dir geben und dazu thun wider die falschen Zungen?
4. Scharfe Pfeil des Gewaltigen mit Kohlen von Wachholdern.
5. Ach meins Leids, daß sich mein Wallen so lang zeucht! Ich muß wohnen unter den Hütten Kedar.
6. Meine Seele muß so lang wohnen unter denen, die den Frieden hassen.
7. Ich hielt Friede; aber da ich redete, huben sie Streit an.

Einiges aus der Auslegung sei beigefügt.

Der erste Vers lehrt, wo wir hinlaufen sollen, wenn uns Unfall trifft: nicht zum Kaiser, nicht zum Schwert, nicht zu unserm eignen Rat noch Klugheit, sondern zum Herrn, dem rechten einigen Nothelfer.

Der zweite Vers bringt das Anliegen, die Not, vor: nämlich daß die bösen Mäuler und falschen Zungen nicht wollen das Wort Gottes leiden, sondern ihren Menschentand und Lügen erhalten.

Der dritte Vers hält einen Rat, womit man der Sache helfen solle; denn menschliche Blödigkeit hätte gern Schutz in der Welt, aber der Geist wirft das alles hinweg.

Der vierte Vers nennt die rechte Hilfe, nämlich scharfe Pfeile des Mächtigen d. h. starke Prediger, die Gottes Wort getrost sagen und schonen nicht, sondern schießen und wunden alles, was Menschentand ist. Wachholderne Kohlen aber sind die rechten Christen, die Gottes Wort auch mit dem Leben beweisen und in hitziger brünstiger Liebe, in Werken erzeigt, anzünden. Denn man sagt, daß wachholderne Kohlen das Feuer wohl und stark erhalten.

Der fünfte Vers klagt, wie es solchen Predigern gehet, nämlich daß Wenige dem Evangelio glauben. Das

thut dem Geist wehe, der so gerne wollt, daß es jedermann mit Freuden aufnähme. Darum spricht er: Ach weh, ich muß so lang hie wallen und Gast sein, ich predige so lange und es hilft nicht, und ich muß wohnen unter den Hütten Kedar. Kedar heißt Arabia; die Araber sind ein wüst, frech Volk; darum nennt er die Ungehorsamen des Evangelii Kedar, daß sie sich nicht züchtigen lassen durchs Evangelium.

Der sechste zeigt, daß er nicht allein verachtet, sondern auch verfolgt wird um des Worts willen. Sie hassen den Frieden, sagt er, nämlich den göttlichen Frieden, den wir innerlich im guten Gewissen mit Gott haben und äußerlich mit allen Menschen. Sie verfolgen das Wort, das solchen Frieden lehrt, und verteidigen ihre Lehre, welche böse Gewissen macht vor Gott und Zwietracht in mancherlei Ständen.

Der siebente entschuldigt sich der falschen Anklage, so die Gottlosen auf die wahren Christen legen; denn sie sagen, solche Lehre sei aufrührisch. Aber, sagt er, ich predige nur vom rechten Frieden, das konnten sie nicht leiden und verfolgten mich. So mußte Elias auch hören vom König Ahab, als hätte er Israel irre gemacht, so doch er selbst und nicht Elias Israel irre machte.

Nun macht Luther die Anwendung auf die Miltenberger. Ihr Fall sei hier abgemalet: sie müßten aufrührisch heißen und hätten doch nur das Wort Gottes gehört und predigen lassen; darüber hätten die Mainzischen Tempelknechte den Streit angehoben, und sie müßten noch immer wohnen bei solchen Feinden des Friedens um Gottes willen. Was wollten sie nun thun? Rächen und Uebels wünschen gilt nicht; das Beste sei, sie sähen von den Menschen, die ihnen Leide thun, auf den Schalk, der dieselben treibt, den Teufel, wie sie an demselben sich rächen könnten. Dies geschähe aber, wenn sie in ihrer Not zu dem Herrn sich halten, vor ihm über solche böse Zungen schreien und von ganzem Herzen bitten um gerüstete Schützen mit scharfen Pfeilen und feurigen Kohlen; sie sollten aber bitten mit aller Zuversicht und nicht zweifeln, „daß, wo sie [die Feinde] an einem Ort das Wort zu Miltenberg unterdrückt haben, da solls an andern zehn aufgehen; und je mehr sie ins Feuer blasen, je stärker es brennen soll.“ Weil wir nicht mit

Ernst bitten, darum gehe das Wort Gottes noch nicht so stark, wie es billig sollte.

Solchen Trostbrief habe er an sie schreiben wollen, weil auch sein Name mit im Spiel sei und sie als die Lutherischen verfolgt würden. „Und wiewohl ichs nicht gerne habe, daß man die Lehre und Leute Lutherisch nennt, und muß von ihnen leiden, daß sie Gottes Wort mit meinem Namen also schänden, so sollen sie doch den Luther, die Lutherische Lehre und Leute lassen bleiben und zu Ehren kommen.“ „Leben wir, so sollen sie nicht Fried vor uns haben; sterben wir, so sollen sie noch weniger Fried vor uns haben. Kurzum sie sollen unser nicht los werden, sie seien denn hinunter und geben sich williglich zu uns, und soll sie ihr Zorn und Toben nichts helfen. Denn wir wissen, wes das Wort ist, das wir predigen und sollens uns nicht allen nehmen. Das sei meine Prophezeie, die mir nicht fehlen wird. Gott erbarm' sich über sie!“ „Hiemit will ich Euch, lieben Freunde, Gott in seine Gnad und Barmherzigkeit befohlen haben; und bittet auch Gott für mich armen Sünder, und laßt auch Eure Prediger befohlen sein, so Christum und nicht den Papst oder die Mainzischen Tempeljunker predigen. Gottes Gnade sei mit Euch. Amen!“. —

Eine anmutige Sage erzählt, Luther selbst sei einmal in Miltenberg gewesen und dort in der Fürstenherberge zum Riesen mit dem Grafen von Erbach zusammengetroffen; letzterer, der ursprünglich zur Gefangennahme des Reformators ausgezogen, sei dann, durch die Gewalt seiner Persönlichkeit bezwungen, ein begeisterter Freund Luthers geworden. Es läßt sich nicht sicher beweisen, daß Luther persönlich in Miltenberg geweilt hat; möglicher Weise hat er im Jahr 1518 auf der Reise nach Heidelberg hier gerastet. Aber wir haben uns eben erzählen lassen, daß er mit jenem herrlichen Trostschreiben brieflich in Miltenberg eingekehrt ist. Und da ist es nicht unmöglich, daß diese Predigt von der rechten Christenrache nach der Andeutung jener Sage gewirkt und den einen oder andern Lutherfeind zum Lutherfreund gemacht habe.

Was aber weiß die Geschichte von den ferneren Schick-

salen der evangelischen Gemeinde in Miltenberg zu sagen? Nur Weniges. Beim Ausbruch des Bauernkrieges schlug sich die Stadt auf die Seite der Aufständischen; wir wissen nicht, ob dies mehr gutwillig oder gezwungen geschah. Von Miltenberg aus hat Götz von Berlichingen die bekannten 12 Artikel der Bauernschaft an den Bischof von Würzburg gesandt. Nach der Niederwerfung des Aufstandes mußte Miltenberg seine Stellungnahme büßen. Die sogenannte Albertinische Verordnung, Erlaß des Kurfürsten Albrecht vom 2. Februar 1527, schränkte die städtischen Privilegien und Freiheiten empfindlich ein und verbot wieder aufs Schärffte die Zulassung Lutherischer Prediger. Auch hören wir, daß Friedrich Weygand hingerichtet worden ist. Trotz aller Gewaltmaßregeln muß aber doch ein treuer Kern der Gemeinde an der evangelischen Wahrheit lange noch festgehalten haben. Drach hat später am 23. Januar 1550 noch einmal von Lübeck aus an die Miltenberger geschrieben,[1])

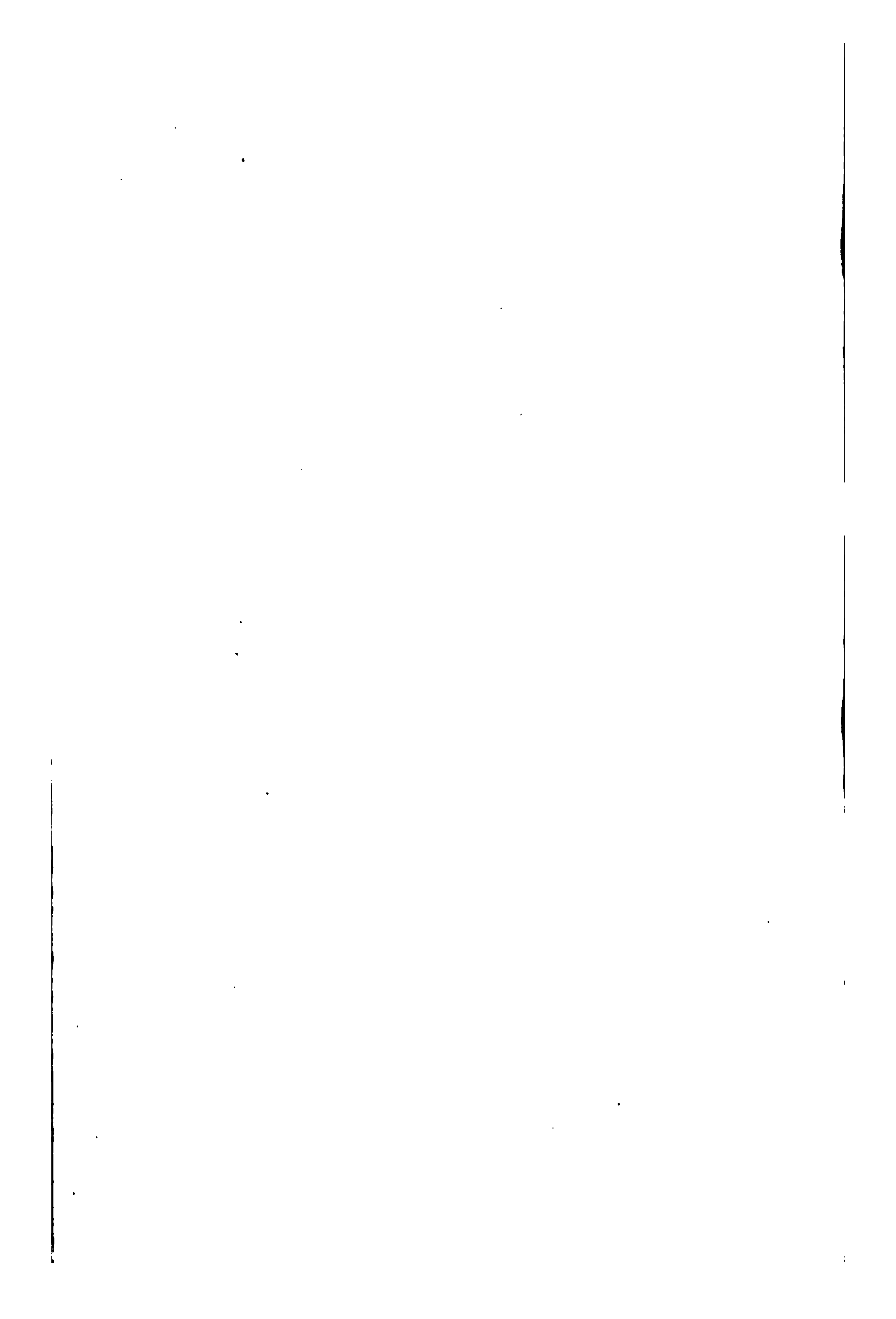
[1]) Ueber Drachs spätere Lebensschicksale sei hier Einiges kurz angemerkt. Durch Luthers Verwendung erhielt er die Pfarrstelle in Waltershausen bei Gotha, wo er aber nur 3 Jahre (1525—1528) blieb. Er gab die Stelle trotz Luthers Widerraten wegen Verdrießlichkeiten mit der Gemeinde auf, auch wohl um für eine geplante große wissenschaftliche Arbeit, die Abfassung einer Biblia pentapla (des Bibeltextes auf hebräisch, chaldäisch, griechisch, lateinisch, deutsch), Muße zu gewinnen. Nach fünfjährigem Privatisieren wurde er 1534 als Schnepfs Nachfolger Prediger und Professor der Theologie in Marburg, wo auch eine Tochter seines Vetters Friedrich Weygand als Gattin des Magisters Philipp Pistorius lebte. Dreizehn glückliche und ehrenvolle Jahre hat er in Marburg verlebt. Von hier aus nahm er an mehreren wichigen kirchlichen Versammlungen teil, z. B. 1536 in Schmalkalden, er hat auch die Schmalkaldischen Artikel mit unterschrieben. 1537 wurde zu seiner großen Freude Eobanus Hessus als sein Kollege nach Marburg berufen, doch schon 1540 mußte er dem Freund die Leichenrede halten. 1543 gab er dessen Briefwechsel heraus, auch durch Veröffentlichung mehrerer biblischer Kommentare, durch Bekehrung einiger Juden u. a. zeichnete er sich aus. Streitigkeiten mit seinem nachher katholisch gewordenen Kollegen Thamer veranlaßten ihn, seine Marburger Stellung niederzulegen. Nach kurzem Aufenthalt in Nordhausen und Braunschweig erwählte er Lübeck zum Aufenthaltsrot, wo er 1548—1550 zwei Sammlungen alttestamentlicher Predigten (Gottes Verheißungen, Figuren und Gesichte von Christo rc.) veröffentlichte. 1551 wurde er Prediger und Professor in Rostock, legte aber 1560 auch dieses

indem er ihnen eine gedruckte Predigt widmete; leider aber giebt der kurze Dedikationsbrief neben der Hindeutung auf die 1 1/2 jährige frühere Wirksamkeit des Verfassers unter ihnen keinerlei Auskunft über den damaligen Zustand der Gemeinde. Bemerkenswert sind ferner folgende beiläufige Notizen der Stadtchronik: Am 9. März 1606 machte der Pfarrer Jakobus Molitor bei dem Oberamtmann die Anzeige, daß 6 Unkatholische sich in der Pfarrgemeinde befänden; nach mehrfachen Vorladungen wurden sie dahin beschieden, daß sie auswandern müßten, falls sie bis zum Jakobustag sich nicht zur Rückkehr in die katholische Kirche entschlossen hätten. Und am 7. Dezember 1691 wurde den in Miltenberg befindlichen Lutherischen Bürgern der kurfürstliche Befehl zugefertigt, daß sie sich innerhalb von 2—3 Monaten zur katholischen Religion bequemen sollten.

Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803 wurde die vielhundertjährige Verbindung mit dem Erzstift Mainz aufgelöst; seit 1815 ist Miltenberg bayrisch. Die Zahl der Evangelischen beträgt gegenwärtig etwa 220 neben ca. 3400 Katholiken; ein geschichtlicher Zusammenhang der gegenwärtigen evangelischen Gemeinde mit der altprotestantischen Märtyrergemeinde ist kaum anzunehmen. Aber eine schöne Sühne für die im Oktober 1523 verübten Gewaltthaten steht jetzt in naher Aussicht: in Miltenberg wird gegenwärtig ein evangelisches Kirchengebäude errichtet, zu welchem soeben am 2. September 1895 der Grundstein gelegt worden ist. Gottes Segen walte über dieser Stätte und erhalte hier die lautere Predigt seines heiligen Wortes!

Amt nieder und ging nach Wittenberg. Hier nahm er 1561 einen Ruf nach Preußen als Präsident des pomesanischen Bistums an, kehrte aber im selben Jahr nach Wittenberg zurück, um den Druck seiner Polyglotte zu leiten, und starb dort am 18. April 1566.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.



Julius Echter v. Mespelbrunn,

Fürstbischof von Würzburg.

Ein Beitrag
zur Geschichte der evangelischen Kirche in Unterfranken.

Von

G. Zeitler,
Dekan in Burgsinn.

Halle a/S. 1896.
Verein für Reformationsgeschichte.



Wenn du einmal, freundlicher Leser, eine Wanderung machen wirst durch das ehemalige Bistum Würzburg, das jetzt einen Teil des bayerischen Kreises Unterfranken bildet, so wirst du den lebendigen Eindruck bekommen, daß du dich in einem sehr katholischen Lande befindest. — Es ist Sonntag früh; feierlich klingen die Glocken weit umher in den schönen fränkischen Gauen. Auch dich zieht ihr Klang in das Haus des Herrn und du möchtest gerne anbeten mit der Gemeinde. Aber indem du die Kirchengänger, die des Weges daherziehen, näher betrachtest, bemerkst du, daß die Frauen schier alle neben dem Gebetbuch den Rosenkranz in den Händen tragen. Trotzdem betrittst du die Kirche in der Hoffnung, es werde auch für deine Seele ein Brosamen abfallen. Aber — am Altare steht der Priester im goldgestickten Meßgewande und seine lateinischen Gebete, seine Verbeugungen und zeremoniellen Bewegungen, mögen sie noch so wohl abgemessen und feierlich sein, sie vermögen dich nicht zu erbauen. So wartest du denn geduldig auf die Predigt: da wird es besser werden! Du hast es auch gut getroffen, es wird wirklich eine Predigt gehalten. Aber auf den heutigen Sonntag fällt Mariä Himmelfahrt und nun mußt du statt des Evangeliums eine sagenhafte Geschichte hören, wie Maria gleich dem Heiland leiblich gen Himmel gefahren sei. Nun hast du genug; du wendest der Kirche enttäuscht den Rücken und ziehst weiter deine Straße. — Da steht am Feldrain ein Kruzifix. In deiner protestantischen Heimat hast du das nie gesehen, daß man Kreuze an die Straßen stellt. Aber die Sitte gefällt dir vielleicht nicht übel und du betest im Vorübergehen mit Andacht: Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünd der Welt, er-

barme dich meiner! — Du kommst an eine Brücke; auf der Mitte derselben steht der heilige Nepomuk, dessen Geschichte die Jesuiten durch allerlei Zuthaten ausgeschmückt haben, der nun allenthalben die Rolle des Brückenheiligen zu spielen hat. — Und was schaut dort von jenem Weinberg herab? Ein buntbemaltes Bild der Maria, welche nicht bloß als Schutzherrin des ganzen Bayerlandes, sondern besonders auch noch als die des Frankenlandes verehrt wird, deren freundlicher Fürsorge man wohl auch Garten und Weinberg anvertraut. — Eine Grotte aus Tuffsteinen aufgebaut, liegt links an deinem Wege. Es ist eine ausländische Muttergottes, die Muttergottes von Lourdes, welche darinnen thront, beleuchtet von dem roten Schein eines ewigen Lichts. Auf den Bänken davor knieen Landleute. Eintönig wiederholt sich immer wieder ihr Gebet: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unseres Absterbens!“ — Du wanderst weiter und machst dir allerlei Gedanken über Gottesverehrung und Menschenvergötterung. Jetzt tönt aus der Ferne Gesang in deine Ohren. Die langgezogenen Töne lassen dich sofort erraten, daß es kein weltlich Lied ist, das du hörst: Es sind Wallfahrer, die mit Kreuz und Fahne in Prozession daherziehen; sie suchen irgend einen Gnadenort auf; denn in Unterfranken gibt es nicht wenige Wallfahrtsorte; dort sind Gnadenbilder, wunderthätige Marienbilder, zu denen die Leute ihre Zuflucht nehmen, durch deren Vermittlung sie eher Hilfe zu erlangen hoffen, als wenn sie sich unmittelbar wenden an den Gott, der verheißen hat: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen. An der äußern Erscheinung der wallenden Frauen fällt dir vielleicht auf, daß sie fast alle irgend ein schreiend buntes Kleidungsstück an sich tragen, während bei dir zu Hause die Frauen sich dunkel tragen. Du vermutest nicht mit Unrecht, daß die Vorliebe für bunte Kleider katholischer Geschmack ist, wahrscheinlich erzeugt durch den farbenprächtigen, auf die Sinne wirkenden katholischen Kultus. —

Deine Straße führt dich durch ein Dorf: Da siehst du an diesem Fenster einen großen Glaskasten heraushängen,

in welchem eine bunt aufgeputzte Heiligenfigur steht; über jener Hausthüre dort ist ein Marienbild angebracht; an jener Ecke brennt gar ein ewiges Licht! — All diese Beobachtungen, die du dahinschreitend gemacht hast, haben in dir die ganz richtige Meinung hervorgebracht, daß hier Leben, Sitten, Gebräuche des Volkes eng mit dem Katholizismus verwachsen sind.

Aber des Abends kommst du wieder in ein Dorf und kehrst ein in die Herberge, um dort übernacht zu bleiben. Im Nebenzimmer versammelt sich eben die Familie des Wirts zum Nachtessen und durch die Thürspalte hindurch hörst du das Tischgebet: Komm, Herr Jesu Christ, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast! Du traust deinen Ohren nicht recht. Ist dies weitverbreitete evangelische Tischgebet auch bei Katholiken üblich?! In den Dorfwirtshäusern, in welchen du seither eingekehrt bist, hast du fast stets die unvermeidlichen Heiligenbilder an den Wänden hängen sehen. Hier fehlen sie. Ja, dort jenes Bild — man meint ja schier, es sei ein Luther! Wie kommt denn der hieher? Allmählich merkst du und durch das Gespräch mit den andern Gästen wird dir's bestätigt: Du bist in einem protestantischen Dorfe. Wie gerät nun dies protestantische Dorf mitten in die katholische Gegend hinein? Das sind seltsame Verhältnisse, welche du dir als Fremder schwer zu erklären vermagst. Das muß eine merkwürdige Geschichte gewesen sein, welche solche Verhältnisse hervorbrachte.

Und nun, lieber Leser, wenn es dich interessiert, dann will ich dir erzählen, wie es so gekommen ist, daß das ehemalige Bistum Würzburg heute noch einen so ausgeprägt katholischen Charakter hat, und daß nur hin und her zerstreut im Lande einzelne evangelische Gemeinden sich finden. Es ist freilich eine traurige Geschichte ...

Es war nicht immer so wie jetzt, daß man von Würzburg aus mainauf- und mainabwärts viele Stunden weit wandern muß, bis man auf eine evangelische Ortschaft trifft. Dies schöne reiche gottgesegnete Land war einst zum größten Teil evangelisch. Als die Wittenberger Nachtigall ihr hinreißend Lied sang, da drangen dessen Töne auch in diese

Gegend, und es fand einen freudigen Widerhall in den Herzen der Bewohner und gefiel ihnen bald besser als Meßgesang und Marienlieder. Des Evangeliums von der freien Gnade Gottes, die den Menschen selig macht nicht um seiner armseligen guten Werke willen, sondern um Christi willen, so er von Herzen an ihn glaubt, — dieses Evangeliums, dieser frohen Botschaft freuten sich auch die fränkischen Bauern und Bürger und Adeligen und nahmen sie fröhlich an in Stadt und Dorf. Uns, die wir Unterfranken kennen als ein bigott katholisches Land, uns will es fast — wie den Jüngern am Ostermorgen die Auferstehung — ein Märlein dünken, daß einst Würzburg und all die schönen altertümlichen türmereichen Städte dieses Landes — Haßfurt, Dettelbach, Ochsenfurt, Heidingsfeld, Karlstadt, Gemünden und viele andere — widerhallten von Luthers Lehre!

Und wohlgemerkt: Es ist nicht so, wie katholischerseits so gern behauptet wird, daß die Reformation von oben her, von den Fürsten und Herren, dem Volke sei gegen seinen Willen aufgezwungen worden, sondern aus eigenstem Herzenstrieb hat die Bevölkerung des Bistums das Evangelium angenommen. Landesherren waren ja doch die Bischöfe von Würzburg, geistliche Herren, die nicht Freunde, sondern Feinde der Reformation waren. Wie hätten sie die Lehre Luthers ausbreiten, ihr Volk zu deren Annahme zwingen sollen? Man hätte ihnen gerade so gut zumuten können, sie sollten sich selbst die rechte Hand abhauen. Nein, nicht durch die Bischöfe, sondern trotz derselben, trotz ihres Widerspruchs, trotzdem sie die Evangelisch-Gesinnten schon in sehr früher Zeit verfolgten, hat sich das Volk zur reinen evangelischen Lehre bekannt. So mächtig war im Volke der Zug zum Evangelium, daß die Bischöfe ohnmächtig waren, den Fortschritten der Reformation zu wehren, und es war nur noch eine Frage der Zeit, daß das ganze Bistum evangelisch wurde. Auch katholische Schriftsteller müssen das gewaltige Umsichgreifen der evangelischen Lehre zugeben. So schreibt ein Chronist, daß „derer so sich noch zur katholischen Religion bekanten und hielten, wenig und der meiste Teil

zu den widrigen Meinungen gefallen war. Fast allenthalben hatten nicht allein die angesehensten und vermögendsten Unterthanen, sondern auch die Mehrzahl der bürgerlichen Magistratspersonen, sowie die öffentlichen Diener und Beamten sich für Luthers Lehre entschieden, von Seiten des Adels aber und der Amtleute wurde der Bürger- und Bauernstand auf jegliche Weise gestärkt.“ Und Dr. Buchinger, seiner Zeit Archivar in Würzburg, klagt in seiner Biographie des Bischofs Julius: „Aber die Zahl der Bekenner der lutherischen Lehre wuchs stets mehr und mehr, und während Friedrichs von Wirsberg Regierung, z. B. des Religionsfriedens vom Jahre 1555 machten die Lutheraner oder Protestanten beinahe schon die Hälfte der Gesammtbevölkerung des Hochstifts aus. Diese Neugläubigen begnügten sich nicht damit, ihren neuen Lehren und Einrichtungen friedlich zu huldigen, sondern suchten auch Proselyten zu machen, und zwar mit schmählicher Verachtung aller altkirchlichen Einrichtungen und Gebräuche. Die Geistlichkeit und der Mönchsstand hatte am meisten zu leiden; katholische Pfarrer und Doktoren durften kaum die öffentlichen Gassen betreten, ohne mit Spott und Verhöhnung, und wohl auch mit Schmutz und Steinen verfolgt zu werden. Hiezu kam noch, daß nicht blos der katholische Laienstand, sondern selbst ein großer Teil des Clerus zügellos wurde, keine Andacht und Kirchenzucht mehr kannte, und dem Trunke, der Wollust und dem Spiele sich ergab, und somit, statt durch gutes Beispiel die Abgefallenen zur alten Kirche zurückzubringen, durch ärgerlichen Wandel selbst zu häufigem Abfall Anlaß gab. Der alte Glaube war beim Clerus selbst schwankend geworden und mit ihm die alte Gottesfurcht und daher keine Unterwürfigkeit, kein Gehorsam mehr, wohl aber Widerspenstigkeit und Hochmut. Bei solchen Verhältnissen sah sich Bischof Friedrich in seiner Bemühung für Wiedergewinnung der Anhänger der neuen Lehre sogar von seinem Clerus fast gänzlich ununterstützt und verlassen.“

So weit war also nach diesem Geständnis eines katholischen Schriftstellers der Verfall der katholischen Kirche fortgeschritten, daß dieselbe nicht einmal mehr an ihrer

eigenen Geistlichkeit einen Halt hatte. Dem gegenüber die kräftig aufstrebende jugendlich-begeisterte evangelische Kirche; es war nicht zweifelhaft, wem der Sieg zufallen mußte.

Und doch ist dies Gebiet, von dem wir reden, jetzt wieder katholisch, nur hie und da mit vereinzelten evangelischen Gemeinden durchsetzt? Wie kam denn das? Haben wir es vielleicht zu thun mit einer großartigen Charakterlosigkeit der Evangelischen, daß sie, nachdem der Reiz des Neuen vorüber war, wieder aus freien Stücken zur katholischen Kirche zurückkehrten? Sind am Ende diese fränkischen Bauern und Bürger überhaupt nicht recht evangelisch gewesen, sondern haben noch stets mit halben Herzen der alten Religion angehangen? Nein, es waren charakterfeste, entschiedene Protestanten. Nun, woher denn dann die Verwüstung, daß jetzt wieder Messe gelesen wird in Hunderten von Kirchen, in denen Gottes Wort nach der Schrift gepredigt wurde? Daß jetzt wieder das Ave Maria erschallt, wo einst gesungen wurde: Allein Gott in der Höh sei Ehr? Ja, das ist, wie gesagt, eine traurige Geschichte, eine Geschichte voll von Glaubenshaß und Fanatismus, voll von Gewaltthat und Bedrückung, voll von Seufzern und Thränen. Und der Mann, der in dieser Geschichte die bewegende Kraft war, welcher mit rücksichtslosem ehernen Fußtritt die werdende evangelische Kirche zu Boden trat, war Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg. Diesen großen Protestantenhasser, diesen hartherzigen Verfolger der Evangelischen wollen wir nun im Folgenden näher kennen lernen. Seine Geschichte ist die Geschichte der Vernichtung des Protestantismus im Bistum Würzburg.

Tief in der Waldeinsamkeit des Spessart, fern dem Verkehr und dem Getriebe der Menschen, liegt ein Schlößchen von zauberischer Schönheit, sich spiegelnd mit seinen Zinnen und Türmen im klaren Teiche, überragt von bewaldeten Höhen, eine Idylle, die Herz und Sinn gefangen nimmt. Dort, in Schloß Mespelbrunn, hinter dem schmalen Fenster eines Turmgemachs, ist Julius Echter am 18. März 1545 geboren. Aus seiner Jünglingszeit sei nur

erwähnt, daß er auf verschiedenen deutschen und ausländischen Universitäten studiert, auch einige Zeit in Rom zugebracht hat. Dort, in dem von Jesuiten geleiteten Collegium Romanum, mag vielleicht der Grund zu jenem Fanatismus gelegt worden sein, der ihn später zum grausamen Verfolger der Evangelischen gemacht hat. Für uns gewinnt er erst Bedeutung von dem Tag an, da er als 28jähriger junger Mann im Jahre 1573 vom Domkapitel zu Würzburg einstimmig als Fürstbischof erwählt wurde.

Es kann und will nicht geleugnet werden, daß Bischof Julius sich unter den Fürsten und Bischöfen seiner Zeit als einer der bedeutendsten und einflußreichsten heraushob. Er hatte vor vielen andern den großen Vorzug, daß er wußte, was er wollte, und daß er die Thatkraft besaß, das Gewollte rücksichtslos hinauszuführen. Sein Wollen aber und seine Thatkraft hatte sich im letzten Grunde blos ein Ziel gesetzt: Den Protestantismus in seinem Bistum auszurotten und die katholische Kirche zu neuer Blüte zu bringen. Diesem Ziele strebte er zu mit klarer ruhiger Ueberlegung, langsam, ohne Ueberstürzung, aber mit eherner Folgerichtigkeit; wo er scheinbar andere selbständige Zwecke verfolgte, suchte er in Wahrheit doch blos jenem einen Ziele näher zu kommen.

Dieses Zielbewußtsein ist in seinen Handlungen unschwer nachzuweisen.

Er entwickelt z. B. eine lebendige Teilnahme an den Reichsangelegenheiten. Im Jahre 1576 finden wir ihn auf dem Reichstag in Regensburg. Dort handelte es sich darum, ob die sogenannte ferdinandeische Deklaration als Reichsgesetz anerkannt werden solle oder nicht. Mit dieser Deklaration aber verhielt es sich so: Im Augsburger Religionsfrieden von 1555 war im allgemeinen der jammervolle Grundsatz gesetzlich festgestellt worden, daß der Landesherr das Recht habe, die Konfession seiner Unterthanen zu bestimmen; katholische Fürsten sollten also das Recht haben, ihre Unterthanen katholisch zu machen, protestantische, sie protestantisch zu machen. Nachdem aber den Katholiken die besondere Vergünstigung war eingeräumt worden, daß geistliche Fürstentümer von ihren Fürsten nicht zum

Protestantismus hinübergeführt werden dürften, nachdem ihnen also gleichsam ein eiserner unantastbarer Bestand an Land und Leuten im deutschen Reiche verbürgt worden war, hatte der Kaiser Ferdinand auch den Protestanten eine Vergünstigung gewährt und in einer besonderen Erklärung versprochen, „daß der geistlichen Fürsten und Reichsstände eigene Ritterschaft, Städte und Kommunen, welche lange Zeit her der Augsburgischen Konfession anhängig gewesen und deren Religion, Glauben, Kirchengebräuche und Ceremonien öffentlich gehalten und geübt und bisher noch gebraucht hätten, nunmehr von derselben durch Niemanden weiter gewaltsam abgewendet, sondern hierbei bis zur christlichen und endlichen Vergleichung der Religion belassen werden sollen." Das Versprechen zu ihren Gunsten gefiel den Katholiken recht wohl, aber das Versprechen zu Gunsten der Protestanten wollten sie nicht gelten lassen und besonders Bischof Julius war auf dem Reichstag 1576 einer der eifrigsten, die Anerkennung jener Deklaration als Reichsgesetzes zu hintertreiben. Er hätte ja sonst keinen Schein des Rechts gehabt, die schon geplante Vertreibung der Protestanten aus seinem Lande durchzuführen. Wir finden ihn also gleich auf dem ersten Reichstag, an welchem er teilnahm, im Kampf gegen die Lebensinteressen des Protestantismus.

Das Zielbewußtsein des Bischofs Julius geht ferner daraus hervor, daß er ein eifriges Mitglied des Landsberger Bundes war. Wohl war dieser Bund eigentlich gegründet „zur Aufrechterhaltung des weltlichen Friedens"; aber weß Geistes Kind derselbe gewesen ist, geht wohl zur Genüge daraus hervor, daß das Volk denselben „Pfaffenbund" nannte. Der Widerstand gegen die Anerkennung der Deklaration wurde in diesem Bunde organisiert — und nun wissen wir auch, weshalb Bischof Julius eifriges Bundesglied war.

Auch dem Reichstag 1582 zu Augsburg wohnte Bischof Julius persönlich bei: Die Anerkennung mehrgenannter Erklärung wurde auf demselben wiederholt abgelehnt.

Um den Protestanten nötigenfalls auch mit Waffengewalt entgegentreten zu können, schlossen die katholischen

Fürsten 1609 einen Bund, den sie Liga nannten: Bischof Julius war an der Gründung in hervorragender Weise beteiligt, ja er wurde mit den Bischöfen von Passau und Augsburg dem Bundesobersten Herzog Maximilian von Bayern als Berater beigegeben und war lebenslänglich eifrig für den Bund thätig.

Wir sehen: Seine Teilnahme an den Reichsangelegenheiten war nicht etwa Ausfluß einer damals überhaupt seltenen Vaterlandsliebe, vielmehr finden wir ihn überall da in erster Linie, wo es gilt, dem Protestantismus zu schaden, den Katholizismus zu stärken.

Er wußte, was er wollte.

Dieses Zielbewußtsein, mit dem er all sein Thun in den Dienst Eines Gedankens stellt, offenbart er auch in den Regierungsmaßnahmen und Unternehmungen in seinem eigenen Lande. Er ist hochberühmt als Stifter der Universität Würzburg. Wir erinnern uns der 300jährigen Gründungs-Jubelfeier im Jahre 1882. Des Rühmens und Preisens war schier kein Ende; man konnte glauben, daß die Welt kaum je solche Liebe zu den Wissenschaften, solch hehre Begeisternng für die Studien gesehen habe, wie sie in Bischof Julius verkörpert war. Selbst im Liede wurde er verherrlicht und nur ganz vereinzelte Stimmen fanden damals den Mut, öffentlich in die Jubeltöne hinein den harten Klang der Wahrheit zu mischen und den Bischof Julius auch in anderer als der offiziellen Festbeleuchtung zu zeigen. Wars Unrecht? Verdiente Bischof Julius jenes Rühmen ob seiner Wissenschaftlichkeit? Wir können kühnlich sagen: Nein. Denn es war ihm bei Gründung der Universität nicht in erster Linie um die Wissenschaft selbst zu thun, sondern die Wissenschaft war ihm blos Mittel zum Zweck. Sie sollte die Kuh sein, um ihm die geistige Milch zu geben zur Stärkung und Kräftigung der katholischen Kirche. Er sagt selbst bei Annahme der Rektoratswürde der neugegründeten Universität: „Er habe diese Universität zu Ehren des ewigen Gottes und zum Nutzen des ihm anvertrauten gemeinen Wesens errichtet, und es liege ihm nichts so sehr am Herzen, als daß für jenen Zweck die Jugend mit Wissenschaft und

Kenntnissen ausgeschmückt werde; er sei von Jugend auf durch Gottes Gnade so erzogen worden, daß er zur Verteidigung der heiligen katholischen Kirche und des Glaubens alles das Seinige, wie es der große Gegenstand verdiene, beizutragen sich verpflichtet halte, und das fordere von ihm auch die bischöfliche Würde, womit er von Gott geziert worden sei.“ Also „Verteidigung der heiligen katholischen Kirche und des Glaubens“ ist die vornehmste Absicht, welche ihn bei Gründung der Universität leitet, und zwar zielt er vor allem auf Heranbildung eines tüchtigen katholischen Klerus. Zu diesem Zwecke stiftet er auch das Collegium Scti. Kiliani und das Collegium Marianum für Theologiestudierende und übertrug die Vorlesungen in der Hauptsache den Jesuiten, welche ihm die meiste Bürgschaft zu bieten schienen, daß sie in seinem Sinne und Geiste, d. i. im Sinne des unduldsamsten Ultramontanismus arbeiten würden.

Bischof Julius wußte, was er wollte. Es ist Planmäßigkeit in seinen Handlungen und Maßregeln. Unter welcher Flagge er segelt, ob unter der des Patrioten oder unter jener des Schutzherrn der Wissenschaft oder unter der der Nächstenliebe, indem er Anstalten für arme Studierende gründet — das Ziel, dem er zusteuert, ist immer dasselbe: Es gilt unmittelbar oder mittelbar die Stärkung des Katholizismus, die Bekämpfung des Protestantismus.

Demselben Zwecke diente noch eine Reihe von anderen Maßregeln.

Die katholische Geistlichkeit war sittlich tief gesunken; selbst im Domkapitel hatte man seltsame Begriffe von den sittlichen Anforderungen, welche an den Priester zu stellen seien. Die wilde Ehe unter den Geistlichen war allgemein. Julius machte Ernst, sie zu beseitigen. Allein er stieß auf Schwierigkeiten bei der höheren Geistlichkeit, bei seinem eigenen Domkapitel, welches ihm darlegte: „Eine solche Maßregel sei nicht ausführbar, indem die Geistlichen alsdann entweder in andere katholische Lande, wo mehr Nachsicht stattfände, auswandern oder wohl gar ihre Konkubinen heiraten und zur protestantischen Kirche übertreten würden,

und man daher in Bälde einen Mangel an Geistlichen, und zwar meistens an den fähigeren und geschickteren Subjekten zu befürchten habe — einen Mangel zwar, der entweder gar nicht oder doch nur durch unfähige, hergelaufene Individuen werde ersetzt werden können.“ Trotz des Widerstrebens des Domkapitels, dem bezeichnender Weise die wilde Ehe der Geistlichen als kein so großes Uebel erschien, entfernte Julius die unwürdigsten Persönlichkeiten und ersetzte sie durch gesittete Pfarrer. Streng hielt er darauf, daß die Stelleninhaber am Orte blieben und ihren kirchlichen Verrichtungen fleißig nachkamen; auch reformierte er den Gottesdienst durch eine neue Kirchenordnung: Maßregeln, durch welche er sich um seine Kirche in nicht geringem Grade verdient machte.

Die zerfallene katholische Kirche wieder zu bauen, gründete und erneuerte er Klöster, führte die Kapuziner in seine Diözese ein und belebte die religiösen Brüderschaften. Vor allem aber baute er Kirchen und errichtete Pfarreien, wie denn noch heute an vielen katholischen Kirchen des ehemaligen Bistums Inschriften zu lesen sind, in welchen Bischof Julius als Gründer oder Wiederhersteller der Kirche und Pfarrei gepriesen wird.

Aber durch alle diese Anordnungen und Maßregeln zur inneren Stärkung und Kräftigung des Katholizismus würde er das Ziel, welches ihm vorschwebte: Völlige und ausschließliche Herrschaft der katholischen Kirche und Ausrottung des Protestantismus im Bistum, nicht erreicht haben. Denn die evangelische Kirche hatte schon zu feste Wurzeln im Herzen des Volkes geschlagen, als daß sie vor einer wieder erstarkenden katholischen Kirche von selbst verschwunden wäre. Aber Julius war der Mann, der das, was er wollte, mit rücksichtsloser Thatkraft durchzuführen wußte, der auch vor Härte, Grausamkeit und Gewaltthat nicht zurückschreckte, wo es die Erreichung seiner Ziele galt.

Als einen Gewaltthat nicht scheuenden, selbst das Recht brechenden Fürsten hatte er sich schon in seinem Streit mit der gefürsteten Abtei Fulda erwiesen. Verbunden mit der unzufriedenen fuldaischen Ritterschaft hatte er wider

alles Recht den Abt Balthasar von Dermbach mit Gewalt zur Abdankung genötigt und von dessen Lande Besitz ergriffen.

Aber Abt Balthasar klagte beim Papst und beim Kaiser und von diesen wurde Bischof Julius gezwungen, „die erschlichene Beute“ wieder herauszugeben. Wenn er nun schon gegenüber einem katholischen Würdenträger aus Herrschsucht also gewaltthätig ohne jede Scheu vor Unrecht auftrat — was hatten dann vollends die Protestanten in seinem eigenen Bistum von ihm zu gewärtigen?

Die Gegenreformation ließ denn auch, nachdem sie durch innere Kräftigung des Katholizismus, durch Stärkung des katholischen Bewußtseins, durch Heranbildung eines ultramontanen Klerus genügend vorbereitet schien und Bischof Julius glaubte, sie durchführen zu können, nicht länger auf sich warten.

Nicht also auf protestantische Neigungen — wie man schon gethan hat — dürfen wir es zurückführen, wenn er mit der unmittelbaren Verfolgung der Protestanten bis zum Jahre 1585 zögerte, sondern neben anderen minder schwer wiegenden Gründen vor allem auf seine Vorsicht und kluge Berechnung, welche erst alle Kräfte zusammenraffen und alle Waffen schmieden wollte, bevor er zum entscheidenden, vernichtenden Schlag ausholte. Von seinen Freunden, den Jesuiten, hatte er die stille Arbeit und das Warten auf den richtigen Zeitpunkt gelernt. Der war jetzt gekommen. Auf der ganzen Linie ging der Katholizismus, der Jahrzehnte lang mut- und thatenlos den Fortschritten der evangelischen Kirche zugeschaut hatte, zum Angriff über. Die Jesuiten hatten den Fanatismus wachgerufen in den katholischen Fürsten, in der katholischen Jugend. Der evangelisch-gesinnte Kurfürst Gebhard von Köln war im Kampf um sein Bistum unterlegen und hatte dieses den Katholiken überlassen müssen: Mächtig war dadurch ihr Mut allenthalben gehoben; in ganz Deutschland gingen sie daran, das Verlorne wieder zu erobern. Nun war auch für Bischof Julius der rechte Augenblick gekommen, mit Aussicht auf volles Gelingen seine längst gehegten

und sorgfältig vorbereiteten Pläne ins Werk zu setzen.

Er begann damit, daß er zunächst diejenigen lutherischen Pfarrer, welche von auswärts in das Bistum gekommen waren, des Landes verwies. Von dieser Maßregel wurden in kurzer Zeit über 100 Geistliche betroffen. Darnach wurden auch die inländischen evangelischen Pfarrer von ihren Stellen vertrieben. Desgleichen wurden die weltlichen Beamten und Bediensteten, die Magistratspersonen und die Schullehrer, welche der Lehre Luthers anhingen, ihrer Aemter entsetzt und mit Weib und Kind ins Elend gejagt. Gewissensbedenken hat er sich wohl nicht darüber gemacht; denn seine Berater, die Jesuiten, bei denen er schon in Rom in die Schule gegangen war, vertraten ja den christlichen Grundsatz, Ketzer dürften als Ehrlose aller Aemter und Ehrenstellen, ja selbst des Vermögens und Lebens beraubt werden, und wahnwitzige Menschen müsse man selbst mit Gewalt in den Schoß der Kirche zurückführen. So wurden denn Geistliche, Beamte und Lehrer skrupellos fortgejagt. Die Absicht dieses Vorgehens aber ist klar: Mit der großen Menge glaubte man, wenn erst die Führer beseitigt waren, um so leichter fertig werden zu können.

In dem eigentlichen Bekehrungsgeschäft wurden die Rollen verteilt. Julius selbst wollte Würzburg und die bedeutenderen Städte des Hochstifts auf sich nehmen; auf die Dörfer aber sollten eigens aufgestellte Missionare hinausziehen, um die Abgefallenen zurückzuführen. Seine vornehmsten Werkzeuge waren natürlich auch hier wieder die Jesuiten, die Todfeinde des Protestantismus, die nirgends fehlten und fehlen, wo es mit List oder Gewalt gegen die evangelische Kirche geht, welche darum das deutsche evangelische Volk mit grimmiger Ironie „Postboten des Teufels“ genannt hat.

In der Ausführung erwies sich die Bekehrung der Protestanten aber doch schwieriger, als Julius gedacht haben mochte. Es waren schon 60 Jahre vergangen, seit Luthers Lehre im Bistum Eingang gefunden hatte. Ganze Geschlechter waren im neuen Glauben herangewachsen und, wie es in Zeiten schroffen Gegensatzes oft der Fall ist, ein gut Stück Hasses und Verachtung der katholischen Kirche

war mit denselben groß geworden. Da fanden denn die ausgesandten Missionare allenthalben energischen Widerstand und mußten unverrichteter Dinge, ja unter Hohn und Spott wieder heimziehen.

Die Bekehrungsmethode aber, welche angewendet wurde, die zuletzt notwendiger Weise zum Ziele führen mußte, werden wir am besten kennen lernen, wenn wir den Bischof Julius auf einer seiner Bekehrungsreisen begleiten.

Mainabwärts von Würzburg liegt das uralte Städtchen Karlstadt. Von jenseits des Mains schauen darauf die Trümmer einer Burg herunter, welche von Karl Martell vor mehr als 1100 Jahren erbaut worden ist, die aber wie soviele andere in den Wirren des Bauernkriegs zu Grunde ging. Noch heute spiegelt sich das obst- und weinreiche Städtchen mit seinen Mauern und Türmen und der überragenden Burg gar freundlich in dem vorüberziehenden Strome. Auch ist dort noch zu schauen das Geburtshaus jenes Andreas Bodenstein, genannt Karlstadt, der durch seinen Fanatismus der Reformation ein so übles Gerücht schuf.

Dies Städtchen nun erhielt im Jahre 1585 auf Christi Himmelfahrt unwillkommenen Besuch. Vom Schloß Homburg über dem Wernthale kam Bischof Julius mit stattlichem Gefolge gezogen. Er war auf einer seiner Bekehrungsreisen begriffen und die Karlstädter wußten schon, was sein Besuch zu bedeuten habe. Die Pest hatte unter ihnen gewütet und Jammer und Elend über sie gebracht. Aber mehr als die Pest fürchteten sie den Bischof; denn er kam, ihnen ihren Glauben zu nehmen; er brachte religiöse Bedrückung und Gewissensnot. Aber wenn er gehofft hatte, leichtes Spiel zu haben, so sah er sich getäuscht. Wohl mag er auch hier wie an andern Orten erst freundliche Worte ausgegeben haben, die evangelische Bürgerschaft solle von ihren ketzerischen Irrtümern lassen und zur alleinseligmachenden katholischen Kirche zurückkehren — aber seine freundlichen Worte verfingen nicht. Da ging er zum Befehlen über und verlangte, die Ratsherrn sollten bei der Prozession am Himmelfahrtstage den Baldachin tragen, unter dem der Priester mit dem Allerheiligsten schritt. Der Rat ließ sich so wenig dazu bewegen wie

jener Markgraf Georg von Ansbach, der sich lieber den Kopf abschlagen lassen wollte, als an der Fronleichnamsprozession teilnehmen. Als trotzdem die Prozession unter geringer Beteiligung vor sich ging, besah sich die Masse der Bewohner das ungewohnte Schauspiel, ohne auch nur das Haupt zu entblößen. Da ergrimmte Julius gar sehr; er vergaß ganz seine bischöfliche Würde und ließ einem Ratsherrn durch einen Diener den Hut vom Kopfe schlagen, welch' feine Sitte, die heute noch hie und da in bigottkatholischen Gegenden geübt wird, demnach auf einen erlauchten Urheber zurückzuführen ist. Der Bedränger zog ab, und Karlstadt blieb vorerst evangelisch. Aber aufgeschoben war bei Bischof Julius nicht aufgehoben. Uebers Jahr kamen seine Gesandten und verlangten kurz und bestimmt Rückkehr der Stadt zum katholischen Glauben. Aber die Bürger blieben fest und erklärten, sie hätten ihrem gnädigen Herrn gelobt und geschworen, mit Leib, Gut und Blut zu dienen; bei Tag und Nacht erkenneten sie sich als arme Unterthanen schuldig, so lange ihr Leib und Gut währet; allein was im Geistlichen die Seele antrifft, da könnten sie solches über ihr Gewissen nicht bringen, daß sie von dem Bekenntnis der wahren christlichen Religion abfallen sollten. Was sie einmal bekannt hätte, des bekenneten sie noch; gedächten auch dabei zu verharren, es ginge ihnen gleich darüber, wie der liebe Gott wolle. — Nun aber wurde Ernst gemacht und den Evangelischen insgesamt angekündigt, daß sie in 14 Tagen bis 4 Wochen Stadt nnd Hochstift zu verlassen hätten. Eine Gesandtschaft an den Bischof hatte keinen Erfolg. Nicht einmal die Bitte wurde ihnen gewährt, daß man ihnen drei Jahre zum Verkauf ihrer Güter, die sie sonst verschleudern müßten, und zur sonstigen Vorbereitung des Abzugs gönnen möge. Wohl versuchten sie noch weiteren Widerstand und ließen den gesetzten Abzugstermin unbenutzt verstreichen; aber schließlich blieb ihnen doch nichts anderes übrig, als der Gewalt zu weichen und Haus und Hof zu verlassen. Ende Juli 1586 zogen ihrer etwa 80 Bürger mit ihren Familien aus der Stadt und gründeten sich in Remlingen, Marktheidenfeld, Wertheim, Kitzingen und andern Orten eine neue Heimat.

Andere ließen sich in dem evangelischen Dorfe Laudenbach nieder, Karlstadt gegenüber, jenseits des Mains, welcher Ort zur Grafschaft Wertheim gehörte. Von dort aus gedachten sie ihre Aecker und Weinberge zu bestellen. Aber Julius ließ auch das nicht zu, sondern verbot den Ausgewiesenen das Betreten von Land und Stadt bei schwerer Strafe. Als aber etliche doch zurückzukehren wagten, wurden sie ins Gefängnis geworfen und schändlich mißhandelt. So ist Karlstadt wieder katholisch gemacht worden und bis auf die neueste Zeit rein katholisch geblieben. Nur vorübergehend wurde später die Predigt des Evangeliums in Karlstadt vernommen, als die Schweden am 14. Oktober 1631 das befestigte Städtchen besetzten. Aber so gründliche Arbeit hatte Bischof Julius gemacht, daß der Stadtschreiber Johann Satz, der eine Chronik der Schwedenzeit geschrieben hat, von der evangelischen Periode Karlstadts gar nichts gehört zu haben scheint. Denn er erzählt: „Sonntag den 16. Novembris Alß der Pfarrherr zu Mühlbach Ostertag genannt, das Stillambt in der Pfar Kirchen alhie geleßen, Ist nach Verrichtung deßelben des Obristen Wildensteins Prädicant vff deren Predigtstuhl, vff welche Cantzel dan Zuvor so lang die Kirchen gestanden kein Lutherischer oder ander vnkatholischer Prediger nit kommen, gestiegen vnd den Soldatten gebredigt, vnd hernacher ein Psalm gesungen worden.“ Hier also war es dem Bischof Julius gelungen, das Evangelium auszurotten „reinab, reinab bis auf den Boden.“

Dieselben Mittel führten ihn auch anderwärts zu demselben Ziel. Die Bürger von Gerolzhofen waren ihm nicht williger als die zu Karlstadt. Sie beratschlagten, ob sie überhaupt den Bischof in ihre Stadt aufnehmen sollten, wenn er nicht als weltlicher Fürst, sondern als geistliches Oberhaupt unter sie treten würde, um ihnen eine andere Religion anzubefehlen. Sie waren entschlossen, mit Gefahr ihres Lebens und ihrer Güter bei ihrem evangelischen Glauben zu bleiben. Aber als der Bischof kam, ließ er sie hart an: Im ganzen Stift habe er nirgend so ungehorsame Unterthanen als in Gerolzhofen. Sie sollten aber nicht wähnen, daß ihm an 300 Bürgern etwas gelegen sei; denn

wofern sie nicht bis Ostern zum katholischen Glauben zurückgekehrt wären, würde er sie samt und sonders aus dem Lande schaffen. Seinem Amtsverwalter aber befahl er, er solle jeden, der sich widersetzlich zeige, in Ketten und Banden werfen und an ihn nach Würzburg berichten, indem dann alle Ungehorsamen erkennen sollten, daß sie einen Fürsten hätten, der ihrer mächtig wäre. Was blieb den Armen übrig, wenn sie nicht in die Messe gehen wollten? Sie verließen die teure Heimat und zogen — 67 Bürger mit Weib und Kind — fort, in andere Gegend, wo sie frei ihres Glaubens leben konnten.

Wie in Karlstadt und Gerolzhofen, so war man auch zu Haßfurt und Neustadt sehr wenig geneigt, zur „alleinseligmachenden" Kirche zurückzukehren. In Münnerstadt mußte gegen die widerstrebenden Protestanten sehr nachdrücklich verfahren werden; die Bürger des Wallfahrtsortes Dettelbach, der so vollständig evangelisch war, daß man nicht einmal mehr einen Kirchner für die katholische Kirche finden konnte, zeigten sich gegen den Jesuitenpater Gerhard äußerst widerspänstig; in Sulzfeld ging das Bekehrungswerk nur langsam vor sich, in Ochsenfurt zog es sich bis 1603 hinaus. In Eibelstadt erklärten 66 Bürger, daß sie lieber ihre Güter verkaufen und wegziehen, als katholisch werden würden. Erst nach dem 30 jährigen Kriege gelang es endlich den Jesuiten, „die Ketzer Eibelstadts gar mürbe zu machen" und das Evangelium dort auszurotten.

Wir haben vorhin des Mainstädtchens Marktheidenfeld als eines Ortes gedacht, an dem die flüchtenden Protestanten des Bistums Würzburg eine Zufluchtsstätte fanden. Ach, die Bewohner des Städtchens sollten bald selbst in Not kommen! Bald mußten sie selber als arme Exulanten die Heimat meiden oder mit wundem Gewissen ihre Kniee in der verhaßten Messe beugen!

Marktheidenfeld war würzburgisches Lehen und gehörte zur Grafschaft Wertheim. In dieser hatte sich Graf Georg II. schon frühe der evangelischen Wahrheit zugewendet und war bereits 1521 zu Worms für Luther eingetreten. Bald wirkte er auch in seiner Grafschaft für Ausbreitung

des Evangeliums. Luther selbst sandte ihm auf seine Bitte im Jahre 1525 den berühmten Prediger Eberlin von Günzburg; dessen feuriger Beredtsamkeit war es gelungen, bis 1527 das Evangelium in der ganzen Grafschaft zur Annahme zu bringen; auch Marktheidenfeld war evangelisch geworden.

Aber Georgs gleichgesinnter Sohn und Nachfolger Michael III. starb kinderlos in jungen Jahren. Wohl geang es dessen Schwiegervater, dem protestantischen Grafen Stollberg, durch Aufwendung großer Summen, auch die Lehen an sich zu bringen, welche Michael von geistlichen Fürsten innegehabt hatte. Aber nach seinem 1574 erfolgten Tode nahm Julius, trotzdem sein Recht mindestens sehr zweifelhaft war, Marktheidenfeld und etliche andere Aemter ohne Weiteres als heimgefallene Lehen in Anspruch und, ohne den Austrag der Sache auf dem Rechtsweg abzuwarten, schritt er 1589 zur Waffengewalt und setzte sich unter jahrelangen blutigen Kämpfen in den Besitz des beanspruchten Lehens.

Hart legte sich alsbald die Hand des glaubenseifrigen Bischofs auf Marktheidenfeld. Zunächst wurden die Einwohner durch harte Maßregeln gezwungen, ihm zu huldigen, und dann wurde auf gleiche Weise das gottgefällige Bekehrungswerk vollbracht. Der Präfekt am Juliusspital, Johannes Molitor, der Sohn eines evangelisch gewordenen Vaters, unterzog sich der traurigen unrühmlichen Aufgabe, durch Gewaltthat die Gewissen zu beugen. Auswanderung oder Messe — eine von diesen zwei Möglichkeiten. mußten auch die Bürger von Marktheidenfeld wählen. — Bezeichnend ist dieser Wertheim'sche Lehenshandel besonders für den Charakter des Bischofs Julius: Wie einst in den Fuldaer Wirren, so verschmäht er es auch hier nicht, sich auf zweifelhafte Rechtstitel zu stützen, wenn er nur die Erreichung seiner Zwecke fördern kann: Die Vergrößerung seines Bistums und die Ausrottung des Protestantismus.

Und nun, lieber Leser, lenken wir unsere Schritte noch der rebenreichen Hauptstadt des Frankenlandes zu, dem sonnigen Würzburg. Hier war schon frühe, noch ehe Bonifazius deutschen Boden betrat, durch die Irländer

Kilian, Totnan und Colonat das Christentum gepflanzt worden; frühe hatten sich auch evangelische Regungen in der Stadt geltend gemacht. Auf der Kanzel des Domes, der vornehmsten Predigtstätte des Bistums, stand um 1520 als Prediger der evangelisch gesinnte Dr. Paul Speratus, uns allen bekannt als Dichter des Reformationsliedes: „Es ist das Heil uns kommen her von Gnad und lauter Güten." Dort predigte nach ihm in gleichem Geiste Johann Graumann, dem wir das Lied verdanken: „Nun lob, mein Seel, den Herren." Dort konnten es anfangs der zwanziger Jahre des Reformationsjahrhunderts zwei Chorherren und geistliche Räte, Johann Apel und Friedrich Fischer wagen, mit dem Zölibat zu brechen und in den Ehestand zu treten, noch ehe Luther diesen bedeutungsvollen Schritt gethan hatte. Dort fand Luther bei dem milden Bischof Laurentius von Bibra 1518 freundliche Aufnahme und empfehlenden Geleitsbrief für seine weitere Reise, und noch 1519, als der Kampf mit Rom schon hart entbrannt war, bat der Bischof den Kurfürsten von Sachsen in einem eigenhändigen Schreiben: „Eure Liebe wolle ja den frommen Mann, Dr. Martinus, nicht wegziehen lassen, denn es geschehe ihm Unrecht." Im Domkapitel zu Würzburg gab es eine der Kirchenverbesserung geneigte Partei und unter der niederen Geistlichkeit waren der Anhänger des Neuen noch mehr; sogar hinter Klostermauern wurden eifrig evangelische Bücher gelesen! Aber nach dem Tode Bibra's konnten die evangelisch gesinnten Domherrn die Wahl ihres Kandidaten nicht durchsetzen: Der neugewählte Bischof Konrad von Thüngen war ein entschiedener Gegner jeglicher evangelischen Neuerung: Die verheirateten geistlichen Räte wurden erst eingekerkert, zuletzt ihres Amtes entsetzt und aus dem Stift gewiesen, die evangelischen Domprediger mußten weichen, das Domkapitel wurde von den ketzerischen Elementen gereinigt, und die Reformation auch sonst auf jegliche Weise bekämpft. Aber von 1540 ab kamen unter den Bischöfen Konrad von Bibra und Melchior von Zobel wieder bessere Zeiten für die Evangelischen, und obwohl nach ihnen Bischof Friedrich von Wirsberg alles aufbot, das Bistum beim katholischen Glauben zu erhalten, so konnte er der Ausbreitung der lutherischen

Lehre doch keinen genügenden Damm mehr entgegensetzen: Bei seinem Tode 1573 war die alte Bischofsstadt wohl schon zur Hälfte evangelisch geworden und war auf dem besten Wege, ganz evangelisch zu werden! Aber nun kam auch über sie das Verhängnis in Gestalt des Bischofs Julius. Schon hatte er auf den Dörfern und in den Landstädten den evangelischen Glauben ausgerottet: Nun galt es noch den Hauptschlag zu thun, Würzburg selbst zur alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen! 1587 im März zitierte er den Stadtmagistrat, in welchem fünf evangelische Räte saßen, vor sich und erklärte ihm kurz und bündig, daß es mit der Duldung des evangelischen Gottesdienstes zu Ende sei, er verlange Rückkehr zur katholischen Kirche. Da schüttelten vier der evangelischen Ratsherrn den Staub von ihren Füßen und verließen die Stadt, in der fortan die Gewissen sollten geknechtet werden; den fünften bewahrte der Tod vor dem Exil. So war der Magistrat purifiziert. Darnach kam die Bürgerschaft an die Reihe. Jeder einzelne Bürger mußte sich zu Protokoll über seine Gesinnung aussprechen; aber obwohl sich die halbe Einwohnerschaft und zwar der wohlhabendere angesehenere Teil derselben zur evangelischen Lehre bekannte, so ließ sich der Bischof doch nicht abhalten, die katholische Kommunion oder die Auswanderung zu erzwingen; aber, so wird berichtet, „ein guter Teil der Bürger hielt hart, mit denen auch folgender Zeit viel Mühe angewendet wurde, bis sie endlich durch treuen Fleiß und aus gutem Exempel ihrer Mitnachbarn gewonnen wurden. Bei etlichen war alles umsonst, die zogen hinweg."

So sehen wir denn, ohne weiter ins Einzelne einzugehen, daß Bischof Julius mit seinen Bekehrungsversuchen auf ernsten, aus dem religiösen Gewissen geborenen Widerstand stieß.

Wenn es ihm nun doch gelang, den Protestantismus im Hochstift völlig auszurotten, so hat er es lediglich seiner Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel zu danken. Drohung, Amtsentsetzung, Gefängnis, Landesverweisung waren die Mittel, mit welchen er sein Ziel erreichte. Die nicht ganz feststanden im Glauben, ließen sich durch seine Drohungen einschüchtern; der Verlust von Hab

und Gut, die bittere Aussicht, ins Elend ziehen und das Brot der Verbannung essen zu müssen, die Quälereien und Drängereien, denen sie ausgesetzt waren, brachen ihre Thatkraft und Widerstandsfähigkeit und so gingen sie zuletzt doch wieder in die Messe, obgleich ihnen dieselbe im Herzen vielleicht ein Greuel war. Die Standhaften, Festgegründeten, Opfermutigen, Charakterfesten ertrugen kürzere oder längere Zeit alle Bedrückungen — endlich, da sich keine Aussicht auf Rettung mehr bot, wanderten sie aus, mit zerrüttetem Wohlstand, aber mit heilem Gewissen. Sie machten Ernst mit dem Worte:

> Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib:
> Laß fahren dahin, sie habens kein Gewinn;
> Das Reich muß uns doch bleiben.

Und eben um ihrer Treue willen war auch Gott der Herr mit ihnen, wie er in späteren Zeiten war mit den Hunderttausenden von französischen Protestanten, welche Ludwig XIV. durch die unmenschlichsten Quälereien aus ihrem Vaterlande vertrieben hat. Wie er diesen eine offene Thür bereitete, daß sie in Holland, England, Brandenburg, im Bayreuth'schen und Ansbach'schen und in andern Ländern freundliche Aufnahme fanden und, von Gott gesegnet, auch andern zum Segen wurden, so bereitete er auch den vertriebenen fränkischen Protestanten in den benachbarten evangelischen Gebieten eine Zufluchtsstätte: In der Markgrafschaft Ansbach, in den Grafschaften Castell und Wertheim, in den Städten Schweinfurt und Kitzingen, in den Flecken Prichsenstadt, Thüngen, Mainbernheim, Sommerhausen, Winterhausen und andern Orten fanden sie eine neue schönere Heimat, wo sie im Frieden unter Glaubensgenossen dem Herrn dienen konnten auf ihre Weise. Ihre Nachkommen sind noch heute in jenen Städten zu finden.

Nur ein Beispiel, wie Gott der Herr ihre Treue segnete, wie er an ihnen wahr machte seine Verheißung: Aber denen, so mich lieben und meine Gebote halten, denen thue ich wohl bis ins tausendste Glied. Von Bischof Julius aus Münnerstadt vertrieben, hatte sich ein Protestant in Schweinfurt niedergelassen. Die Nachkommen dieses Mannes

hielten im Jahre 1895 einen Familientag. Da kamen sie aus Bayern und Hessen, aus Böhmen und Sachsen, aus der verschiedensten Herren Ländern in der zweiten Heimat ihres Geschlechts zusammen. Hunderte von Männern, Frauen und Kindern sind aus jenem einen Stamme erwachsen und überall haben sie, soweit sie auch zerstreut wurden, gleich ihren Ahnen Treue gehalten, sind überall gut evangelisch geblieben und nehmen auch in der Welt durchweg geachtete angesehene Stellungen ein, als Professoren, Geistliche, Beamte, Kaufleute, zum Teil in weiteren Kreisen bekannte Namen, auch gesegnet mit irdischen Gütern. Wie arm mag jener Münnerstädter Exulant in Schweinfurt eingezogen sein! Wenn er jetzt hätte sehen können all den Segen, den Gott über sein Geschlecht ausgeschüttet noch nach Jahrhunderten, er hätte wohl in tiefster Rührung angestimmt: Herr, ich bin zu gering all der Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast!

So hat Gott wohl an den Einzelnen gutgemacht, was Bischof Julius gedachte böse zu machen. Aber das entschuldigt diesen nicht. Die Verwüstung, welche er unter den Evangelischen des Bistums angerichtet hat, war eine schreckliche, vernichtende, sein Vorgehen ein Faustschlag in das Antlitz der christlichen Nächstenliebe. Zwar ist es nicht möglich, die Zahl der zwangsweise bekehrten oder vertriebenen Protestanten genau anzugeben. Gewiß aber waren es Hunderte von ganz oder halb evangelischen Städten und Dörfern, welche er zur katholischen Kirche zurückführte. Die allein im Jahre 1586 Vergewaltigten werden auf über 60000 Seelen geschätzt, im ganzen mögen es wohl 100000 gewesen sein. Von den „purifizierten“ Orten stellen wir blos die bedeutendsten zusammen: Würzburg, Heidingsfeld, Randersacker, Eibelstadt, Ochsenfurt, Dettelbach, Gerolzhofen, Haßfurt, Karlstadt, Gemünden, Marktheidenfeld, Münnerstadt, Neustadt a. S., Volkach, Escherndorf &c. Noch heute finden wir in vielen katholischen Ortschaften, die sich nicht selten auszeichnen durch einen ausschließenden ultramontanen Katholizismus, deren Einwohner die Lutherischen kaum als Christen gelten lassen — wir finden in vielen solchen Ortschaften an Kirchen, auch Kirchhofsmauern steinerne Tafeln,

deren Inschriften bezeugen, daß der Ort ehedem protestantisch gewesen ist und erst durch Bischof Julius „bekehrt" wurde. So steht in dem freundlichen Städtchen Marktheidenfeld am Main über dem Portal der katholischen Kirche:

„Bischof Julius aus Vatters Treuw
Dotiert die Pfarr, Baüt die Kirchen Neuw,
Pflanzt ein die Alt Religion,
Deß folgt ihm sein treuw Unterthon.
Er freudt sich deß und wünscht darbey,
Daß Gott dies Werk ein Schützer sey.
Dafür er nur den Danck begerth,
Daß sein Vorsorg bleib unverkehrt."

Aehnlich steht in dem weinreichen Orte Escherndorf an einem Steine des Kirchhofs zu lesen:

Bischof Julius 40 Jahr regiert,
Die Pfarr dotiert, die Kirch regiert,
Das Pfarr- und Schulhaus erbauet neu,
Nachfolget mehr aus Vatertreu,
Führt ein die alte Religion,
Die frei erkannt sein Unterthon,
Das alles nur zum Glück und Segen
Der treue Fürst thut Gott ergeben.

Wie es mit der „freien" Erkenntnis der alten Religion stand, und durch welche Mittel Bischof Julius derselben nachhalf, wissen wir schon. Trotz dieser Umbiegung der Wahrheit sind uns diese Inschriften, welche ähnlich lautend häufig wiederkehren, als geschichtliche Urkunden von Wert. Es sind oft die einzigen Zeugen, welche noch an die protestantische Vergangenheit jener Orte erinnern und dieselbe als unleugbare Thatsache bestätigen. Wir lesen sie mit Trauer und Wehmut. —

Eine Frage nun drängt sich uns bei diesem Vernichtungskampf gegen die Protestanten im Bistum Würzburg und anderwärts unabweisbar auf: Wie war es denn nur möglich, daß sich Bischof Julius solche Gewaltthat erlauben konnte? Das Bistum lag doch nicht in China, sondern mitten in Deutschland, an den Grenzen

protestantischer Länder! Hörten denn die protestantischen Fürsten und Machthaber nichts davon, wie man ihre Glaubensgenossen drangsalierte und mißhandelte? Warum schritten sie nicht ein? Warum riefen sie dem harten Bischof nicht zu: Bis hieher und nicht weiter? Die Protestanten hatten doch in Deutschland weit, weitaus das Uebergewicht: Ohngefähr $^{9}/_{10}$ mögen evangelisch gewesen sein, nur noch $^{1}/_{10}$ hing der alten Religion an. Wie mochte sich die Mehrheit von der Minderheit so vergewaltigen lassen? Zudem hatten doch die Protestanten die Ferdinand'sche Deklaration für sich, hatten das Versprechen Kaiser Ferdinands als Rechtsboden unter den Füßen, auf den sie sich hätten stützen können, wenn sie die Verfolgung ihrer Glaubensgenossen in dem geistlichen Gebiete des Bischof Julius nicht dulden wollten! Wie war es möglich, daß gar kein ernster nachdrücklicher Versuch gemacht wurde, die unglückseligen Protestanten im Bistum zu retten?

Ja, lieber Leser, das war dieselbe Geschichte im Protestantismus wie im deutschen Vaterland. Da hast du wohl auch schon grimmig gefragt: Wie konnte denn nur das deutsche Reich, dies Land starker wehrhafter Männer, wie konnte es nur einen räuberischen Ludwig XIV. einbrechen lassen in seine Grenzen, wie konnte es sein Straßburg „die wunderschöne Stadt" rauben lassen, ohne nur einen Schwertstreich zu thun?!

Es war die deutsche Uneinigkeit, die dem Feinde Thor und Thür öffnete. Und so war es auch die Uneinigkeit der protestantischen Fürsten, der protestantischen Konfessionen, welche Roms Geschäfte besorgte, welche dem Katholizismus half, ein Drittel des deutschen Landes und Volk zurückzuerobern.

Während die Katholiken aus ihrer Entmutigung sich aufrafften und — geführt von den bayrischen Herzögen — in aller Stille ihre Kräfte sammelten, zersplitterten die Evangelischen ihre Kraft durch wachsende Zwietracht.

Vor allem waren die Lutheraner der strengeren Art voll Mißtrauens gegen die Anhänger Calvins. Besonders stark war diese Abneigung am kurfürstlichen Hofe in Dresden. Bezeichnend, aber auch ein Beweis kaum

begreiflicher Kurzsichtigkeit, ist die Aeußerung des dortigen Hofpredigers Hoë von Hohenegg: „Man solle lieber mit den Papisten Gemeinschaft haben und gleichsam mehr Vertrauen zu ihnen tragen denn mit und zu den Calvinisten“ — als ob es nicht eine gebieterische Pflicht der Selbsterhaltung für alle Evangelischen gewesen wäre, das gegenseitige Mißtrauen zu überwinden, die Lehrunterschiede christlich zu tragen und gegen den Katholizismus zusammenzuhalten! Luther selbst, so sehr er auch gegen die Sakramentierer geeifert haben mag, hat doch die Folgen der Uneinigkeit bereits voraus gesehen und gesagt, daß „alle Pforten der Hölle, das ganze Papsttum, die Türken, die ganze Welt, das Fleisch und was es sonst Böses gibt, dem Evangelium nicht soviel schaden könnte, wenn wir einig geblieben wären.“ Und Melanchthon, der Mann mit dem frommen weiten weichen Herzen klagt nicht umsonst über den Abendmahlsstreit, den Ausgangspunkt alles Haders: Könnte er „soviel Thränen weinen, als Elbe und Weser Wasser haben, seinen Schmerz erschöpfte es nicht!“

Und doch waren die Folgen noch schlimmer, als sie geahnt hatten. Wie ein Frühlingsreif auf die Blüten, so legte sich die Uneinigkeit wegen der Lehrunterschiede auf alles Beginnen der Protestanten. Da war kein einmütiges thatkräftiges Auftreten, da war keine Politik der großen Gesichtspunkte, da war kein Zusammenhalten, selbst dann nicht, wenn es sich um Lebensinteressen des Protestantismus handelte. Vor allem spielte Kursachsen, der mächtigste protestantische Staat, eine traurige Rolle. Anstatt eine entschieden protestantische Stellung einzunehmen, glaubten die sächsischen Kurfürsten, welche später bezeichnender Weise wirklich wieder katholisch geworden sind, eine Vermittlerrolle zwischen den religiösen Parteien zur Aufrechterhaltung des Augsburger Religionsfriedens spielen zu müssen; sie wollten sich lieb Kind bei dem Kaiser machen, mochte auch die evangelische Sache dadurch den größten Schaden erleiden. Sie waren nicht zu einem thatkräftigen Zusammenwirken mit den Reformierten zu bewegen und legten dadurch auch die entschiedenen protestantischen Fürsten, die gerne gehandelt hätten, lahm.

Diese Verhältnisse innerhalb des Protestantismus allein machen es erklärlich, daß sich der Katholizismus zu einem neuen Siegeszug durch Deutschland aufraffen konnte. Er wäre verloren gewesen, Deutschland wäre ein rein evangelisches Land geworden, wenn die Evangelischen als ein Mann für ihren Glauben zusammengestanden hätten. Deutschland eines Glaubens! Die Vorstellung ist so schön, so herrlich, daß man sie kaum ausdenken kann. Aber Jammer! Die Evangelischen selbst tragen die meiste Schuld, daß es so ganz anders gekommen ist. Welche Mahnung zur Einigkeit!

Die Zwietracht der Protestanten hat es denn auch möglich gemacht, daß Bischof Julius mit rücksichtsloser Härte das Evangelium in seinem Lande ausrotten konnte.

Das Aufsehen, welches die Verfolgung der Würzburgischen Protestanten machte, war ja in ganz Deutschland groß genug und an Vorstellungen, welche sie an Bischof Julius richteten, ließen es die evangelischen Fürsten nicht fehlen; auch durch Gesandtschaften und persönliche Einwirkung suchten einzelne eine Milderung des traurigen Loses ihrer Glaubensgenossen herbeizuführen. So die Landgrafen Wilhelm und Ludwig von Hessen-Kassel, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, Herzog Ludwig zu Würtemberg, die Pfalzgrafen Johann Kasimir und Philipp Ludwig und andere. Aber durch Vorstellungen ließ sich ein Bischof Julius in dem begonnenen Werke nicht aufhalten. Das hätten sich die evangelischen Fürsten schließlich auch selbst sagen können. Uebrigens scheute sich Julius auch nicht, — und das ist ein nicht wegzuleugnender Flecken an seinem Charakter — die Fürsten mit falschen Vorspiegelungen und Täuschungen hinzuhalten, als ob „seine Maßnahmen nicht zur Verachtung oder Unterdrückung der Augsburgischen Konfession gemeint seien", sondern sich nur gegen Wiedertäufer, Kalvinisten und sittenlose Personen richteten.

Den Protestanten des Bistums hätte blos die einmütige und bestimmte Erklärung der evangelischen Fürsten helfen können: Wir dulden die Unterdrückung unserer Glaubensgenossen nicht und werden dieselbe

nötigenfalls auch mit Gewalt zu verhindern wissen. Man scheint auch wirklich katholischerseits die Anwendung von Waffengewalt nicht für unmöglich gehalten zu haben. Denn Herzog Wilhelm von Bayern gab dem Bischof Julius im Dezember 1586 die Versicherung, daß, sofern er wegen seines Religionswerkes angegriffen werden sollte, ihm sowohl sein herzoglicher Beistand als auch jener des Landsberger Bundes zu Teil werden würde. Und der Papst schrieb 1587 an Julius, daß er ihn, falls er bekriegt werden sollte, mit Geld und sonstigen Empfehlungen und Hilfsleistungen unterstützen werde. Allein zu thatkräftigem Handeln konnten sich die evangelischen Fürsten nicht aufschwingen. Sie verschrieben viele Tinte und schickten Gesandtschaften und ließen zuletzt, wenn man nichts nach ihnen fragte, die Dinge gehen, wie sie wollten — so an andern Orten, so auch im Würzburgischen. Auf diese Weise ging der Protestantismus, ohne Hilfe zu finden, in einem großen Teil Unterfrankens zugrunde, nachdem er auf dem besten Wege gewesen war, das ganze Bistum zu gewinnen.

Mit rücksichtsloser Energie, mit Härte und Unbarmherzigkeit hatte Bischof Julius, was er wollte, hinausgeführt.

Man rühmt katholischerseits, daß Bischof Julius sein Bekehrungswerk in ganz selbstloser Weise, aus den reinsten und edelsten Beweggründen, vollbracht habe. Damit stimmt aber schlecht, daß er von den auswandernden Protestanten ein Drittel ihrer Güter eingezogen hat. Man sucht umsonst in göttlichem und menschlichem Recht nach einem Gesetz, womit solche Beraubung zu rechtfertigen gewesen wäre. Die Mittel, die Julius auf diese Weise erhielt, waren nicht unbedeutend; denn die Protestanten waren der wohlhabendere Teil der Bevölkerung. Während er das nach ihm benannte Spital und die Universität aus öffentlichen Mitteln gründete, machte es ihm jenes von den Protestanten erpreßte Blutgeld möglich, trotzdem er das Bistum verschuldet und heruntergekommen übernommen hatte, große Bauten aufzuführen, die Schuldenlast zu mindern, verpfändete Gebietsteile einzulösen, Schlösser und Güter anzukaufen, Kirchen und Klöster

zu gründen, glänzende Gastfreundschaft zu üben und doch noch ein großes Privatvermögen zu hinterlassen.

Auch diese Seite seines Charakters gefällt uns nicht.

Fassen wir das Charakterbild des Bischofs Julius zusammen, so soll nicht in Abrede gestellt werden, daß er große Eigenschaften hatte, daß er die Gaben besaß, sich sein ehernes Standbild in Würzburg, seinen Ehrenplatz in der Walhalla Ludwigs I. wirklich zu verdienen.

Er war ein willensstarker Charakter; aber seine Willensstärke artete aus in Härte, Unbarmherzigkeit, Grausamkeit.

Er war thatkräftig; aber seine Thatkraft ging bis zur Gewaltthätigkeit, bis zur Herrschsucht, bis zum Despotismus.

Er war klug und umsichtig; aber er verschmähte es nicht, auch blos schlau und berechnend zu sein mit einem Einschlag von Falschheit, Heuchelei, Doppelzüngigkeit.

Er war zielbewußt; aber sein Zielbewußtsein wuchs sich aus zum Fanatismus.

Er war ein Förderer der Wissenschaft; aber nicht in reiner Begeisterung, vielmehr war ihm die Wissenschaft blos Mittel zum Zweck seines „Religionswerks".

Er war tadellos katholisch; aber nicht katholisch im edlen Sinne des Worts wie ein Bischof Sailer, sondern jesuitisch-katholisch, ultramontan-katholisch.

Er war wohlthätig; aber nicht barmherzig im Sinne des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter.

Er war geistig hochbegabt; aber das Charakteristikum wahrhaft großer Männer, die sich über ihre Zeit erheben, fehlte ihm gänzlich. Er war lediglich groß als jesuitisch-ultramontaner Katholik.

Will man ihn aber trotz alledem unter die großen Männer zählen: Ein großer edler Charakter war er nicht! Er war ein einheitlicher Charakter, aber in der Richtung eines Philipp II.

Wenn die Thränen, der Jammer, die Gewissensnot, welche er über viele Tausende von unschuldigen Menschen

gebracht hat, mit über ihn zu Gericht sitzen — **dann ist ihm das Urteil gesprochen.**

Der Jammer, den er unserer evangelischen Kirche angethan hat, schreit noch heute zum Himmel; noch jetzt nach drei Jahrhunderten sind die Wunden nicht geheilt, die er ihr geschlagen. Und doch, ob auch das Würzburger Land heute noch eine Hochburg des Katholizismus und Ultramontanismus sein mag: Das Lebenswerk des Bischofs Julius geht in Trümmer. Der Protestantismus im bischöflichen Unterfranken war als der sterbende, ja als der getötete — und siehe, er lebt!

Mitten im katholischen Lande und dichtbei mußte Bischof Julius doch noch eine kleine Anzahl evangelischer Gemeinden übrig lassen, nämlich solche, welche nicht unter seiner Botmäßigkeit standen, sondern der reichsunmittelbaren Ritterschaft gehörten. Dorthin konnte er seine Verfolgungswut nicht ausdehnen, und so haben sich jene Gemeinden, wie Oasen in der Wüste liegend, durch die bösen Zeiten hindurch bis heutigen Tages erhalten. Diese noch aus der Reformationszeit stammenden Gemeinden sind nun die Stützpunkte der jetzt wieder kräftig emporstrebenden evangelischen Diasporakirche. Wo sich irgend in einem Städtchen oder Dorfe eine Anzahl evangelischer Glaubensgenossen zusammenfinden, da werden sie von diesen alten Pfarreien aus kirchlich versorgt. Evangelische **Bethäuser, Predigtstationen, Schulen** wachsen zahlreich empor; wo aber der protestantischen Kinder zu wenig sind, als daß man für sie eine eigene Schule errichten könnte, da wird ihnen wenigstens allwöchentlich vom nächsten evangelischen Pfarrer, ob er auch Stunden weit zu gehen hätte, **Religionsunterricht** erteilt. Es ist eine Freude für jedes evangelische Herz, dieses Wiederaufblühen unserer Kirche zu beobachten auf dem Boden, auf welchem nach Bischof Julius' Willen nie wieder evangelisches Leben sich hätte regen sollen. Ja, der Herr richtet das Zertretene wieder auf und weckt das Erstorbene zu neuem Leben.

Würzburg selbst, die Stadt des Bischofs Julius, in welcher ihm König Ludwig I. ein stolzes Denkmal errichtet hat, sieht von Jahr zu Jahr ein stärkeres Anwachsen der

evangelischen Gemeinde, die bereits den fünften Teil der gesamten Einwohnerschaft ausmacht. Wie klein war nach Jahrhunderte langer Zerstörung ihr Anfang im Jahre 1802! Damals wurde die Last weltlicher Herrschaft den deutschen Bischöfen abgenommen und das Bistum Würzburg kam an Bayern. Nun durften unter dem milden und gerechten Regiment des Kurfürsten und späteren Königs Maximilian I. auch wieder Protestanten in der Stadt Würzburg sich niederlassen und nach 168 Jahren wurde wieder der erste evangelische Gottesdienst daselbst gehalten. Bald jedoch wurde die Kapelle, die den Protestanten überlassen worden war, zu klein und es wurde ihnen die geräumige St. Stephanskirche angewiesen, welche sie auch jetzt noch inne haben. Aber auch diese ist längst nicht mehr ausreichend, und so wurde eine neue stattliche Kirche erbaut und a. 1895 am Tage Johannis des Täufers unter Teilnahme von etwa 80 unterfränkischen evangelischen Geistlichen dem gottesdienstlichen Gebrauche feierlich übergeben. Im Besitze zweier großen Kirchen, an denen nicht weniger als sieben Geistliche wirken, ist nun die 12000 Seelen zählende Gemeinde kirchlich wohl versorgt — ein stattlicher Baum, erwachsen aus dürrem Erdreich!

Und wie in Würzburg, so faßt die evangelische Kirche im ganzen Lande, in dem sie einst so rücksichtslos ist niedergetreten worden, wieder festen Fuß, langsam zwar, aber stetig und unaufhaltsam. —

Weshalb wir aber diese alten Geschichten vom harten Bischof Julius Echter und der grausamen Verfolgung seiner protestantischen Unterthanen wieder ausgegraben haben? Weshalb wir sie dem evangelischen Volke ins Gedächtnis rufen? Sollte man solch' böse Dinge um des lieben konfessionellen Friedens willen nicht besser der Vergessenheit überantworten? Wir sind nicht dieser Meinung; es scheint uns vielmehr recht gut, daß die Evangelischen erfahren, wie in der Vergangenheit ihre Kirche von katholischer Seite behandelt worden ist. Vielleicht wacht dann doch mancher aus seiner Vertrauensseligkeit gegenüber der katholischen „Schwesterkirche“ auf und hält fortan mit mehr Treue über dem Glauben, der im Feuer der Verfolgung

sieben Mal bewähret wurde, für den unsere Väter Unsägliches erduldet haben.

Weiter aber sollen wir uns dadurch anspornen lassen zum Danke gegen Gott, daß jene harten Verfolgungszeiten aufgehört haben, daß die Gewissensfreiheit, welche die Reformation gebracht, vom römischen Papste wohl noch mit Worten verdammt, aber durch die That nicht mehr angefochten werden kann. Wenn wir öfter bedächten, wie in alten Zeiten das treue Bekenntnis zur evangelischen Lehre Tausenden Heimat nnd Vaterland, Hab und Gut gekostet hat, und wie tausend andere aus Not und Zwang — mit Thränen in den Augen, mit Unfrieden im Herzen — in die Messe gegangen sind — dann würden wir es vielleicht höher anschlagen, daß uns Sonntag für Sonntag die Glocken laut zum evangelischen Gottesdienst rufen, daß wir frank und frei unseres Glaubens leben können.

Endlich aber soll uns die Leidens- und Märtyrergeschichte unserer Glaubensgenossen antreiben, daß wir mit freudiger Opferwilligkeit für die Förderung unserer evangelischen Kirche eintreten, damit sie da, wo sie einst durch rohe Gewaltthat unterdrückt worden ist, wieder einwurzle und neue grünende Zweige treibe. Die evangelische Diaspora zu stärken, das sollen alle evangelischen Christen lernen als eine Ehrenpflicht betrachten, und sollen diese zarte Pflanze mit besonderer Sorgfalt pflegen, gerade wie eine Mutter ihr jüngstes und zartestes Kind am sorgfältigsten pflegt. Solches sollen wir thun, bis es einst keine evangelische Diaspora mehr geben wird, bis einst alle Irrenden sich bekehrt haben werden zu dem reinen seligmachenden Evangelium, das Gott durch Luthers Dienst der evangelischen Kirche vertraut hat, das zu besitzen ihr Stolz uud ihre Freude, ihre Kraft und Stärke sein wird immerdar.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Was Luther ins Kloster hinein- und wieder hinausgeführt hat.

Von

Dr. H. v. Schubert
Prof. in Kiel.

Halle a. S. 1897.
Verein für Reformationsgeschichte.



Paulus, Augustin, Luther, wie oft werden diese drei als Grundsäulen der christlichen Kirche nebeneinander gestellt. Und in der That hat das Leben dieser drei Geisteshelden einen verwandten Grundzug. Luther ist wie Paulus und Augustin durch den Bruch gegangen. Das wird die Seelenforschung immer von neuem reizen. Aber während Paulus und Augustin doch nur einmal mit ihrem bisherigen Leben brachen, um den neuen Weg dann einzuhalten, überraschte Luther seine Umgebung zweimal: einmal ließ er alles was er hatte, um Mönch zu werden, und als er Mönch war, zerschlug er alles Mönchswesen.

Das giebt ein doppelt interessantes Seelenrätsel auf. Aber für uns Glieder der evangelisch-lutherischen Kirche ist das nicht das höchste Interesse und giebt es eine höhere Notwendigkeit in dieses Leben einzudringen. Luther freilich wies mit Entrüstung zurück, daß die auf dem Grunde des neugewonnenen Evangeliums gebaute Kirche sich nach ihm lutherisch nennen sollte. Es ist doch eine evangelisch-lutherische daraus geworden, eine Kirche, deren Einheit nicht in der Verfassung, nicht im Cultus, nur im Glauben, in der Lehre, im Bekenntnis gefunden wurde. Diese Lehre aber ist in ihrem Kern nur eine Projektion, ein Niederschlag der Erfahrungen Luthers. Sein Entwicklungsgang, seine inneren Erlebnisse sind seine Lehre. Schon die ersten Anhänger der von Luther entzündeten Reformationsbewegung mußten es sich gefallen lassen, Lutherani genannt zu werden. Und in der That die Reformation zeichnen, zumal bis 1525, bis zu der ersten großen Hemmung, heißt Luthers Leben schildern, wie er Mönch geworden, wie er die Fesseln gesprengt. Er sprach das erlösende Wort für Tausende und that den Besten seiner Zeit genug. Was

die Ernstesten gesucht, geahnt, erlebt, dem gab er den klaren scharfen Ausdruck. Sie erlebten's mit ihm, sie erlebten's ihm nach. Er wurde ihr Mund, das Mundstück des deutschen Volkes. An ihm erwachte man, an ihm klärte und orientierte man sich, und an ihm stärkte man sich. So wurde er unser großer evangelischer Kirchenvater.

Was folgt daraus? Daß wir uns immer von neuem in sein Lebensbild, in seine Entwickelung vertiefen, mit ihm ins Kloster gehen, mit ihm die Fesseln sprengen müssen, damit wir am Quell immer von neuem lebendiges Interesse und Verständnis schöpfen für die Reformation, für die Kirche der Reformation.

Wir haben viele Lutherstatuen. Die meisten und besten stellen ihn dar als den siegreichen Reformator im Talar oder im Flausrock, die Bibel in der Hand, den Blick zu der oberen Welt siegreich erhoben. Das ist das glorreiche Ende, aber der Weg dahin? Der ging durchs Kloster, und in der Kutte, nicht im Flaus, ist der Reformator geboren und gewachsen. Er hat sie die bedeutungsvollsten 20 Jahre seines Lebens getragen, von 1505 bis nahe an 1525. Als der Bruder Martin hat er die Bulle des Papstes ins Feuer geworfen, und als einer, der in Mönchswinkeln aufgewachsen ist, wie er selbst sagt, und deshalb die Weise der großen Leute nicht kennt, hat er in Worms vor Kaiser und Reich gestanden. Keine Erinnerungsstätte, die wir mit größerer Ehrfurcht zu betrachten hätten als die kleine Zelle zu Erfurt. Kein Meißel und kein Pinsel, auch der Cranachs nicht, der schon den hagern Mönch gemalt, hat vielleicht so scharf den Ringer in der Mönchszelle gepackt wie das Dichterwort unseres vornehmsten historischen Novellisten, Conr. Ferd. Meyer, das er Hutten in den Mund legt:

Je schwerer sich ein Erdensohn befreit,
Je mächtger rührt er unsre Menschlichkeit.

Der selber ich der Zelle früh entsprang,
Mir graut, wie lang der Luther drinnen rang!

Er trug in seiner Brust den Kampf verhüllt,
Der jetzt der Erde halben Kreis erfüllt.

Er brach in Todesnot den Klosterbann —
Das Große thut, nur wer nicht anders kann!

Er fühlt der Zeiten ungeheuren Bruch
Und fest umklammert er sein Bibelbuch.

In seiner Seele kämpft, was wird und war,
Ein keuchend, hart verschlungen Ringerpaar.

Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet —
Mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht.

Laßt uns in diese Ringstatt, in dies Schlachtgebiet hineinblicken und unsern Luther ins Kloster hinein- und wieder hinausgeleiten.

I.

Seit die Erkenntnis allgemeiner geworden ist, daß die Geschichte Luthers nicht erst von dem Thesenanschlag an der Thüre der Wittenberger Schloßkirche interessant und wichtig ist, sondern daß der Schlüssel für seine Persönlichkeit gerade in der vorreformatorischen Periode seines Lebens, in der Zeit vor 1517 gesucht werden muß, seitdem hat sich die Forschung dieser Aufgabe mit großem Eifer zugewandt. Einzelnes sehr Wichtige ist auch erst letzthin in der Zwickauer Ratsschulbibliothek gefunden und veröffentlicht worden, die zahlreichen Randbemerkungen in Luthers eigenen Exemplaren des Augustin und der Mystiker, die er im Kloster studiert hat und die so großen Einfluß auf ihn geübt haben.

Aber gerade für die Zeit bis zum Eintritt ins Kloster, für seine Knaben-, Schul- und Studentenzeit scheinen die Quellen nicht reichlicher fließen zu wollen. Es ist, als stände man vor einem großen Vorhang, der nur hier und da einen Blick durch einen kleinen Riß gestattet und uns das reiche Leben nur ahnen läßt, das sich dahinter abspielt. Einzelne Bilder, mit lebensvoller Anschaulichkeit von Luther selbst wiedererzählt, kennen wir so und kennt jedes Schulkind schon: den kleinen Luther, der als „Partekenhengst“ und Currendesänger an den Thüren sein Brot ersingen

muß, den Knaben Luther, der in Magdeburg den Fürstensohn von Anhalt mit dem Bettelsack daher ziehen sieht, den Lateinschüler, der bei der lieben Frau Cotta wohlige Aufnahme findet, den Studenten, der aus einem fröhlichen Gesellen durch die Schrecken eines furchtbaren Gewitters und eines plötzlichen Todes im Freundeskreis in einen schwermütigen Klosterbruder verwandelt wird. Nun ist ja sicher, wenn diese Erlebnisse in Luthers Gedächtnis so fest hafteten, daß sie ihm später wieder auftauchten und in Lehre und Mahnung, auf der Kanzel oder im Geplauder und freundschaftlicher Aussprache über Tisch sich über seine Lippen drängten, nun so tragen sie die Gewähr ihrer Bedeutung für sein Leben in sich. Aber freilich, eine wirkliche Entwicklung giebt das noch nicht; zumal der jähe Bruch in seinem Leben ist durch die beiden Geschichten vom Gewitter und dem Freundestod noch nicht erklärt. Wir ständen wie die Freunde, die ihn zur Pforte des Augustinerklosters geleiteten, verständnislos dem dunkeln Rätsel seines Wesens gegenüber, wenn er nicht doch neben jenen Erinnerungsbildern noch manche Andeutung, noch manche Bemerkung und manches Urteil uns hinterlassen hätte, die uns die Lücken ausfüllen und die Verbindungslinien ziehen helfen, und wenn unsere genaue Kenntnis der Zeitverhältnisse sie uns nicht ausdeuten und vervollständigen ließe.

Fangen wir vom Aeußerlichsten an. Die Klosterpforte nahm am 17. Juli 1505 einen Magister artium liberalium auf, d. h. einen „Meister der 7 freien Künste", wir würden heute etwa sagen: einen Doktor der Philosophie. Aber dieser da war, seitdem ihn der Magisterhut schmückte, Student der Rechte geworden. Das hing mit der früheren Ordnung der Universitäts-Studien zusammen. Schon damals gab es 4 Abteilungen oder „Fakultäten", aber die 4. und gleichsam die unterste, die Artistenfakultät, aus der dann unsere philosophische geworden ist, mußte von allen besucht werden, war die gleichmäßig geforderte Vorstufe zu den 3 Fachfakultäten der Theologen, Juristen und Mediziner. Zu Epiphanien 1505 hatte Luther das erste Ziel erreicht und mit der Magisterpromotion jenen untersten

Kursus vollendet. Man kann noch in den neuesten Darstellungen der Reformationsgeschichte lesen, daß Luther Mönch geworden, als er sich eben anschickte das juristische Studium zu beginnen. Sollte der sonst so fleißige Gesell vom 6. Januar bis Mitte Juli über ein halbes Jahr auf den Lorbeern seines wohlbestandenen Magisterexamens, in Erfurt ausgeruht haben? Wir wissen, daß sein Vater ihm voll Freude als Präsent nach dem Examen das römische Rechtsbuch, ein corpus juris geschenkt hat. Hat er den zarten Wink unberücksichtigt gelassen und den dicken Band für das erste Halbjahr fein säuberlich in eine Ecke gestellt? Aber wir wissen aus einem späteren Citat, daß er sogar gewisse juristische Auslegungen, die in den Ausgaben des corpus juris hinzugedruckt zu werden pflegten, studiert hat, und bei einem der bedeutendsten Juristen, Dr. Henning Göde, der später in Wittenberg sein Kollege wurde, ist er wohl in die Vorlesung gegangen. Er hat dann zeitlebens auf die Juristen gescholten. Die Aussicht, zu ihrer Zunft zu gehören, hat ihn sicher je länger je weniger gelockt. Es war der Wunsch seines Vaters, der mit dem hellen Kopf des Jungen hoch hinaus wollte. Er aber fühlte, daß er auf eine falsche Bahn geraten war — aus kindlichem Gehorsam. Eine Aenderung war nicht möglich ohne einen Zusammenstoß mit dem heftigen Vater. Aber er empfand zu stark und zu gesund, um zum Lebensinhalt eine Beschäftigung zu machen, der sein Herz so wenig gehörte, an der er so wenig ein Lebensinteresse hatte. Also war der Zwist mit dem Vater in Mansfeld, mit der kindlichen Pietät in der eignen Brust unausbleiblich — so oder so. Dann wenigstens der höheren Stimme gehorchen!

Das führt uns schon weiter. Wem gehörte sein Lebensinteresse? Der Unterrichtsgang, den ich schon erwähnte, dem eigentlichen Fachstudium ein allgemeines, vorwiegend philosophisches Studium vorauszuschicken, hat den natürlichen Erfolg, den jungen Geist auf die allgemeinen Denk- und Lebensfragen zu stoßen, ihn zur Ordnung seines Denkens, seines inneren Lebens aufzufordern. Darum ists noch heute Brauch, daß die Studenten in den ersten Semestern philosophische Vorlesungen hören, und in Tübingen, wo sich

im berühmten Theologenstift so manches Alte erhalten hat, muß der Theologe die ersten zwei Jahre philosophischen, sprachlichen und allgemein bildenden Studien obliegen. Das ist der alte Artistenkursus. Die Zeit Luthers aber war aufs höchste voll der Fragen, alles nahezu war „fraglich" geworden, und die alten festen Stützen der Weltanschauung kamen ins Schwanken. Die Erde, auf der man lebte, dehnte sich, jenseits der Ozeane erschienen neue Welten; der Himmel und die Sonne begannen anders angeschaut zu werden, 10 Jahre älter als Luther war Copernicus; ein päpstliches Konzil mußte neben der Allmacht des Papstes die Unsterblichkeit der Seele beschließen, also ein Kernstück jeder höheren, idealen Weltbetrachtung; eine soziale Gährung mindestens so wie heute, beherrschte die Gemüter, und zuhöchst zitterte die kirchliche Frage durch die Zeit. Freilich der philosophische Unterrichtsbetrieb, in den Luther in Erfurt hineintrat, war noch ganz in der alten Weise durch die Ueberlieferung gebunden, „scholastisch", d. h. sich in einem schulmäßig abgesteckten Kreis von Gedanken und Gedankenverbindungen bewegend, und dem neuen freieren oder „humanistischen" Betrieb, der hier eine besondere Stätte hatte, blieb Luther verhältnismäßig fern, wenn er auch mit Lust viele Schriften der alten Griechen und Römer las und für immer eine Liebe für die Sprachen und die klugen Sprüche der Alten mitnahm. Luther bohrte sich doch hinein mit Feuereifer in die Schulphilosophie, er wurde ein „Grübler", und seinen Freunden von der humanistischen, poetischen Richtung erschien er als der „Philosoph". So war sein Geist mit diesen höchsten Dingen beschäftigt, denen gehörte sein tiefstes Interesse, er mußte ihnen leben können, wie etwa der Professor der Philosophie Arnoldi v. Usingen, der zugleich im Augustiner-Kloster lehrte und lebte.

Nicht nur weil sie sein Denken befriedigten — er traute unbefangen den überfeinen Gedankenverbindungen dieser Philosophie — sondern weil sie über sich hinaus wiesen auf das Kirchlich-religiöse hin! Wie die alte Philosophie geendigt hat mit einer großen Bankerotterklärung der menschlichen Vernunft und mit einer Offenbarungsphilosophie abschloß im sogenannten Neuplatonismus,

so hat man auch im Mittelalter schließlich sich fallit erklärt im sogenannten „Nominalismus“, mit den Mitteln der natürlichen Vernunft die Gottheit zu begreifen oder zu ergründen. Nur Namen, nomina, blieben übrig von den ewigen Dingen als ein Aschenrest in diesem Feuer der Kritik. Aber um so mehr hieß es sich der Kirche blindlings an das Herz werfen, ihrer Lehre, vor allem ihrer Praxis, auch wenn der ganz unbegreifliche, allmächtige Gott ganz Unbegreifliches in seiner Kirche fordert, ja, je unbegreiflicher, desto wahrscheinlicher erschien diesen Leuten ein Satz, desto nützlicher eine Handlung. So wuchs der Aberglaube aus dem Zweifel auf. Aus diesem Boden ist der Ablaßunfug aufgeschossen, der Luther dann zuerst zum offenen Widerstand reizte. Damals aber war er noch gefangen in diesem „Nominalismus“. Die äußerliche, formale Bearbeitung der Lehrsätze befriedigte wenigstens seine Denkkraft. Die Logik ließ freilich das Herz öde und das Handeln unberührt, aber dafür wies ja die Weltweisheit den Frager selbst an die allmächtige, die königliche Mutter Kirche. Immer gebieterischer trat sie in den Mittelpunkt seines Denkens und schloß wie um so viele einen Zauberkreis auch um ihn.

Hier nun kommen wir an die tiefste Wurzel. Von früh auf waren ihm kirchlich-religiöse Eindrücke nahegetreten. Seine Eltern waren fromme Leute, in Magdeburg war er zu den Brüdern vom andächtigen gemeinsamen Leben in die Schule gegangen, in Eisenach umfing ihn die fromme Luft des Cotta’schen Hauses, auch in Erfurt wie in Magdeburg sah er abgehärmte Mönchsgestalten, Karthäuser, auf den Straßen schleichen, die wie Greise aussahen, und in allen öffentlichen und privaten Verhältnissen der vieltürmigen, klosterreichen Stadt offenbarte sich ihm die beherrschende Macht der Kirche. Aber wir bemühen uns vergeblich etwas Besonderes zu entdecken, es waren in der That die ganz gewöhnlichen Eindrücke, unter denen tausend andere auch aufwuchsen, ohne davon erheblich berührt zu werden. Wir wissen nicht von einer einzigen hervorragenden Persönlichkeit, die ihm nahegetreten und ihn innerlich entscheidend beeinflußt hätte. Paulus hatte von dem

sterbenden Stephanus einen fortwirkenden Stachel im Gewissen erhalten, der Kirchenvater Augustin war von dem großen Bischof Ambrosius überwunden zur Anerkennung der Majestät der Kirche, und das Bild seiner frommen Mutter begleitete ihn durch die Irrfahrten seiner Jugend. Luthers Eltern waren gute Leute, aber ihre Frömmigkeit trägt den Durchschnittscharakter. Der Vater hatte sogar eine ausgesprochene Abneigung gegen alles besonders Heilige, er konnte die Mönche nicht leiden, obgleich er mit nichten zu der kirchlichen Opposition gehörte. Die Mutter, so sehr Melanchthon sie herausstreicht, hat ihm den Kopf und die Phantasie gefüllt mit jenem Hexen-, Heiligen- und Teufelsaberglauben, der ehedem aus dem Heidentum übernommen als Christentum zweiter Ordnung einen massiven Bestandteil des Volksglaubens ausmachte. Wir wissen, daß sie meinte, eine ihrem Hause nahewohnende Hexe, die schon einen Prediger zum Sterben gebracht hätte, habe auch eines ihrer Kinder „geschossen", d. h. behext, weil es gar nicht aufhörte mit Schreien. Das Heiligengewimmel, das hier an Stelle Christi sein Wesen hatte, zeigt sich am besten in den Aufschriften der 3 Glocken, die auch bei Luthers Taufe von der Peterskirche zu Eisleben heruntertönten; „Hilf Gott, Maria erbarm", auf der ersten; „hilf St. Anna, selbdritt St. Petrus, St. Paulus", auf der zweiten; „hilf Gott, Maria, Anna, St. Petrus, Paulus, Arnold, Stephan, Simon", auf der dritten der Glocken. Luthers christliche Erziehung erhebt sich unseres Wissens nirgends über den Durchschnitt und ist arm an besonderen Momenten. Nicht ungewöhnliche Verhältnisse haben den ungewöhnlichen Mann geschnitzt.

Es muß in seiner Anlage begründet sein. Er schaute eben die Dinge mit anderen Augen an, als andere, und wenn bei Tausenden der Eindruck des keuchenden Fürsten von Anhalt in Magdeburg nur momentan war, in seiner Seele haftete er, daß er nach 36 Jahren noch die Stimmung nachfühlen konnte, die ihn damals ergriffen: „wer ihn ansah, der schmatzte vor Andacht und mußte sich seines weltlichen Standes schämen". Seine Seele wird sich gestreckt haben nach den Dingen der unsichtbaren Welt, und

dem ist es auch zu verdanken, daß er andrerseits nicht sah, was ihm den Glauben hätte stören können. Ich rede nicht davon, daß er als ein sittlich reiner Knabe und Jüngling aufwuchs. In den klaren Augen des 15 jährigen sah die Frau Ursula den reinen Grund der Seele und hatte ihn lieb darum. Aber auch die kirchlich-religiösen Zweifel, die durch die Welt gingen, das Murren der Tausende gegen jene königliche Mutter Kirche, gegen Rom und den Klerus, es kann ihn nicht wesentlich berührt haben. Gerade damals hat sich in Erfurt der Kreis witziger Köpfe und spitziger Federn zusammengefunden, aus dem dann die Pfeile der „Dunkelmännerbriefe“ gegen Geistlichkeit und Mönchswesen abgeschossen werden sollten. Es ist sehr merkwürdig, aber zweifellos, daß der Reformator Deutschlands in unmittelbarer Nähe dieser Leute gelebt, sie zum Teil auch gekannt hat und doch innerlich von ihnen nicht berührt worden ist. Seine Frömmigkeit war eine kindlich-ungebrochene, als er den Entschluß faßte, ins Kloster zu gehen.

Eben deshalb war sie so stark, und eben deshalb ging sie darauf aus, Ernst damit zu machen und das Leben daran zu setzen. Jede ernste und gesunde Frömmigkeit ist praktisch, jeder tiefe Trieb strebt danach sich umzusetzen ins Handeln. Dieser kerngesunde sächsische Bauernsohn aber barg eine solche Kraftfülle, daß die Wahrheit zu kennen und nicht danach zu thun ein Unding war. „Was muß ich thun“ — mit dieser Betonung — „daß ich selig werde“, das wurde die Grundfrage.

Es ist sicher, daß er schon vorher in dem Lebens- und Pflichtenkreis, in den er hineingestellt war, es versucht hatte Ernst zu machen. Für viele Jünglinge sind die Jahre etwa vom 18. zum 22. die Jahre, da der Geist sich auf sich selbst besinnt, sich erfaßt in seiner Unendlichkeit und Würde und Verantwortlichkeit, wo die Ueberzeugung plötzlich übermächtig wird, daß die ganze bisherige, von Eltern und Voreltern übernommene Anschauung nicht hilft, daß man letztlich allein seinem Gotte gegenübersteht und sein Verhältnis zu ihm und zur Welt selbst ordnen muß, daß der fremde Glaube den eigenen nicht ersetzen kann, daß die

persönliche Aneignung, das persönliche Verhältnis zum Herrn unseres Lebens gefordert ist. Und jeder, der mit diesen Dingen ringt, wird sich innerlich einsam fühlen, stille und schweigsam werden, nach außen hin schwermütig erscheinen, auch wenn ihn Zweifel des Verstandes gar nicht umtreiben. In diesem Sinne war auch Luther nicht mehr harmlos, das hatte er in Eisenach im fröhlichen Hause der Frau Cotta gelassen, deshalb wurde er der „Grübler und Philosoph", daher seine „Schwermut", von der man so oft, namentlich in katholischen Büchern, liest, schon als Student.

Ihn aber trieb in dieser Stimmung immer weiter die religiöse Anschauung der Zeit und sein eigenes Wesen. Es ist bekannt, daß der Zeit das Bewußtsein des gnädigen Heilands ganz verdunkelt war, vollends in dem volkstümlichen Durchschnittskatholizismus, in dem Luther aufgewachsen war. Den Knaben mochte die Wolke der lieben, hilfreichen Heiligen und die schmerzens- und liebreiche Mutter Gottes noch getröstet haben, dem geklärten Bewußtsein, das durch diese Zwischenwesen hinaufstieg zu den letzten Gründen, begegnete dort nur der richtende Herr mit dem Schwert und der Rute, auf dem Regenbogen stehend, wie er ihn als Knabe in der Kirche gesehen. Der gesetzlich-werkdienstliche Zug des Katholizismus und jener von der „nominalistischen" Zeit-Theologie aufgestellte Begriff Gottes als der unbedingten und unbegreiflichen Willkür wirkten steigernd aufeinander. Wenn man auch alles gethan hat, wird man bei dem unbegreiflichen Gott sicher sein dürfen genug gethan zu haben? Was muß ich thun, daß ich einen gnädigen Gott kriege, aus dem zornigen Gott einen gnädigen mache, also wirklich fromm bin, so wie ich es sein muß nach seinem Willen?

Diese Gottesfurcht aber im ganz eigentlichen Sinn als Form der Religion traf bei Luther auf eine entgegenkommende, durch die harte Erziehung entfaltete Anlage. Es ist sicher, daß diese kraftvolle, weltoffene und mit Frohsinn und Humor reich begabte Natur zartweibliche Saiten besaß, ein überaus reizbares Gewissen, ein tiefes empfindsames Gemütsleben. Wir haben so leicht

das Bild des Knaben vor dem geistigen Auge, der im Cotta'schen Hause Sprüche lernte wie den, den er dann später der guten Frau zum Ehrengedächtnis als Randbemerkung zu dem Lob des tugendsamen Weibes in den Sprüchen Salomonis schrieb: „Es ist kein lieber Ding auf Erden — denn Frauenlieb, wem sie in Gottes Furcht mag werden". Oder wir denken daran, daß er den Kameraden in Erfurt auch als „hurtiger, fröhlicher Geselle", und „Musikus" galt, der während einer Krankheit sich selbst die Laute schlagen lehrte. Aber da hat doch nur das freiere Leben, das sich ihm aufthat und ihn umströmte, jene tiefere Grundstimmung zeitweilig zurückgedrängt. Daneben stehen die Bilder von dem Jungen, der den ganzen Ernst des Lebens durchkosten muß, schon äußerlich: das war keine freundliche Gottesfügung, die ihn mit der Mutter das Holz sammeln und bis in sein 15. Jahr um das tägliche Brot betteln ließ. Aber mehr noch innerlich: die furchtbare Strenge des Vaters, der sich ja selbst mit Energie aus der Armut zum geachteten Bürger in Mansfeld herausarbeitete, hat gewiß seine Energie gestählt, die entsetzlichen Schläge, die er in der Schule erhielt, 15 mal einmal an einem Vormittag, mögen befördert haben, daß er „fein fleißig und schleunig" lernte. Aber diese frühen Erfahrungen haben sein Gewissen scharf gemacht, haben ihn doch auch verletzt und in sich hinein getrieben, verschüchtert, ängstlich gemacht. Es berührt doch tief schmerzlich, wenn er später von solcher Erziehung offenbar im Rückblick auf die eigene sagt: „Wo eine solche Furcht in der Kindheit bei einem Menschen einreißet, die mag schwerlich wieder ausgerottet werden sein Leben lang, denn weil sie zu einem jeglichem Wort des Vaters oder der Mutter erzittern, so fürchten sie sich hernach ihr Leben lang vor einem rauschenden Blatt." Als er einst mit seinen Genossen vor einem Bauernhaus einen schönen Psalm sang, liefen sie vor der rauhen Stimme des erfreuten Mannes aus Furcht vor Schlägen davon und merkten gar nicht, daß er ihnen nicht Schläge, sondern — ein paar Würste reichen wollte.

Nun aber wandte sich, je mehr sich das innere Leben vertiefte, der innere Blick sich versenkte, diese Furcht auf

das sittlich-religiöse Gebiet, auf die höchsten Fragen. Der himmlische Vater erschien ihm so zornig und zorniger als der irdische, der die 10 Gebote ja auch so fest handhabte. Die ganze Unruhe der Zeit, mit ihrem Schuldbewußtsein, ihrem Erlösungsbedürfnis, ihrem Hasten und Jagen nach Heilsbürgschaften, ihrem krampfhaften Sichsteigern der religiösen Uebung, verkörpert sich gleichsam in diesem Manne des Volks.

„Der Ernst und die Strenge der Eltern haben mich getrieben Mönch zu werden und in ein Kloster zu laufen“ hat er später selbst gesagt. Das war das, was er noch thun konnte, ja thun mußte, nachdem er einmal klar erkannt hatte, daß es nach der Satzung der Kirche, das hieß Gottes, besser sei arm und ehelos und gehorsam im Kloster zu leben, denn als Jurist im öffentlichen Leben zu stehen. Hier, in diesen außergewöhnlichen höheren Leistungen lagen offenbar die besonderen Garantieen, die ihm die Gnade Gottes mit Sicherheit verbürgen konnten. In diesem Licht gewann auch der so wie so unvermeidliche Zusammenstoß mit seinem Vater ein ganz anderes Aussehen. Er wurde verdienstlich, ein Stück seines Ganzopfers: „Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht wert“. Der heilige Columban war über seine Mutter weggesprungen, als sie sich über die Schwelle des Hauses warf, um ihn an dem Weg ins Kloster zu hindern. Hatte er bisher offenbar zu wenig gethan an Leistungen der Entsagung — denn sein Gewissen ließ ihm ja keine Ruhe, so mußte er nun mehr thun als unbedingt und für alle nötig, und so mit einem kräftigen Entschluß das Letzte thun, ein ganzer Katholik zu werden.

Erklärt uns solcher Blick in seine Seelenstimmung nicht besser als alle Geschichten einzelner Erlebnisse es vermöchten, den Bruch in seinem Leben? Aber diese Erlebnisse fügen sich dem Bilde vortrefflich ein. Es sind drei geistliche Mahnrufe, die in steigender Dringlichkeit ihm zu wissen gaben, daß er keine Zeit zu verlieren habe. Zuerst stieß er sich versehentlich nicht weit von Erfurt die Waffe in die Pulsader des Schenkels, so daß er in die Gefahr des Verblutens kam. Die Mutter Maria, die er um Hilfe anrief, ließ es

dahin nicht kommen, aber das lange Krankenlager gab ihm nicht nur Gelegenheit die Laute schlagen zu lernen, sondern auch zu ernsten Gedanken. Das zweite Erlebnis ist nicht von ihm selbst bezeugt, Melanchthon und Mathesius berichten von dem plötzlichen Tode eines Freundes, der nach dem letzteren Berichterstatter sogar erstochen worden sein soll. Wann dies geschehen, wissen wir nicht. Sicher aber, wenn die Notiz richtig ist, daß dieses „Denk' an den Tod" einen tiefen Eindruck auf das Gemüt des etwa 20jährigen machen mußte. Von dem dritten Erlebnis giebt er selbst mehrfach Kunde. An einem heißen Sonntag, 2. Juli 1505, überraschte ihn im Freien auf dem Heimweg von seinen Eltern ein furchtbares Gewitter. Unter dem Toben der entfesselten Elemente, dem Krachen des Donners und dem Zucken der Blitze brach die Angst seines Innern auf. Das war derselbe zornige Gott, der ihn „mit Schrecken vom Himmel her" rief. Die wirren Gedanken verdichteten sich zum momentanen Entschluß, und über seine Lippen drängte sich unwillkürlich das Gelübde: Hilf, liebe Sankt Anna, ich will ein Mönch werden. So wurde auch den Freunden des Heimgekehrten offenbar, was sich aus der Tiefe seines Gemüts emporgerungen, und es erschien ihnen wie ein übereilter Entschluß, was doch längst vorbereitet war und darum die Kraft zur Durchführung in sich schloß. So nahe lag der Vergleich mit der plötzlichen Bekehrung des Paulus, den schreckensvollen Lichterscheinungen vom Himmel her auf dem Wege nach Damaskus, das er schon damals von einem Freunde gezogen wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Luther selbst das Erlebnis im Lichte dieses Vergleichs zu betrachten sich gewöhnte und sich dadurch die Kraft der Ueberzeugung festigte in jener Stunde berufen und ausgesondert zu sein aus der Welt zum besondern Dienste Gottes. Aber auch das Leben aller großen Heiligen des Mittelalters zeigte ihm solchen jähen Bruch mit der Welt.

Wie er dann aus ihr schied, erinnert an die Art, wie der größte Heilige des Mittelalters, der heilige Franz von Assissi, der Welt und ihrer Lust Valet sagte. Er genoß noch einmal die Freuden des Schmauses im

Kreise der Genossen seiner Jugend, zog, einen Blumenkranz auf dem schwarzen Haar, die Straße entlang ihnen voraus, dann blieb er verklärten Auges stehen, und als man ihn lachend fragte: „Willst du ein Weib nehmen?", sagte er: „Ja, von nun an will ich der schönsten und reichsten Frau dienen". Und er ging heim, verließ alles und diente der Frau Armut. So lud sich Luther am 16. Juli die besten Freunde zusammen, aß und trank und spielte mit ihnen, dann sagte er ihnen den Entschluß und bat um ihr Geleit, auf ihre Bitten nur das abwehrende feste Wort: „Nun seht ihr mich und nimmermehr".

II.

Und nimmermehr? Und 15 Jahre darauf begrüßte einer seiner Erfurter Genossen ihn als den Herold und den geistigen Befreier Deutschlands, und 16 Jahre drauf sah man ihn auf dem Wege nach Worms durch dieselbe Universitätsstadt ziehen, und eben jener ehemalige Studiengenosse, Crotus Rubianus, war Rektor, an der Grenze der Stadt holten ihn die Vertreter der Universität ein, 40 Mann zu Pferd, Tausende folgten ihm, auf den Dächern und Türmen drängte man sich den Mann zu sehen, der 1505 hier „der Welt abgestorben" schien und nun „der Freiheit eine Gasse gebrochen" hatte. Und fast genau 20 Jahre nach jenen Julitagen 1505 machte der ehemalige Mönch — Hochzeit. Er gehörte der Welt wieder und die Welt jauchzte ihm zu und machte den einsamen und weltflüchtigen Mann zu einem ihrer „führenden Geister". Oder vielmehr, Gott machte ihn dazu.

Mit welchen furchtbaren Erschütterungen muß der Mensch, der mit solcher Anspannung aller Kräfte den Bruch mit der Welt und den Weg ins Kloster gewählt hatte, den Bruch mit dem Kloster und den Rückweg in die Welt gefunden haben.

Langsam, allmählich, in schwerer Herzensarbeit ist es gegangen, in drei Absätzen. Zuerst erkannte er für sich die Wurzel des Irrtums und die Wahrheit, die ihn innerlich frei machte. Aber viel später war es erst, daß sein reformatorisches Wort überall an die Klosterpforten schlug

und tausende von Mitbrüdern und Schwestern dem bürgerlichen Leben zurückgab, und noch später verließ er selbst die Räume des Klosters und wurde ein Hausvater.

Merkwürdiges erfuhr er in den ersten Jahren seines Klosterlebens. Aeußerlich kam er dem ersehnten Ziele immer näher und innerlich immer ferner. Sein Wort ist bekannt: „Ist je ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, will ich auch hineingekommen sein". „Und habe mich zermartert und zerplagt mit Fasten, Frieren und strengem Leben". Drei Tage hintereinander aß und trank er zuweilen nichts, und es ist nicht ohne Grund, wenn er manches Leiden späterer Zeit auf dieses rücksichtslose Wüten gegen seinen Leib im Kloster zurückführte. Hier schien ein neuer Heiliger, ein deutscher Franz von Assissi sich heranzubilden. Der Ruf seiner Heiligkeit verbreitete sich weithin. Er durfte sich unter die rechnen, die Gott besonders nahm, weil sie Gott etwas Besonderes dargebracht hatten. Und nach zwei Jahren, 1507, erhielt er dazu die priesterliche Weihe. Nun ward er zum Stellvertreter Gottes auf Erden, auf sein Wort wandelte sich in der Messe das Element in den Leib des allmächtigen Gottes, so daß nur der Schein des Brodes übrig blieb, und wiederholte er das göttliche Opfer; in seiner Hand hielt er Leben und Tod der Gläubigen, die Schlüssel des Himmelreichs. Des zornigen Richtergottes Aus- und Nachrichter war er selbst geworden. Selbst sein Vater, der anfänglich „schier toll" geworden, bezeugte durch seine Anwesenheit, daß er begann sich mit dem neuen Gang der Dinge auszusöhnen. Nach der Lehre der katholischen Kirche hatte Luther genug und übergenug gethan einen gnädigen Gott zu erlangen, ja er sammelte schon mit an dem Schatz überschüssiger Verdienste.

Auf zwei Säulen ruht der stolze Bau des Katholizismus, der priesterlichen Sakramentsanstalt und der Askese, d. h. dem Leben strenger Entsagung, dem Mönchtum. Die erstere ist der Gottesstaat, den Gott in die sündenvolle und friedlose Welt hineingebaut hat; wer ihr Bürger und Hausgenosse ist, teilnimmt an ihren Schätzen und dem pünktlichen Vollzug der heiligen

Weihen und Ordnungen, sich gliedlich anschließt an die priesterlichen Regenten, thut, was sie im Namen Gottes seinem Volke befehlen, der allein hat die Möglichkeit, gerettet zu werden, er kann selig werden. Ob er es auch wird? Die Kirche weist ihn auf die Ergänzung. Das ist die Askese. Der Mensch kann sich durch eigenes heißes Bemühen, durch verdienstliche Werke aller Art, zuhöchst durch Flucht aus der Welt zu Gott hin, des Heils persönlich versichern. Falls er nun freilich wieder zweifelt, wann er denn genug gethan hat, so flüchtet er wieder zu der magischen Einströmung der Gnade im Sakrament der Buße. Sie kann selbst das Ungenügende der Reue ersetzen. So eilt der Katholik vom Werke, so subjektiv gefaßt, daß es dem freien, nur geschwächten Willen entspringt, zum Sakrament, so objektiv wirkend, daß es nicht einmal die rechte Gesinnung verlangt, um wirkungskräftig zu sein, und das Sakrament verweist ihn wieder auf das Werk. Auf der Balancierung dieser beiden Stücke, der Kräfteverteilung auf diese zwei Stützen ruht der Katholizismus. Beides zusammen wird doch ausreichen auch für Luther, den Priester und den Mönch. Luther konnte es nicht finden. Je näher er äußerlich dem Ziele kam, desto weiter entfernte er sich innerlich von ihm, er wurde immer friedloser. Der unbegreifliche Sakramentszauber des unbegreiflichen Gottes erschreckte ihn, er wäre fast davongelaufen, als er zum ersten Male die Meßhandlung vollziehen sollte. War er würdig der Stellvertreter des unerbittlichen Gottes zu sein, dessen Gnade so unerforschlich war wie sein Zorn? Je schärfer aber sein inneres Auge wurde, desto feiner schien ihm das Geäst und Geäder der Sünde, desto völliger die Ueberzeugung seines totalen Verderbens und die Unmöglichkeit wahrhaft guter, das heißt vor dem heiligen Auge Gottes guter, aus einer grundguten Gesinnung hervorgehender Werke. Er hatte nie genug Abscheu vor dem Bösen und nie genug Liebe zu Gott und doch sollte damit die wahre Reue beginnen, durch die man sich disponiere, geeignet und würdig mache für den Empfang der göttlichen Vergebung im Sakrament der Buße. Er konnte sich offenbar nicht disponieren für den Empfang

der Gnade. Es lag nicht an einzelnen Handlungen, es lag an seinem Wesen.

Dann gab es nur zwei furchtbare Möglichkeiten, und beide streifen an den Wahnsinn. Entweder Gott ist gar nicht gut, er ist böse, oder er selbst, Luther, ist krank, besessen von einem bösen Geist. An diese Grenzen äußerster Verzweiflung ist Luther gekommen; er hat zu Zeiten einen Gotteshaß in sich aufsteigen sehen, und er hat in der Geschichte vom besessenen Knaben, von dem im Evangelium Mark. 9 erzählt wird, sich selbst wiedergefunden. Als diese Geschichte einmal vorgelesen wurde, ist er mit dem angstzitternden Schrei: „Ich bin es nicht, ich bin es nicht", zusammengesunken. Niemand hatte es behauptet, daß er es sei. Eine innere Stimme hatte ihm die entsetzliche Möglichkeit zugeraunt, und seine starke gesunde Natur wehrte sich mit dem Rest der Kraft gegen die ihn umgarnende Verzweiflung, die zum Wahnsinn führt.

Das Tridentiner Konzil hat dann später als katholischen Grundsatz ausgesprochen, daß der Mensch in seinem Heile ungewiß sein soll. Es ist die Heilsungewißheit eben der Priester- und Mönchskirche wesentlich. Luthers Frömmigkeit aber war zu unmittelbar und zu gesund, um sich in der wichtigsten Frage des Lebens mit einer Ungewißheit zufrieden zu geben. Konnte ihm die Priesterkirche und das Mönchtum die Antwort nicht geben, waren die beiden Stützen morsch, so mußte Gott ihn selbst stützen, Gott selbst sprechen. So löste er sich innerlich von den Autoritäten des Mittelalters und ward der Prophet, zu dem Gott sein altes Evangelium, das weder von Priestern noch von Mönchen etwas weiß, von neuem sprach. Staupitz, der Mann „allezeit adeligen Gemüts", wie Luther ihn nennt, ward der Bote Gottes, der ihn auf den Christus der Schrift hinwies, dessen einfaches praktisches Christentum auf den zergrübelten Kopf und das zerrissene Herz wie linderndes, heilendes Oel wirkte. Er wurde ihm der Wegweiser zu dem gnädigen Heiland der Schrift. Das alte deutsche Wort „Heliand", der Heilende, der Arzt, ist von Luther wieder ausgegraben worden, wie das Wort „Gemüt" von den Mystikern stammt, aus denen Staupitz seine Nahrung gezogen. Den Heiland

fand sein Gemüt in den heiligen Urkunden, die ihm nicht erzählten von dem, was schwache Menschen mit aristotelischer Denkkunst über Gott meinten, sondern von dem, was Gott gethan, längst gethan, jedem gethan, auch ihm. Die ganze Fragestellung war falsch gewesen: was muß ich thun, damit ich einen gnädigen Gott kriege: nicht ich muß etwas thun, Gott hat etwas gethan, Er hat uns je und je geliebt und uns zu sich gezogen aus lauter Güte. Nicht darinnen stehet die Liebe, daß wir Gott geliebt haben, sondern daß Er uns geliebt hat und gesandt Seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünden. Der will nur aufgenommen, geglaubt, wiedergeliebt sein, dann treibt die völlige Liebe die Furcht aus. „Vater unser": Gott will uns damit locken, daß wir glauben sollen, er sei unser rechter Vater und wir seine rechten Kinder.

Der Bann war gebrochen. Unsichtbar für die Menschen, unbewußt ihm selbst sank die Kutte des Mönchs von seinen Schultern. Er blieb Mönch, aber er wurde ein evangelischer Mönch. Er war auch fernerhin peinlich treu in der gewissenhaften Erfüllung seiner Pflichten, aber er lernte sie je mehr und mehr anders ansehen, aus den Mitteln zur Seligkeit wurden sie ihm zu den Früchten der innerlich erfahrenen Seligkeit, den Ausstrahlungen der immer tiefer in das Herz sich senkenden seligen Gewißheit seines Heiles. Auch er war wie sein Meister zunächst nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen, warum sollte er nicht freiwillig das ihm von seinem Gott und Vater auferlegte Joch weitertragen, das Gesetz erfüllen, wenn er doch die Kutte nur trug, als trüge er sie nicht? —

Aber es konnte so nicht bleiben. In der Stille der Erfurter Klosterzelle war ein größerer Sieg erfochten worden, als alle Schlachten des deutschen Kaisers und der französischen Könige waren, die damals um den Besitz Italiens kämpften, es war eine neue Weltanschauung erstritten worden. Der Ansatzpunkt, nach dem die krampfhafte Unruhe der Zeit gesucht hatte war gefunden: eine neue Weise, das Verhältnis von Gott, Welt und Mensch zu ordnen. Die zwei Jahrhunderte vorher schon hatte

man gesucht, gerüttelt an dem Bisherigen. Da hatten die kirchlichen Reformer gemeint, man könne helfen, wenn man die Verfassung der Kirche ändere, den Papst durch ein Konzil ersetze. Da hatten die Fürsten und Staatsmänner die Kirche dem Staate unterthan machen wollen. Da war der bedrückte vierte Stand aufgetreten und hatte die Entweltlichung der verweltlichten Kirche gefordert, und „Pfaffen totschlagen“ war ein stehender Punkt in den sozialen Programmen jener Tage. Und dann waren die Humanisten und Poeten gekommen, die Bildung hatte ihr kirchliches Gewand abgestreift, eine freie Menschenbildung war entstanden, eine Renaissance, eine Wiedergeburt des menschlichen Denkens und Empfindens. Wie erlöst aus der engen Luft der Klostermauern hatte man aufgeatmet in der freien Gottesnatur, in der sich schon die Alten gesonnt, die großen herrlichen Menschen von Athen und Rom, so hatte man gelernt zu empfinden. Man spürte die eigenen Kräfte, man sah sich selbst, den Menschen, und wagte das Höchste in Kunst und Wissenschaft auf eigene Faust in eigener Kraft. Soweit diese selbstvertrauende, erkenntnis- und kunstfrohe Menschheit zu retten war für das Leben in Gott, diese „modernen“ Menschen, konnte es auf die Dauer nur geschehen in einer Glaubensgemeinschaft, da nicht mehr in Kultus und Verfassung, in Anstalt und Statuten das Wesen steht, sondern die auf einfachen persönlichen Erfahrungen ruht, in der man redet von unmittelbarer, allen Menschen zugänglicher Gewißheit, da man auch sich selbst wiedergefunden hat — aber als Kind Gottes.

Und auch dies letzte hatte schon vor Luther seinen Anfang genommen. Es war eine Frömmigkeit aufgewachsen, neben und ohne die Kirche, die unmittelbar von Gott lebend die Kirche nicht brauchte. Wir denken an die stillen Gottesfreunde und die stürmenden Husiten, an den englischen Patrioten Wiclef, der noch mit grauen Haaren an den Grundpfosten der Kirche rüttelt, und an das böhmische Volk, das eine Gottesherrschaft nach Gottes reinem Gesetz aufrichten will.

Aber all das bleiben Versuche, sie werden umgebogen, gebrochen, verlaufen im Sande, bleiben in der Stille des

Klosters oder enden auf dem Scheiterhaufen der Inquisition. Es fehlte die Sicherheit des Ansatzes, darum flüchtete man doch wieder zu den alten Altären, es fehlte der zusammenfassende Einheitspunkt, deshalb baute man nur noch neue Altäre hinzu. Bis zum innersten Centrum war man nicht gedrungen. Man wollte die Freiheit der Persönlichkeit und die Freude an der Welt nicht wieder preisgeben, aber auch Gott nicht fahren lassen, man fand den Ansatz nicht, von dem aus man beides und das Verhältnis von Gott, Welt und Mensch neuordnen konnte. Das vermochte nur eine Persönlichkeit, die eben dies neue Verhältnis erfuhr.

Der nationale und politische, der wissenschaftliche und künstlerische Genius hatten gesprochen, aber auf die höchste, die alles bedingende und zusammenhaltende, sittlich-religiöse Frage war eine befriedigende Antwort nicht erfolgt. Der religiöse Genius, den die Welt erwartete, hatte nicht gesprochen. Jetzt war er gefunden. Die Vorsehung Gottes ist mit Händen zu greifen. Luther war der Prophet Gottes, den er sich in der Stille zugerüstet, das freigewordene Gotteskind. Er hatte seiner Zeit das freimachende Wort zu sagen. Nachdem er in der Verborgenheit die widerstrebenden Gedanken niedergekämpft, die neue Erkenntnis sich sicher erworben hatte und an den richtigen Platz nach Wittenberg geführt war, da machte ihn Gott zum Reformator. Er hat sich nicht selbst zum Reformator gemacht, er ist dazu geworden, allmählich, unbewußt, sich selbst überraschend. Langsam sind ihm seine Augen geöffnet worden über seine eigene Bedeutung. Da sagte er seinen Deutschen das Evangelium von der rechten Freiheit eines Christenmenschen. Durch diese Posaunenstöße des Jahres 1520, da ihn die Hochflut der nationalen Begeisterung trug, sind auch die Mauern der vielen Klöster hin und her im Lande ins Wanken gekommen wie einst die Mauern von Jericho. So soll der Christenmensch sein: frei von jedermann, weil von Gott teuer erkauft und niemandem unterthan in mönchischem Gehorsam, in Satzungen und Fündlein der Menschen, und doch jedermanns Knecht in dienender Liebe, ihm unterthan und verpflichtet, im gottgeordneten Beruf, im Wirkungskreise der Welt, den Gott uns anweist und den zu fliehen Sünde ist.

In solche dienende Liebe fällt auch die Rücksicht auf die Schwachen. Mit Paulus kann man sich also freiwillig unfrei machen, freiwillig auch die Gelübde halten. So blieb er im Kloster und begann den Kampf gegen die Gelübde noch nicht.

Aber als er in der Stille der Wartburg saß, gingen ohne ihn die Dinge in Wittenberg weiter. Hier zog man die Konsequenzen, und Luther mußte sich über die Klosterfrage äußern. Er that es rasch hintereinander in mehreren deutschen und lateinischen Schriften. Nun faßte er's in der Tiefe und kam auch hier zur Klarheit. Man muß auch hier auf die Gesinnung zurückgehen. Die Gelübde sind falsch, weil sie in der Meinung gethan sind, sich bei Gott ein Verdienst damit zu erwerben, gehen nicht aus dem Glauben und darum sind sie Sünde. Nun kann's wohl sein, daß es fromme Mönche gegeben hat, wie den heiligen Bernhard, dessen schönes Lied salve caput cruentatum Paul Gerhardt in unser „O Haupt voll Blut und Wunden" umgedichtet hat, die in freier evangelischer Weise Mönche gewesen und geblieben sind, aber zweitens ist zu sagen: daß auch der Inhalt der Klostergelübde wider Gott ist, denn Gott will nicht, daß wir unfrei in einem Gesetzesjoche leben, sondern er schenkt uns diese schöne Welt und alle gute Gabe, die unter dem Himmel ist, zu freiem Gebrauch in Seiner Zucht zu Seiner Ehre, daß wir's mit Danksagung empfangen, und er will weiter, daß wir Liebe üben gegen unseren Nächsten im thätigen Dienste der Welt, nicht uns in feinem frommem Egoismus abschließen in den Mauern und, wie die Karthäuser gebieten, das Haus von Vater und Mutter lieber verbrennen sehen als wider das Gebot der Regel das Kloster verlassen und hilfreich zuspringen. Und endlich, das Gelübde der Ehelosigkeit ist den Meisten innerlicher Weise zu erfüllen gar nicht möglich, äußerlich höchstens, aber innen gehts ihnen mit ihren Phantasien wie dem heiligen Hieronymus in seiner Zelle zu Bethlehem, am heiligsten Ort. „Laß sie nur lästern die keuschen Herzen und großen Heiligen, laß sie eisern und steinern sein, wie sie sich selbst aufwerfen; verleugne Du nicht, daß du ein Mensch seist, der Fleisch und Blut hat,

laß darnach Gott richten, zwischen den evangelisch starken Helden und dir krankem verachtetem Sünder.“ So sprach der ehemalige Mönch. Er hat zu der lateinischen Schrift seinem Vater ein herrliches Vorwort als Widmung geschrieben: er habe ehedem Recht gehabt mit seinem Hinblick aufs 4. Gebot, ob er ihn jetzt kraft seiner väterlichen Macht aus dem Kloster nehmen wolle? Aber es ist nicht mehr nötig, „Gott ist Dir zuvor gekommen und hat selbst mich herausgenommen, denn was macht's, ob ich noch Kleid oder Platte trage oder ablege? oder macht Platte und Kutte den Mönch? Paulus sagt: alles ist euer, ihr aber seid Christi; mein Gewissen ist frei, ich bin jetzt Mönch und doch nicht Mönch, eine neue Kreatur nicht des Papstes, sondern Christi, doch der mich aus der Möncherei genommen, der hat noch mehr Recht denn Du, der hat mich in seinen Dienst genommen. — So hoffe ich denn, der Herr habe dir einen Sohn dazu entrissen, um jetzt vielen andern Söhnen durch mich Rat zu schaffen, worüber du dich freuen sollst und sicherlich freuen wirst.“ —

Freilich, dazu durfte kein persönliches Motiv ihm selbst untergeschoben werden können. Er sah voraus, wie „sie das Maul aufreißen würden und sagen: O wie drückt den Mönch die Kutte, wie gern hätte er ein Weib!“ Darum blieb er, während sich überall die Pforten aufthaten, im Kloster. Als so viele seiner Freunde den Hausstand gründeten, sagte er: „Mir werden sie kein Eheweib aufdrängen,“ und „Ich hoffe, ich sei so ferne kommen, daß ich von Gottes Gnaden bleiben werde, wie ich bin.“ Aber vorsichtig und „ehrlich“ fügt er hinzu: „wiewohl ich noch nicht überm Berge bin.“

So blieb er wieder im Kloster, auch, als er die Kutte abgelegt, das bürgerliche Professorenhabit angenommen hatte und zum Aerger seiner Gegner „Hemden mit Bändelein“ verzieret trug. Im Oktober 1524, als seine Kutte ganz abgetragen war, schenkte ihm sein Kurfürst ein Stück feinsten Tuches zu einer neuen Kutte oder zu einem Rocke. „Das Tuch aber geriet“, wie er sagt, „zu einem Rocke — Gott zu Ehren, vielen zur Freude, dem Satan zum Trotz und Schmach.“ Nur der ehemalige Prior wohnte noch außer ihm in den

leeren Räumen, seine körperliche Wohlfahrt litt schwer darunter, die Einkünfte des Klosters waren dahin, und zudem: er hat nie mit Geld umzugehen verstanden. Hoffentlich übertreibend sagt er später: „daß ein Jahr lang ihm niemand sein Bett zurechtgemacht habe“, müde sank er am Abend hinein. Dazu kamen erneute schwere Anfechtungen, dunkle Stunden in den Zeiten der Bauernunruhen, das Wort „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“ wurde ihm immer deutlicher gepredigt. Zu diesen persönlichen Gründen traten allgemeine. So lange er selbst der Welt nicht das Aergernis gegeben, konnte sich der Irrtum doch wieder einschleichen, als ob ehelos zu bleiben verdienstlicher sei.

So trat er im Sturmjahre 1525 am 13. Juni in die Ehe, in der Gewißheit, daß Gott auch das wolle: „da ich meine Käthe wollt nehmen, da bat ich meinen Herrgott mit Ernst.“ Nun erst war er den Mönch ganz los, an Stelle des Klosters trat das Pfarrhaus mit seinem kinderreichen, fröhlichen Leben. Nun erst ward er der Vater Luther im vollen Sinne des Wortes. Das wollen wir ihm mit Karl Gerok, dem geistlichen Dichter, besonders danken, daß er neben Kirche und Schule das evangelische Pfarrhaus hingebaut und damit einen Quell der Liebe geöffnet hat, aus dem Segensströme geflossen sind bis zum heutigen Tag:

„Drum, Vater Luther, singet heut
Am häuslichen Klavier
Ein festlich Loblied hoch erfreut
Die Hausgemeinde Dir,
Weil Du das düstre Mönchsgewand
Dir kühn vom Nacken schobst
Und Gottes heilgen Ehestand
Zu Ehren wieder hobst.

Und wenn mich warm an Seel und Leib
Die treue Hausfrau hält:
Dir dank ich, daß ein frommes Weib
Zum Trost mir ist gesellt.

Und lab ich mich mit Speis und Trank
An meines Hauses Tisch:
Von Herzen red ich frei und frank
Und bin kein stummer Fisch.

Und wenn mein Amt mich ferne rief
Von denen, die mir lieb,
Schreib ich an Hänschen meinen Brief,
Wie Vater Luther schrieb.
Und nahm der Herr ein süßes Herz,
Ein Magdalenchen mir,
Teil ich mit Dir den Vaterschmerz,
Den Christentrost mit Dir.

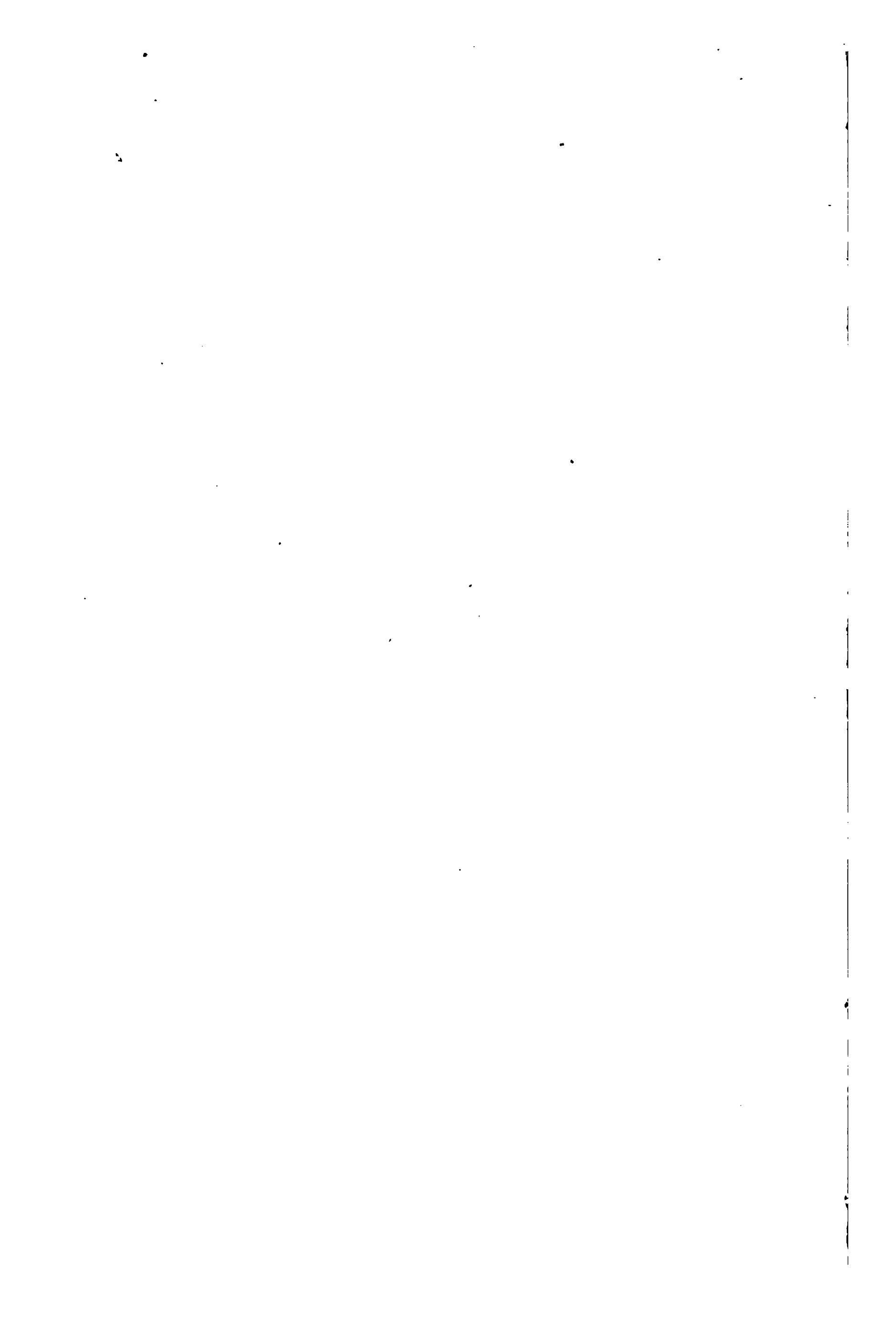
Drum wo ein freundlich Gotteshaus,
Ein reinlich Schulhaus winkt
Und hell aus Baumesgrün heraus
Ein schmuckes Pfarrhaus blinkt,
Da danket still und preiset laut
Den Mann, der alle drei,
Uns Kirche, Schul und Haus gebaut —
Und Gottes Reich dabei.

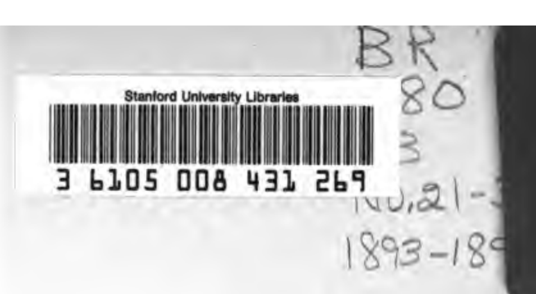
Damit bin ich am Schluß. Das war's was Luther ins Kloster hinein- und wieder hinausgeführt hat. War dieser Mann mit dem wechselvollen Geschick, mit dem zwiefältigen Bruch in seinem Leben nicht ein unruhiger, wetterwendischer Geist?

Nicht doch, übersehen wir das Gesagte: Was ihn hinein- — dasselbe hat ihn auch wieder hinausgeführt, nämlich der ganze völlige Ernst, mit dem er die Sache seiner Seele trieb, die Energie seiner Sittlichkeit, die Völligkeit seiner Hingabe an den heiligen und doch gnädigen Gott! Hätte er den Zorn Gottes nicht so empfunden, so würde er die Gnade Gottes nie gefunden haben. Dieser Umweg war in Wahrheit der einzige direkte Weg. So führt Gott seine Leute. Das ist uns zur

Mahnung geschehen. Wir wollen das Andenken unseres großen Kirchenvaters Luther dadurch ehren, daß wir seiner Treue nachfolgen, in der Gewißheit, daß Gottes Gedanken und Wege zwar nicht unsere sind, aber so viel der Himmel höher denn die Erde, seine Gedanken und Wege höher sind als die unsern. Dazu helfe uns Gott, wie er Luther geholfen hat.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.




Stanford University Libraries
3 6105 008 431 269

